

Livia Bitton-Jackson

1000 Jahre habe ich gelebt

Eine Jugend im Holocaust

Urachhaus



Mit 13 Jahren wurde das Mädchen Elli Friedmann mit ihrer Familie im März 1944 von den Nazis nach Auschwitz verschleppt. Und von einem Tag auf den anderen ging alles, was ihr Leben bis dahin ausgemacht hatte, verloren – angefangen bei ihrem neuen Fahrrad über die Freunde bis hin zu dem Gefühl, ein freier Mensch zu sein.

Als eine der wenigen Jugendlichen, die die Konzentrations- und Arbeitslager überlebt haben, schildert sie ihren Weg durch die Vernichtungsmaschinerie mit einer ergreifenden Sprache, die ein erschreckendes Bild der unvorstellbaren Grausamkeiten des Naziregimes zeichnet.

Tausend Jahre habe ich gelebt ist mehr als eine bemerkenswerte Biografie – es ist gelebte Geschichte und berichtet von Gewalt und Leid, und gleichzeitig von Hoffnung, Schicksal, Durchhaltevermögen und Liebe.

Eichlers Judaica, New York

ISBN 978-3-8251-7452-1



9 7 8 3 8 2 5 1 7 4 5 2 1

Livia Bitton-Jackson

1000 Jahre habe ich gelebt

Eine Jugend im Holocaust

Aus dem amerikanischen Englisch
von Dieter Fuchs

Urachhaus

Die Autorin

Livia Bitton-Jackson, geboren als Elli L. Friedmann in der Slowakei, verließ Europa, nachdem sie den Holocaust überlebt hatte, im Jahr 1951 und lebt seither in den USA und in Israel. An der New York University promovierte sie in den Fachbereichen Hebräische Kultur und Jüdische Geschichte und hält heute Vorlesungen über den Holocaust, Israel und die Frau im Judentum. Sie hat mehrere Bücher veröffentlicht, darunter *Elli: Coming of Age in the Holocaust*, das mit dem Christopher Award, dem Eleanor Roosevelt Humanitarian Award und dem Jewish Heritage Award ausgezeichnet wurde. Livia Bitton-Jackson ist verheiratet und Mutter von zwei Kindern sowie zwei Stiefkindern.

Die Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel
I Have Lived A Thousand Years
bei Simon & Schuster Children's Publishing Division, New York

ISBN 978-3-8251-7452-1

3. Auflage 2012, Verlag Urachhaus
© 2004 Verlag Freies Geistesleben & Urachhaus GmbH, Stuttgart
© 1997 Livia Bitton-Jackson
Umschlagillustration: Eva Schöffmann-Davidov
Gesamtherstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Den Kindern in Israel gewidmet, die – ohne dass dies normalerweise erwähnt wird oder man ihnen dafür Respekt zollt – an jedem einzelnen Tag ihr Leben aufs Spiel setzen, indem sie ihren Weg zur Schule über die Strassen von Judäa, Samaria und Gaza nehmen. Einem dauerhaften Frieden in Israel zuliebe – der die einzige Sicherheit dafür darstellt, dass der Holocaust sich niemals wiederholen kann.

Vorwort	9
Die Stadt meiner Träume	13
«He, Judenmädchen, Judenmädchen ...»	23
Die Geschichte vom gelben Fahrrad	26
Die Geschichte vom gelben Stern	30
Leben Sie wohl, Herr Stern	37
Das Ghetto	42
Ein Wunder	50
Vati, wie konntest du mich verlassen?	53
Darf ich bitte meine Gedichte behalten?	57
Tante Serena 61	
Oh Gott, ich will nicht sterben!	66
Auschwitz	71
Arbeit macht frei	74
Neugeboren in der Dusche	80
Krawall im Lager	90
Jugendliche Eitelkeit	93
Ein neuer Hoffnungsschimmer	97
«Mami, in deiner Suppe ist ein Wurm»	100
Rätselhafte Helden	103
Der Aufstand	107
Hitler ist nicht tot	114
Tätowiert	118
Das kaputte Bett	121
Ist das wahr mit dem Rauch?	126
Die Selektion	131
Der Transport	134
Ein Taschentuch	140
Wir sind im Himmel	144
Herr Zerkübel	149

Leah Kohn, vergib mir ...	153
Ein Teller Suppe	157
Der goldene Vogel	162
Ein Echo aus dem Nebel	164
Um in der Welt zu leben	171
Ein verlorenes Spiel	177
Ein amerikanisches Flugzeug!	184
Endlich frei	192
Heimkehr	198
Amerika, wirst du mir zur Heimat werden?	205
Die Freiheitsstatue	213

Anhang

Unsere Familie während des Holocaust:	
Chronologie der Ereignisse	215
Die wichtigsten Daten und Ereignisse des Holocaust	219
Glossar	222

Vorwort

Am 30. April 1995 flog ich mit einer Maschine der Fluggesellschaft El-Al von Tel Aviv nach München. Vom Flughafen nahm ich die S-Bahn nach Tutzing, und von dort wurde ich in den kleinen bayerischen Badeort Seeshaupt gebracht. Diese Reise war für mich nicht einfach, und ich unternahm sie nach wochenlangem Abwägen. Ich ging zurück nach Deutschland – nach fünfzig Jahren.

An genau diesem Tag vor fünfzig Jahren war ich in Seeshaupt von der amerikanischen Armee befreit worden, und mit mir mein Bruder, meine Mutter und Tausende anderer bis auf die Knochen abgemagerter Häftlinge. Einige führende Persönlichkeiten von Seeshaupt hatten nun beschlossen, dieses Ereignisses zu gedenken. Sie gründeten ein Komitee und sandten Einladungen an die Überlebenden in aller Welt. Eine solche Einladung traf auch bei mir in New York ein, und also unterbrach ich meine Reise von Tel Aviv nach Hause, um einen Abstecher nach Seeshaupt zu machen.

Der Sohn des damaligen Bürgermeisters, der bei Kriegsende neun Jahre alt war, konnte nie vergessen, wie die siegreichen Alliierten seinen Vater mitsamt Familie und anderen massgeblichen Bürgern von Seeshaupt zum Bahnhof geführt hatten, wo sich ihnen ein schreckliches Bild menschlichen Leids darbot. Der Anblick Tausender malträtiertes Leiber und ausgezehrter, den Tod in sich tragender Skelette prägte sich unauslöschlich in sein Gedächtnis.

Er wurde Arzt in Seeshaupt, und als ihm später bewusst wurde, dass seine Patienten aus der Nachkriegsgeneration seinen Erzählungen keinen Glauben schenkten, entschloss er sich, diejenigen der damals grauenhaft Anzusehenden, die noch lebten, wieder an den Ort ihrer Befreiung zurückzubringen. So wollte er demonstrieren, dass das Unglaubliche wirklich geschehen war.

Der Himmel war bedeckt, und ein leichter Nieselregen behinderte meine Sicht, als mein Gastgeber Dr. Peter Westebbe, einer der Organisatoren der Gedenkfeierlichkeiten, mit mir durch die Strassen von Seeshaupt zur Einweihungszeremonie fuhr.

Achtzehn Überlebende waren aus aller Welt zusammengekommen, um an der Feier teilzunehmen. Einige aus den USA, einige aus Südamerika, einige aus Israel, eine Person aus Griechenland. Auch die Seeshaupter waren anwesend – etwa dreihundert, zumeist recht junge. Der jetzige Bürgermeister der Stadt leitete die Einweihung eines Mahnmals, das denen gewidmet war, die sterben mussten, und denen, die überlebten und an dieser Stelle befreit werden konnten – den Akten zufolge mehr als zweitausendfünfhundert. Seeshaupter Schulkinder pflanzten Bäume, tanzten und sangen, und der Pfarrer der Gemeinde weihte das Denkmal. Das einheimische Publikum war sichtlich bewegt.

Die achtzehn Überlebenden, die sich nun wieder in Seeshaupt eingefunden hatten, Männer und Frauen zwischen Mitte sechzig und Ende siebzig, tauschten kurz Erinnerungen an die fünfzig Jahre zurückliegende Befreiung aus – und als wir uns gegenseitig in die Augen blickten, wurde uns klar, dass auch die vielen Jahre nicht imstande gewesen waren, den Schmerz der Erinnerung zu lindern. Der Schmerz war immer noch da. Genau wie das Gefühl, von einer unendlich schweren Last erdrückt zu werden.

An die Einweihungszeremonie schloss sich dann eine Feier an. Mehrere hundert Gäste waren eingeladen, an einem Festmahl teilzunehmen, bei dem die Musikkapelle der Stadt für Unterhaltung sorgen sollte.

Ich schlich mich aus dem Saal und ging langsam zum Bahnhof. Die Kleinstadt lag eingehüllt in die nachmittägliche Stille des Sonntags. An den Schienen entlang wanderte ich auf den farblosen, verlassenem, unvergessenen Bahnsteig zu. Kein Zug weit und breit. Keine Reisenden. Völlige Leere. Nur ein beständiger, leichter Nieselregen.

Für mich war der Bahnsteig allerdings voll. Übervoll war er – mit ei-

nem wilden Durcheinander der unterschiedlichsten Anblicke, Hunderte und Aberhunderte – ein blutiger Teppich aus Toten und Sterbenden. Ich sah Greco, den fünfzehnjährigen griechischen Jungen, wie er mit aufgerissenen, fiebrigen Augen um Wasser bettelte. Ich sah Lilli, die sechzehnjährige Brünette mit dem abgerissenen Bein, wie sie in ihrem eigenen Blut sass. Ich hörte Martha, auf beiden Augen blind, wie sie nach ihrer Mutter rief. Und Elisabeth, und Irene ... alterslose Gesichter, ausgezehnte Gliedmassen füllten den grau schimmernden Nebeldunst voll und ganz aus.

«Heute fahren keine Züge mehr.» Überrascht drehte ich mich um. Die anhand ihres Dialekts unschwer als Bayerin zu erkennende Frau hatte ein freundliches und ansonsten nichts sagendes Gesicht. «Von hier fahren heute keine Züge mehr ab.»

«Ich danke Ihnen. Aber ich warte nicht auf den Zug.»

Sie sah mich verständnislos an, ging dann aber weiter, wenngleich nur zögernd, so als ob an mir etwas Verdächtiges wäre.

Doch das zuvor Gesehene tauchte nicht mehr auf. Die Vision dessen, was ich vor einem halben Jahrhundert erlebt hatte, wollte sich für die Gegenwart nicht mehr einstellen. Ein kalter, undurchlässiger Schleier überzog die Gleise; der Bahnsteig und das ungemütliche, einstöckige Stationsgebäude waren menschenleer.

Ich spazierte zurück zum Brauereisaal, wo die Feier schon langsam dem Ende entgegenging. «Gibt es etwas, das Sie uns noch zu sagen haben?», fragte mich einer aus dem Festkomitee. «Was können wir denn aus dem Geschehenen lernen?»

Ich überlegte. Vierzehn Jahre war ich alt, als der Krieg aus war, und damals war ich fest davon überzeugt, dass das Böse, der Holocaust, gemeinsam mit den Kräften, die dieses Böse in die Welt gebracht hatten, niedergeschmettert worden war. Sechs Jahre später fing für mich in der Neuen Welt ein neues Leben an. Ein neues Leben – ein Leben ohne Bedrohung. In einer neuen Welt – einer Welt voller Hoffnung.

In Amerika wurde aus dem traumatisierten Mädchen schliesslich eine Grossmutter. Und ich musste zusehen, wie die Welt, die immer mehr

von technischem Fortschritt geprägt war, gleichzeitig immer mehr bereit schien, Terror und menschliches Leid hinnehmen zu wollen.

Meine Angst ist zurückgekehrt. Und trotzdem: Meine Hoffnung, mein Traum von einer Welt ohne menschliche Grausamkeit und Gewalt, ist nicht geschwunden.

Ich hoffe, dass wir im Wissen um das Böse aus der Vergangenheit das Böse in der Zukunft vermeiden können. Ich hoffe, dass wenn wir uns klar machen, welche schrecklichen Ereignisse Vorurteile und Intoleranz nach sich ziehen können, wir eine Vereinbarung zu treffen in der Lage sind, die uns gegen Vorurteile und Intoleranz angehen lässt.

Aus diesem Grund habe ich meine Erinnerungen an das Schreckliche niedergeschrieben. Nur wer wirklich dabei war, kann wahrhaftig über das Grauen berichten. Und ich war dabei.

Für euch, die dritte und vierte Generation, ist der Holocaust bereits Geschichte oder nur mehr Legende. Oder einfach eine Sensationsstory, die ab und an über die Mattscheibe flimmert. Doch ich bin mir sicher: Beim Lesen meiner Erinnerungen werdet ihr spüren – und wissen –, dass es sich beim Holocaust weder um eine Legende noch um ein Hollywood-Drama handelt, sondern um eine Lektion der Geschichte, die zu verstehen von grosser Bedeutung für die Zukunft ist. Eine Lektion, aus der die nachfolgenden Generationen lernen können, wie zu vermeiden ist, dass das, was die Katastrophe des Zwanzigsten Jahrhunderts ermöglicht hat, in das einundzwanzigste weitertransportiert wird.

Ich erzähle hier von Gaskammern, Erschiessungen, elektrisch geladenen Zäunen, von Folter, gnadenloser Sonne, seelischer Misshandlung und beständiger Todesangst.

Aber ich erzähle auch vom Glauben, von der Hoffnung, von Momenten des Triumphs und von der Liebe. Ich erzähle von Hartnäckigkeit, von Treue, von der durch nichts zu besiegenden Courage, und davon, dass man niemals aufgeben soll.

Das ist es, was ich euch zu sagen habe: Gebt niemals auf.

Die Stadt meiner Träume

Somorja, Sommer 1943 – März 1944

Ich träume davon, die Schule in Budapest zu besuchen, der Hauptstadt. Budapest ist eine grosse, schöne Metropole mit breiten Strassen und grossen Gebäuden und gelben Trambahnen, die um die Ecken flitzen. Alle Strassen in Budapest sind gepflastert. In unserer Stadt haben wir nur eine gepflasterte Strasse, die Hauptstrasse. Und die ist nicht breit. Wir haben weder hohe Gebäude noch Trambahnen, nur von Pferden gezogene Wagen und zwei Automobile. Eines davon gehört dem Vater meiner Freundin.

Unser Städtchen ist von der Landwirtschaft geprägt und liegt unweit der Kleinen Karpaten. Die lieblichen Hügel zeichnen sich in blauem Dunst im Westen ab. Im Süden pulsiert die Donau, der kühle, stetige Fluss, mit der Verheissung des Lebens. Wie sehr liebe ich es, in seiner klaren blauen und sich kräuselnden Strömung zu schwimmen und im Schatten des kleinen Wäldchens zu liegen, das sich an sein Ufer schmiegt.

Wir Kinder planschen den ganzen Sommer lang in der Donau. Familien picknicken im Gras, der Fussballverein der Stadt hat seinen Trainingsplatz in der Nähe, und die Schwimm-Mannschaft bereitet sich auf die jährlichen Meisterschaften vor. Und auch die Kaserne entleert ihren verschwitzten Inhalt, Hunderte von Rekruten, einmal pro Tag in die kühlen, reinigenden Fluten der Donau.

Wenn die Sonne hinter den Hügeln versinkt und der kleine Wald seinen langen Schatten über die Wiesen wirft, kommen Kuh- und Schafherden an den Fluss. Die Hirten treiben zuerst die Schafe, dann die Pferde und Kühe ins Wasser, fluchen dabei immer lauter, und jagen uns Kinder heraus. Mit der Dämmerung kommen auch die Stechmücken, und dann ist es Zeit zum Heimgehen.

Der Weg über die offenen Weiden ist angenehm und kühl, doch in der Stadt ist es heiss und staubig, wenn wir zu Hause ankommen. Die Schafe sind vor uns da, und sie sind es, die den Staub aufwirbeln. Aber bald senkt sich der Staub wieder, und das tut schliesslich auch die Nacht. Eine dunkle, samtige Decke der Stille schirmt die Stadt behaglich von den Aufdringlichkeiten der Aussenwelt ab. Ein Stern nach dem anderen scheint auf die staubigen Wege und die einzige gepflasterte Strasse der Stadt. Gegen neun Uhr wird alles ruhig. Hier und da hört man das Bellen eines aufgeregten Hundes. Aber bald wird auch er schlafen.

Dann beginnt das Orchester von Insekten seine Ouvertüre, deren Einklang unterbrochen wird vom misstönenden Quaken eines Frosches, dem Bewohner eines kleinen Tümpels hinter dem letzten Haus in unserer Strasse.

Ich liebe es, in der einbrechenden Nacht stundenlang wachzuliegen und meinen Gedanken nachzuhängen. Das Leben birgt ein aufregendes Rätsel, einen süssen, geheimnisvollen Zauber. In meiner Vorstellung bin ich eine gefeierte Dichterin, schön, elegant und sehr begabt. Meine Gedichte öffnen mir das Herz der Welt, und ich geniesse das Gefühl, von der Welt umarmt zu werden.

Ich sehne mich danach, dass meine Mutter mich umarmt. Wenn am Schabbatmorgen meine Freundin Bonnie und ich unsere Mütter in der Synagoge treffen, nimmt Frau Adler Bonnie in ihre Arme und nennt sie *meine Schönheit*, auf Deutsch. Frau Adler gibt Bonnie immer deutsche Kosenamen. Mami begrüsst mich mit einem «Hallo» und einem Lächeln, ohne eine zärtliche Berührung oder ein Kosewort.

«Das ist doch alles Unsinn», sagt meine Mutter, wenn ich mich beklage. «Willst du, dass ich dich ‚meine Schönheit nenne? Bonnies Mutter macht sich lächerlich. Jeder sieht doch, wie unscheinbar ihre Tochter ist!»

Was spielt es für eine Rolle, ob Bonnie nun hübsch ist oder nicht? Worauf es mir ankommt, ist, dass Bonnies Mutter denkt, sie ist schön. Und was ist mit der Umarmung?

«Ich halte nichts vom Schmusen», erklärt Mami lächelnd. «Das Leben ist hart, und zuviel Zärtlichkeit macht dich weich. Wie willst du den Problemen im Leben begegnen, wenn ich dauernd mit dir schmusen? Du bist einfach zu sensibel. Wenn ich dich auf meinen Schoss nehmen würde, würdest du gar nicht mehr weg wollen ... Du würdest weich wie Butter werden, unfähig, den Anforderungen des Lebens standzuhalten.»

Mamis Erklärungen sind nicht überzeugend. Ich glaube, sie umarmt mich nicht, weil ich nun einmal nicht zum Umarmen bin. Ich glaube, sie sagt nicht, ich sei schön, weil ich ihr nicht gefalle. Ich bin zu gross und schlaksig. Meine Arme und Beine sind zu lang, und dauernd werfe ich etwas um. Wenn ich ein Tablett mit Getränken trage, ruft Mami mir zu, ich soll nicht so tolpatschig gehen. Das ist der Grund, warum dann alles danebengeht. «Sieh dir Eva an. Sie ist ein Jahr jünger als du, aber ein Tablett kann sie wirklich geschickt tragen.» Oder: «Gestern war ich bei deiner Freundin Julie zu Hause. Du müsstest sehen, wie gekonnt sie ihrer Mutter beim Aufträgen hilft!» Oder: «Siehst du deinen Bruder Bubi? Er ist ein Junge, und sieh nur, wieviel mehr er in der Küche hilft und um wie vieles geschickter er sich dabei anstellt!»

Das ist der wahre Grund dafür, dass meine Mutter mich ablehnt: mein Bruder. Er ist ihr Liebling. Nie gibt er Widerworte, sagt meine Mutter. Und nie fragt er: «Warum muss ich?», wann immer sie ihm diese oder jene Anweisung gibt. Warum kann ich nicht wie er sein?

Warum kann ich nicht wie er aussehen? Mein Bruder sieht gut aus und ich nicht. Ich bin überhaupt nicht hübsch. Er hat lockiges Haar und ich nicht. Meine Haare sind glatt. Sie haben nicht einmal den Anflug einer Welle. «Es ist ein Jammer!», höre ich meine Mutter zu einer Nachbarin sagen. «Was muss ein Junge so gut aussehen? Bei den beiden ist mir etwas durcheinandergeraten. Mein Sohn hätte das Mädchen werden sollen. Und wie meine Tochter aussieht, wäre ganz in Ordnung für einen Jungen.» Und es gibt noch etwas. Mein Bruder Bubi ähnelt den

vier Brüdern meiner Mutter. Mami nennt sie Meine-schönen-Brüder. Die drei Worte als ein Ausdruck. Bubi spricht wie sie, bewegt sich wie sie und verhält sich wie sie. Und er ist so grossartig wie sie.

Ich schlage mehr der Familie meines Vaters nach. Die sind schon okay, aber weniger aufregend. Sie sind viel einfacher gestrickt.

Bubi ist ein Könner, ich hingegen bin nur fleissig. Ich meine, ich kriege gute Noten, weil mir das Lernen Spass macht, aber mein Bruder kriegt gute Noten, ohne je ein Buch aufzuschlagen. Mami ist sehr stolz auf ihn. Papa lobt mich wegen meines Fleisses. Er sagt, Fleiss ist manchmal wichtiger als Können. Mit Fleiss erreicht man manchmal mehr.

Ich frage mich: Bedeutet der Umstand, dass ich fleissig bin, gleichzeitig, dass ich von Haus aus eigentlich nichts kann? Oder nicht begabt bin? Wie kann ich ohne Begabung je eine gefeierte Dichterin werden? Kann ich das allein durch Fleiss erreichen?

«Hör zu, Elli», erklärt mir Mami, «du hast ein nettes Lächeln, und wenn du lächelst, hast du ein recht hübsches Gesicht. Wenn du also Menschen triffst, schenke ihnen ein Lächeln. Und sie werden dich für ein hübsches Mädchen halten.»

Ich höre zu und lächle, so oft ich kann.

Der Sommer geht vorüber und mein Bruder Bubi macht sich auf nach Budapest. Er ist dort Student am Jüdischen Lehrerseminar, und ich hoffe und bete, dass mein Traum, ihm in die Stadt zu folgen, nächstes Jahr wahr wird.

Dunkel verregnete Herbsttage gefrieren zu glitzernd weissem Winter. Die bedrückende ungarische Besatzung, das zähe Andauern des Krieges und immer grössere Lebensmittelknappheit machen den Winter noch kälter. Hitlers gellende Rundfunkansprachen, insbesondere eine seiner unablässig wiederholten Ankündigungen: «Wir werden mit den Köpfen der Juden Fussball spielen», versetzen mein Herz in Panik. Papa beruhigt mich. «Mach dir keine Sorgen, Elli-Kind. Das ist nur so dahergeredet. Nimm es nicht wörtlich, um Gottes willen.» Mit scharf hervortretenden Sorgenfalten in seinem ebenmässigen, schönen Ge-

sicht legt er die Hand auf meine Schulter. «Über diese Dinge sollst du gar nicht nachdenken, Ellike. Vergiss einfach, dass du so etwas gehört hast.»

Aber ich kann das Bild nicht aus meiner Vorstellung löschen. Blutige Köpfe, die über den Fussballplatz unserer Stadt rollen, werden zu einem immer wiederkehrenden Alptraum.

Im Verlauf des Winters verliert mein Vater etwas von seiner aufrechten Haltung. Er schweigt mehr und länger, und die Schatten unter seinen Wangenknochen werden deutlicher sichtbar. Seit dem Beginn der ungarischen Okkupation, und erst recht, seit vor drei Jahren unser Geschäft enteignet wurde, ist Papa immer abwesender. Sein berühmter Humor ist bitter geworden, sein Lachen ein seltener Genuss. Freude scheint er nur noch aus seinen Studien zu ziehen, und all die langen Winterabende verbringt er tief gebeugt über riesigen Bänden des Talmud.

An meinem Geburtstag, dem 28. Februar, beginnt der Schnee zu schmelzen. Das Frühjahr kündigt sich an. Papa ist wieder ein bisschen fröhlicher, und mein Herz singt vor Freude. Ich bin dreizehn geworden, und es scheint ein wunderbarer Frühling zu werden. Ich habe einen neuen Mantel mit Schulterpolstern bekommen, der mich weniger dürr und reifer aussehen lässt. Ich sehe mindestens wie fünfzehn aus in diesem wunderschönen Marinemantel mit den hohen Schultern. Sogar Jancsi Novak, mein Schwarm, lächelte mir zu und sagte: «Oh! Hallo.» Viele andere wunderbare Dinge passieren in diesem Frühjahr. Ich habe gute Noten im Zeugnis, und Papa gab seine Zustimmung. Ohne eine Sekunde Zeit zu verlieren, forderte ich die Anmeldebogen für die Jüdische Schule in Budapest an. Ich schrieb auch einen langen Brief an Bubi.

Wie herrlich es ist, meine Träume mit jedem Tag, der vergeht, schärfere Gestalt annehmen zu sehen! Wie herrlich es ist, mich im Geiste dabei zu beobachten, wie ich in Budapest lebe und jeden Tag nach der Schule Bubi treffe! Mit ihm herumziehe! Mein Bruder kennt Budapest in- und auswendig.

An diesem Abend sind meine Gedanken nicht von schmerzender Sehnsucht durchzogen. Sie sind voller Vorfreude und ganz auf die Wirklichkeit gerichtet, und in einer Wolke glücklicher Erregung schlafe ich ein.

Es klopft laut an das Fenster bei meinem Bett. Im Nebenzimmer schrecken meine Eltern auf.

«Sie sind wieder da», sagt mein Vater tonlos. «Was können sie diesmal wollen?»

«Sei bitte höflich zu ihnen», flüstert Mami. «Es ist immer besser, umgänglich zu sein, auch wenn sie grob sind. Bitte. Wir müssen jeden Ärger vermeiden.»

Ich höre, wie Papa die vordere Ladentüre aufsperrt. Nun poltert es am Hintereingang des Hauses.

Ich höre, wie Papa hastig die Tür wieder verriegelt und zur Rückseite eilt. Ich höre Mutters Schritte ihm folgen.

Die Leuchtziffern der Uhr zeigen halb drei.

Sie kommen immer überraschend mitten in der Nacht, sie, die ungarische Militärpolizei. Sie kommen immer und schlagen an Fenster und Türen, fünf oder sechs von ihnen. Stiefel mit hohen Absätzen, Gewehre auf den Schultern, lange Hahnenfedern an schwarzen Helmen. Sie sind der Schrecken der Juden in den besetzten Gebieten. Sie veranstalten Razzien mitten in der Nacht, auf der Suche nach versteckten Waffen. Immer durchwühlen sie das Haus von oben bis unten, stochern mit Bajonetten wild im Mobiliar und schikanieren Papa wie einen Verbrecher. «Ihr Juden versteckt doch feindliche Ausländer! Ihr kollaboriert doch mit dem Feind! Ihr wollt Ungarn an den Feind verraten!» Sie nehmen immer mit, was ihnen gerade passt – Päckchen mit Kaffee, Tee, Schokolade. Sie öffnen Schränke und Schubladen und lassen eine Uhr, einen Füllfederhalter, ein Armband oder einen Seidenschal in ihren Taschen verschwinden.

Auf keinen Fall darf ich das Bett verlassen. Es ist Mamis Befehl, bis oben hin zugedeckt zu bleiben und mich schlafend zu stellen. Aber jedsomal blinzle ich und sehe, wie sie meinen Vater bedrohen und an-

herrschen und der sich auf die Lippe beisst. Mein Vater ist ein grosser Mann, aber sie sind grösser, mit ihren befederten Helmen. Mein Vater ist schlank, und sie sind bullig.

Normalerweise finden sie irgendein Vergehen. Einmal ‚konfiszierten‘ sie den Wintermantel meiner Mutter mit der Begründung, er sei aus englischer Wolle hergestellt – Feindmaterial. Ein anderes Mal nahmen sie eine Schachtel mit Tee, weil es russischer Tee war – Feindesimport. Einmal karrten sie Schachteln voll Seife und Kisten voll Baumwollgarn weg. Es handelte sich um französische Seife und amerikanische Baumwolle. Ein schwerwiegender Tatbestand: heimlicher Handelsverkehr mit dem Feind. Eine Vorladung wegen der Zuwiderhandlung wurde auf dem Esszimmertisch zurückgelassen, und mein Vater hatte am nächsten Morgen auf der Polizeiwache zu erscheinen, geduldig eine endlose Folge sinnloser Fragen zu beantworten und ein ‚Geständnis‘ der begangenen Verbrechen zu unterschreiben – nämlich englische Wolle, französische Seife, amerikanische Baumwolle, russischen Tee als vermeintlich ungarische Produkte auszugeben. Die Strafen waren gesalzen. Manchmal blieb mein Vater tagelang in Haft. Und wir durchlebten Höllenqualen: Foltern sie ihn? Werden sie ihn wieder herauslassen?

Ich höre Stimmen in der Küche. Warum bleiben sie so lange? Entgegen der Anweisung meiner Mutter schleiche ich auf Zehenspitzen zur Küchentür und spähe durch den Vorhang. Da steht, mitten im Raum, mit gerötetem Gesicht mein Bruder und redet erregt auf meine Eltern ein. Niemand sonst ist da. Wo ist die Polizei hin?

«Bubi!» Meine Überraschung ist so grenzenlos wie meine Freude. Ich stürze in die Küche, barfuss, und umarme ihn. «Bubi!»

«Pssst! Lasst uns leise sein.» Mein Vater ist bleich. «Setzen wir uns. Bubi, erzähl uns langsam und in Ruhe, was passiert ist.» Die Deutschen sind in Budapest einmarschiert! Auf seinem Weg zum Unterricht hat Bubi heute Morgen deutsche Panzer die Andrässy út hinunterrollen ge-

sehen. Und er sah eine riesige Hakenkreuzfahne am Parlamentsgebäude und eine lange Kolonne von Militärfahrzeugen mit Nazi-Fahnen die Hauptverkehrsstrasse entlangfahren.

Sofort nahm er eine Tram zum Bahnhof, kaufte eine Fahrkarte und stieg in den nächsten Zug, der nach Hause fuhr. Seit dem Morgen ist er unterwegs gewesen.

Mein Vater legt seine Hand auf Bubis Schulter. «Mein Sohn, irgendetwas stimmt da nicht ganz. Wie soll das gehen, dass die Deutschen in Budapest einmarschieren und das ganze Land nichts davon mitbekommt? Kein Wort im Radio. Kein Wort in den Zeitungen. Wie kann das sein?»

Mamis Stimme klingt angestrengt. «Wir werden das in der Früh sehen. Die Zeitungen bringen die Neuigkeit sicher als Schlagzeile. Dann werden wir wissen, was zu tun ist. Lasst uns jetzt ruhig wieder zu Bett gehen.»

Am Morgen gibt es keinerlei Nachrichten von einem Einmarsch. «Bubi, ich habe niemandem gesagt, dass du heut Nacht heimgekommen bist. Mittlerweile bin ich mir sicher, dass es ein falscher Alarm war. Ich bin mir sogar absolut sicher. Ich mache dir keinen Vorwurf wegen deiner Angst und werfe dir nicht vor, dass du heimgekommen bist. Es sind halt beängstigende Zeiten», sagt Vater sanft.

In Bubis Augen ist ein seltsames Flackern. Er sagt nichts.

«Aber es gibt für dich keinen Grund, hierzubleiben und den Unterricht zu versäumen. Ich denke, es ist am besten, wenn du schnurstracks wieder zurückfährst. Um dreizehn Uhr geht ein Schnellzug nach Budapest.»

«Aber Papa, ich habe sie gesehen – die Panzer, die Hakenkreuzfahnen. Überall. Und die Menschenmengen. Ich hörte sie ‚Heil Hitler‘ schreien!»

«Das muss eine Demonstration gewesen sein. Irgendein Nazi-Aufmarsch ... Wenn du den Ein-Uhr-Zug nimmst, kannst du morgen früh pünktlich zum Unterricht da sein. Dann hast du nur diesen einen Tag verpasst.»

Bubi wendet den Blick ab. Dem Vater muss man gehorchen. Mutter ist auch dieser Meinung und richtet ein Proviantpaket für meinen Bruder her.

Ich küsse meinen Bruder zum Abschied, und ein heftiger Schmerz fährt durch mein Inneres.

Wir bringen ihn nicht zum Bahnhof, um keinen Verdacht zu erregen. Die Menschen würden Fragen stellen. Und wir haben keine Antworten. Bubi fährt mit dem 13-Uhr-Express nach Budapest.

Zwanzig nach eins kommt Herr Kardos, der Rechtsanwalt von unten an der Ecke, dessen Sohn auch in Budapest studiert, auf unser Haus zugerannt. Er hat ein Telegramm von seinem Sohn bekommen: DEUTSCHE IN BUDAPEST EINMARSCHIERT! Er will wissen, ob wir irgendetwas von Bubi gehört haben.

Vater wird weiss wie ein Laken. «Mein Sohn ist in diesem Moment unterwegs Richtung Budapest.»

«Was? Er war hier? Und sie wussten es? Sie wussten es und haben nichts gesagt?»

«Ich habe ihm nicht geglaubt. Niemand wusste von irgendetwas. Es kam nichts in den Zeitungen. Nichts im Radio. Was sollen wir jetzt machen?»

«Ich fahre nach Budapest. Und hole meinen Sohn heim.»

Zum ersten Mal in meinem Leben sehe ich meine Mutter weinen. Sie ist eine starke Frau, immer gut gelaunt und optimistisch. Aber heute quellen ihr die Augen über und sind gerötet. Das Gesicht meines Vaters ist aschfahl, und seine Hände zittern, während er sich eine Zigarette nach der anderen anzündet. Ich möchte schreien und schreien.

Am nächsten Morgen trompeten die Schlagzeilen: WIR SIND FREI! HITLERS GLORREICHE ARMEE IN BUDAPEST!

Den lieben langen Tag plärrt das Radio «Deutschland, Deutschland über alles», und das ganze Land ist in heller Aufregung wegen der Neuigkeit. Zwei Tage zu spät. Zwei Tage zu spät.

Es erreichen uns Nachrichten von Juden, die in Budapest auf offener

Strasse, in der Strassenbahn, am Arbeitsplatz, an Bahnhöfen verhaftet und in Güterzüge gepfercht wurden. Und die Züge sind mit Ketten verschlossen. Wohin bringt man sie? Niemand weiss das.

Vater hört auf, im Zimmer auf und ab zu gehen. «Ich halte es nicht mehr aus. Es gibt einen Zug um zwanzig Uhr. Ich fahre nach Budapest, um Bubi herzubringen.»

«Es ist zu spät. Sie werden auch dich verhaften. Du wirst nicht in der Lage sein, ihm zu helfen. Bleib hier bei uns. Gott wird uns beistehen und ihn retten.»

Mutters Stimme ist eigenartig zittrig. Ich umarme sie und sie bricht in Tränen aus. Vaters hohe, aufrechte Gestalt bröckelt in sich zusammen wie ein vertrockneter Keks. Lieber Gott, wenn nur Bubi da wäre!

In der Nacht kommt Bubi aus Budapest an.

Herr Kardos kehrt nicht zurück. Auch sein Sohn Gyuri nicht. Sie werden in Güterzügen abtransportiert. Sie sind die ersten Todesopfer des Holocaust, gemeinsam mit all den anderen Jungen und Mädchen aus unserer Stadt, die in Budapest studiert haben. Sie alle wurden aus der schönen ungarischen Hauptstadt weggebracht, in Zügen, mit Ketten verschlossen und mit unbekanntem Ziel.

Budapest, die Stadt meiner Träume, ist zum Vorzimmer von Auschwitz geworden.

«He, Judenmädchen, Judenmädchen...»

Somorja, 25. März 1944

Fast unhörbar sagte Frau Kertész: «Auf Wiedersehen, Klasse. Auf Wiedersehen, Kinder. Ihr könnt jetzt alle heimgehen.»

Frau Kertész, unsere Klassenlehrerin, hatte gerade die schockierende Mitteilung gemacht: «Das Königlich Ungarische Ministerium für Erziehung hat ... im Interesse der allgemeinen Sicherheit ... für alle Schulen des Landes ein Ende des Unterrichts angeordnet. Mit sofortiger Wirkung ...» Ihre Stimme brach und sie schluckte heftig. «Unsere Schule ist jetzt also geschlossen.» Wir haben Samstag, den 25. März 1944. Sechs Tage ist es her, dass die Deutschen in Budapest einmarschiert sind. Was ist mit dem Schulabschluss in drei Monaten? Und mit den Zeugnissen? Aber Frau Kertész geht aus dem Klassenzimmer, bevor jemand etwas fragen kann. Sie geht, ohne ein Wort über die deutsche Besatzung zu verlieren und ohne einen Hinweis darauf zu geben, was als nächstes geschehen wird.

Wir sitzen in verstörtem Schweigen und starren einander an. Und dann, langsam, ganz langsam, stehen meine Klassenkameradinnen eine nach der anderen auf und verlassen den Raum.

Auch ich erhebe mich und sehe mich um. Die abgenutzten Holzbänke, festgeschraubt am dunklen, speckigen Boden. Die getünchten Wände, behängt mit abgegriffenen Landkarten und ausgebleichten Bildern. Alles ist so vertraut und heimelig. Sogar das dunkelgrüne Kruzifix über der Tür wirkt beruhigend.

Fast vier Jahre lang habe ich mich in diesem Zimmer abgemüht, habe geschwitzt und manchmal auch triumphiert. Da vor der Tafel. Fast vier Jahre lang habe ich die Luft hier geatmet, den Geruch des gewienerten Bodens, durchsetzt mit Kreidestaub und voll Aufmerksamkeit und Aufregung.

Werde ich jemals wieder an dieser schmalen, von tausend Bleistiften zerfurchten Schulbank sitzen? Werde ich jemals wieder mit meinen Mitschülerinnen Geheimnisse austauschen und ausgelassen herumalbern?

Vielleicht macht die Schule ja bald wieder auf. Vielleicht kommt das Land unter der deutschen Besatzung zur Ruhe, und alles ist wieder wie vorher. Ziemlich sicher ist bald alles wieder wie vorher. Der Unterricht wird wieder aufgenommen, und unsere Klasse wird wieder zusammenkommen. Und wir werden wie geplant den Schulabschluss machen. Dessen bin ich mir ziemlich sicher. Ich beschliesse, das Gebäude durch den Haupteingang zu verlassen. Den nehmen die Jungen immer. Vielleicht ist Janci Novak auch gerade am Gehen. Ich möchte ihn noch einmal sehen.

Als ich auf die Eingangshalle zugehe, versperrt mir ein ausgestreckter Arm den Weg. Erstaunt blicke ich auf. Es ist nicht Novak. Ein unter-setzter, pickelgesichtiger Junge mit dunklem, fettig zurückgekämmtm Haar steht grinsend vor mir. Er hebt seinen Arm zum Führergross und sagt: «Heil Hitler!» Eine Gruppe von Jungen, auf beiden Seiten der Treppe aufgereiht, antwortet wie ein Echo: «Heil Hitler!» Grinsend.

Ich gehe durch sie hindurch die Treppe hinunter, mit erhobenem Kopf und nach vorne gerichtetem Blick. Sie fangen an zu rufen, laut und lauter: «Heil Hitler! Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!» Ich renne die Treppe hinunter. Der unter-setzte Junge ruft: «Nieder mit den Juden! Nieder mit den Juden!» Und die anderen geben das Echo, lauter und lauter: «Nieder mit den Juden! Nieder mit den Juden!»

Ich eile die Treppe hinab und hinaus auf die Strasse. Ich laufe und laufe. Andere Klänge dringen an mein Ohr. Ich erkenne sie wieder. Meine Schulkameraden singen den vulgären Militärmarsch «Hej, zsidö lány, zsidó lány ...» He, Judenmädchen, Judenmädchen... Noch weit von der Schule entfernt kann ich sie das widerwärtige Lied singen hören.

Die Klänge begleiten mich nach Hause. Spöttisch, höhnisch, vernich-

tend. Klänge wie Schläge. Klänge, die töten können. Im Laufen geht einer meiner Zöpfe auf. Tränen verkleben mir die Kehle. Schweiß rinnt mir den Rücken hinab. Meine Schläfen hämmern.

Niemand ist zu Hause. Heute ist Schabbat und meine Eltern sind noch in der Synagoge. Ich fische mir den Eingangsschlüssel unter der Fussmatte hervor und werfe die schwere Eichentür hinter mir zu. Ich laufe in mein Zimmer und vergrabe das Gesicht im Kissen. Der Magen zieht sich mir zusammen, im Rhythmus meines Weinkampfes.

Ich kann nicht auf hören zu weinen. Ich weine um mein Klassenzimmer, das nicht länger mein Klassenzimmer ist. Um die Schule, die nie wieder meine Schule sein wird. Ich weine um mein Leben, das nie wieder das gleiche sein wird.

Die Geschichte vom gelben Fahrrad

Somorja, 27. März 1944

Der gefürchtete Moment ist gekommen: Es gibt keinen Ausweg mehr. Wir sind in der Hand der SS. Unsere ‚Liquidierung‘ hat begonnen.

Wir sind verloren und ohne jede Hilfe. Wie lebloses Material werden wir auf einem antriebsstarken Förderband einem unbekanntem Schicksal entgegentransportiert. Es ist seltsam, aber der reibungslose Ablauf der Vorgänge wirkt irgendwie beruhigend. Das Einfachste ist aufzugeben. Der Kampf ist vorbei. Vielleicht ist es Gottes Wille. Nein, nicht vielleicht. Mit Sicherheit ist es Gottes Wille.

An einem Montagmorgen im März müssen sich alle Juden im Rathaus einfinden und registrieren lassen. Wir müssen uns in Reihen aufstellen, damit man uns zählen kann, und wir bekommen Kennzeichen angesteckt. Wie Kinder, die ins Ferienlager gehen. Oder Tiere, die eine Tierhandlung verlassen.

Man befiehlt uns, unsere Wertsachen abzugeben – Schmuck, Radios und Fortbewegungsmittel.

Ich muss mich von meinem neuen Schwinn-Fahrrad trennen.

Das Fahrrad ist mein einziger wirklicher Besitz. Es ist ein Geburtstagsgeschenk meiner Eltern. Jahrelang hatte ich gehofft und gebetet, ein Rad zu bekommen, und mein neues Schwinn ist schöner als alles, was ich mir überhaupt vorstellen konnte. Noch grossartiger. Es ist strahlend gelb und hat gelbrote Muster auf den schwarzen Reifen. Es hat einen dunkelgelben Ledersattel und die gleiche Farbe haben auch die Griffe am glänzenden Chromlenker. Es ist einfach wunderschön.

Ich und mein Fahrrad hergeben? Ausgeschlossen! Wie können sie mir nur sagen, ich soll es zum Rathaus bringen und einfach dort lassen –

diesen, meinen wertvollsten Besitz? Ohne meinem Protest Ausdruck zu geben? Ohne auch nur eine Erklärung zu verlangen? Nicht im Traum habe ich je daran gedacht, dass so etwas möglich sein könnte.

Das Gesicht meines Vaters war zu einer Maske gefroren, als er uns diese Nachricht am Sonntagnachmittag überbrachte. Ich fing an zu schreien. Ich würde das nicht machen. Sollten sie mich umbringen, aber mein Fahrrad würde ich mir nicht wegnehmen lassen. Ich war noch nicht einmal damit gefahren. Das Frühjahr fing ja erst an. Ich hatte auf das Frühjahr gewartet, um es auszuprobieren. Der Schnee hatte gerade erst zu schmelzen begonnen, und sobald Matsch und Dreck weg waren, wollte ich mein brandneues, glänzendes Rad auf die Strasse bringen. Ich konnte mich jetzt nicht von ihm trennen!

In meiner Angst und meiner Wut fühlte ich mich hilflos, ausgeliefert. Vergewaltigt.

Vater redete ruhig, beinahe flüsternd, auf mich ein. Seine Stimme klang erstickt, voll Zorn und Schmerz. «Sobald das alles vorbei ist, dieser ganze Wahnsinn, kaufe ich dir ein neues Schwinn. Kümmere dich nicht um dieses hier, Elli. Mach dir nichts draus. Du wirst das schönste Fahrrad überhaupt haben. Ein Erwachsenenrad. Grösser als dieses und noch viel schöner.»

«Ich will aber kein anderes Rad. Ich habe noch nicht einmal dieses ausprobiert. Mit welchem Recht nehmen sie es mir weg? Ich habe es von dir bekommen. Es ist mein Geburtstagsgeschenk. Es gehört mir. Wie können sie es mir einfach *wegnehmen?*»

Vaters weiche Hände liebten tröstend meine Wangen, während ich schluchzte. Wieder und wieder sagte er: «Mach dir nichts draus, Ellike. Mach dir nichts draus.»

Am Montagmorgen, als ich aufrecht und gerade mit meinem Schwinn gehe – zwischen meinem Vater und meinem Bruder, die beide ihre eigenen Räder schieben –, empfinde ich keine Wut oder Angst mehr. Nur Trauer und Demütigung. Als ich dann aber mein strahlend glänzendes Rad an die Wand gelehnt neben all den anderen, verbeulten alten Fahr-

rädern sehe, spüre ich, wie es mir den Boden unter den Füßen wegzieht.

Benommen folge ich Vati und meinem Bruder ins Innere des Rathauses. Schmuck, Radios und Fotoapparate sind auf langen Tischen aufgehäuft. Mami steht in einer Warteschlange, um einen Teil ihres besten Silberbestecks und ihren antiken silbernen Kronleuchter oben auf den Haufen zu legen. Ich sehe ihr nicht ins Gesicht. Aber ich sehe die anderen Gesichter, wie sie sich nach der Abgabe der Wertgegenstände von den Tischen abwenden. Erniedrigung und Scham spiegeln sich in jedem der Augenpaare.

An diesem Abend führt mich Vater hinunter in den Keller. In der hinteren Ecke des feuchten, dunklen Raumes ist im Licht der Taschenlampe eine unebene Stelle im Erdboden zu sehen.

«Schau, Elli. An dieser Stelle habe ich unsere wertvollsten Schmuckstücke vergraben, etwa fünfundzwanzig Zentimeter tief. Mami und Bubi kennen die Stelle auch. Jeder von uns sollte wissen, wo der Schmuck vergraben ist. Wir wissen nicht, wer von uns zurückkehrt. Wirst du dir das merken?»

Ich weigere mich hinzusehen. «Ich will es nicht wissen! Ich will es mir nicht merken!»

Vati legt seinen Arm um meine Schultern. «Elli ... Ellike ...», wiederholt er sanft. Dann begleitet er mich mit schweren Schritten die Stufen hinauf.

In der Küche wendet sich Mami vom Herd zu uns und fragt Vati nüchtern: «Hast du es ihr gezeigt?»

Sein lautloses Nicken ist der Versuch, jede weitere Diskussion des Themas zu unterbinden. Aber aus mir bricht es weinend heraus: «Warum sollte Vati mir die Stelle zeigen? Warum? Warum sollte ich wissen, wo der Schmuck ist? Warum? Sagt mir warum? Sagt es mir! Ich will die Stelle nicht wissen! Ich will nicht die sein, die überlebt! Ich will nicht allein überleben! Allein will ich nicht leben! Oh Gott, ich will nicht leben, wenn ihr es nicht tut! Ich möchte von gar nichts etwas wissen! Ich will es nicht wissen!»

Totenstille folgt meinem Ausbruch. Mein Schluchzen ist das einzige, was jetzt in der Küche zu hören ist. Völlig verzweifelt gehe ich in mein Zimmer. Ich ziehe mir die Decke über den Kopf, um meinen Schreikrampf abzdämpfen.

Oh Gott. Warum? Warum? Warum?

Die Geschichte vom gelben Stern

Somorja, 28. März 1944

Das Tönen des städtischen Ausrufers weckt mich. Bisher war ich von seinen Auftritten unendlich fasziniert. Immer stand ich in der ersten Reihe, wenn die Stadtbewohner sich bei seinem Trommelschlagen auf dem kleinen Hügel bei unserem Haus versammelten. Ich stand so nah wie möglich bei dem dicklichen Mann mit seiner grünen Uniform und Mütze, damit ich sein sonderbares Ritual genau beobachten konnte. Mit dem letzten Trommelschlag steckte er stets – in einer einzigen Bewegung – die Stöcke in seinen ledernen Schultergurt und zog dann ein Dokument hervor, während er gleichzeitig sein Gesicht zu einem Sprachinstrument verformte. Sein Mund bewegte sich auf eine Seite hin und öffnete sich rund wie eine Trompete, auf dass er seine Ansagen losschmettern konnte. Die Silben schossen aus ihm heraus wie Kugeln aus einer Pistole. Am Ende seines Vortrags verlief sich die Menge immer schnell, nur ich konnte einfach nicht anders als zusehen, wie er dann den ganzen Prozess rückwärts durchlief: sein Trompetenmund wieder zu einem aufgedunsenen Mondgesicht wurde, während er sein Papier unter den Gurt steckte, die Trommelstöcke herauszog und seine Trommel bearbeitete, dass es wie ein Sperrfeuer klang. Erst dann konnte ich zufrieden heimgehen.

Doch dieses Mal gehe ich nicht hin. Neuerdings bringt der Ausrufer schlechte Nachrichten für uns. Nachrichten, die viel zu demütigend sind, um sie im Beisein anderer Zuhörer zu empfangen. Ich öffne mein Fenster und lasse die Worte herein, gefiltert durch meine Musselinvorhänge.

«Leute hört! Leute hört! Wie um acht Uhr am heutigen Dienstag, dem achtundzwanzigsten Tag im Monat März, im neunzehnhundertundvierundvierzigsten Jahr unseres Herrn Jesus Christus, bekanntgegeben

wird, müssen alle Juden einen gelben Stern auf der linken Seite der Brust tragen. Der Stern muss aus kanariengelbem Material sein und sechs gleiche Zacken und acht Zentimeter Durchmesser haben. Jeder Jude – Mann, Frau oder Kind –, der auf der Strasse ohne Stern gesehen wird, wird verhaftet! Des Weiteren muss ein kanariengelber, sechs-zackiger Stern mit einem Meter Durchmesser auf die Aussenwand links neben der Eingangstür jeden Hauses aufgemalt werden, in dem Juden wohnen. Wie um acht Uhr am heutigen Dienstag, dem achtundzwanzigsten Tag im Monat März, im neunzehnhundertundvierundvierzigsten Jahr unseres Herrn Jesus Christus, bekanntgegeben wird, werden die Bewohner jeden jüdischen Hauses, das nicht ordnungsgemäss mit dem soeben beschriebenen Stern gekennzeichnet ist, verhaftet! Diese Bekanntmachung tritt in Kraft ...»

Ich schliesse das Fenster. Mein Gott, was denn noch? Ein gelber Stern? Im nachmittäglichen Hebräisch-Unterricht habe ich schlimme Dinge gehört von Juden, die vor langer, langer Zeit, im Mittelalter, entwürdigende Zeichen auf ihren Kleidern tragen mussten. Das Judenabzeichen. Dieser gelbe Stern ist nichts anderes als ein Judenabzeichen.

Ich weigere mich, das Haus zu verlassen. Mit dem Judenabzeichen wird man mich auf der Strasse nicht antreffen. Unvorstellbar, dass man mich sieht mit diesem entsetzlichen, grauenhaften Ding. Ich würde sterben, wenn meine Schulkameradinnen mich damit sähen.

Mein Bruder macht sich einen verwegenen Spass aus der ganzen Sache. Er tut so, als ob er einen Orden gekriegt hätte. Er schneidet einen Stern aus Pappe aus und überzieht ihn mit goldgelbem Seidenstoff. Das sieht wirklich aus wie ein goldener Militärorden. Er heftet ihn sich an die Brust und stolziert mit triumphierendem Lächeln herum.

Die Freunde meines Bruders werden neidisch auf diesen ‚Orden‘. Schon bald tragen auch andere Jungen dekorative gelbe Sterne und tun so, als ob der Stern eine Auszeichnung wäre, und nicht eine Schande.

Sie – und allen voran mein Bruder – betrachten ihn als ein Merkmal einer Besonderheit.

Mir war das unbegreiflich. Meinen hoch aufgeschossenen, gut aussehenden siebzehnjährigen Bruder zu sehen, wie er seinen ‚Orden‘ spöttisch zur Schau trug, wie er heldenhaft versuchte, die Schmach in einen Triumph zu verwandeln, brachte mich nur zum Weinen. Es war ein sehr, sehr bitterer Scherz. In meinen Zorn mischte sich tiefe Trauer.

Fast eine Woche lang verlasse ich das Haus nicht. Mutter dringt in mich: «Elli, lass uns Gott danken, dass wir am Leben sind. Lass uns Gott danken, dass wir zusammen sind, in unserem eigenen Haus. Was ist schon ein gelber Stern an der Jacke? Weder bringt er uns um, noch bedeutet er, dass wir verdammt sind. Er ist harmlos. Er bedeutet nur, dass wir Juden sind. Das ist nichts, wofür man sich schämen muss. Wir sind damit nicht als Kriminelle gebrandmarkt. Nur eben als Juden. Bist du nicht stolz, eine Jüdin zu sein?»

Ich weiss nicht, ob ich stolz bin, eine Jüdin zu sein. Ich habe darüber noch nie nachgedacht. Aber ich möchte einfach nicht gekennzeichnet sein, weder als Jüdin, noch als irgendetwas anderes. Ich bin tief verletzt und empört darüber, dass man mich zwingt, ein grell leuchtendes Etikett zu tragen, ein Ding, das mich absondern und demütigen soll. Ein Krimineller oder ein Jude – wo ist da bei denen der Unterschied? Was macht das für einen Unterschied für mein Schamgefühl? So oder so erreichen sie, was sie wollen: dass ich kein menschliches Wesen mehr bin, sondern ausgemustert wie ein Gegenstand.

Für Vati scheint der Stern gar nicht zu existieren. Mami muss ihn immer daran erinnern, dass er seine Jacke mit dem Stern anzieht, wenn er das Haus verlässt. Man kann nicht einfach einen Stern an das Kleidungsstück heften, das man gerade anhat. Das Gesetz schreibt vor, dass ein Stern an jedem Gewand angenäht sein muss. Mit kleinen Stichen, um ganz genau zu sein. Mami löst das Problem, indem sie Sterne an verschiedene unserer Kleidungsstücke näht, die wir ausser Haus anzie-

hen, und wir dann unter diesen eines aussuchen, das wir draussen tragen.

Der kanariengelbe Stern mindert Vatis Eleganz keineswegs. Er war immer tadellos angezogen und hatte ein stolzes Auftreten, und sogar mit diesem Mal der Schande strahlt er immer noch eine gesetzte Würde aus. Sein nicht vorhandenes Bewusstsein für das degradierende Emblem irritiert mich. Wie kann er den Stern so vollständig ignorieren?

Die schneidend hohen Klänge der Litanei des Ausrufers überbringen eine neue Nachricht. Die Abschlusszeugnisse werden an den Schulen ausgegeben. Da aber keine der staatlichen Schulen wieder geöffnet wird, müssen alle Kinder – von den Erstklässlern bis zu den Abiturienten – persönlich in ihrer jeweiligen Schule erscheinen und ihre Urkunden, Diplome, Zertifikate abholen. Jeder Absolvent der Städtischen Mittelschule hat an diesem Vormittag um zehn Uhr persönlich in seinem ehemaligen Klassenzimmer zu erscheinen, um sein oder ihr Diplom zu erhalten.

Das bin ich! Das sind wir! Unsere Zeugnisse werden ausgegeben. Die ganze Klasse wird da sein. Es wird eine Art Abschlussfeier sein und ein Klassentreffen! Ich bin begeistert!

Dann fällt mir der Stern ein. Mein Herz rutscht in die Hose. Ich gehe zum Schrank, und da, an der blauen Frühjahrsjacke, links neben dem Reissverschluss, ist das entsetzliche Ding. Ich ziehe die Jacke an, und es wirkt nun sogar noch grösser.

Was ist, wenn ich auf die Bande treffe, die mich bedroht hat und mir «Heil Hitler» ins Gesicht geschrien hat vor neun Tagen, als ganz plötzlich die Schule geschlossen wurde?

Noch schlimmer: Was ist, wenn ich Jansci Novak treffe? Was würde er zu mir sagen? Wäre es ihm peinlich, nun, da wir so offensichtlich verschieden sind?

Ich hänge die Jacke zurück in den Schrank.

«Feigling.»

Es ist mein Bruder.

«Bin ich nicht. Ich bin kein Feigling.»

«Was dann? Warum hast du das Haus seit fast einer Woche nicht verlassen? Und jetzt dein Zeugnis. Und sogar dein Abschlussdiplom. Ich weiss, was sie dir bedeuten. Aber du hast Angst, den Stern zu tragen. Ist das nicht Feigheit?»

Niemand nennt mich einen Feigling. Ich schnappe mir die Jacke und renne aus dem Haus, ohne mich von meinem Bruder zu verabschieden. Draussen springt mir heller Sonnenschein ins Gesicht. Die Akazie vor unserem Haus steht im schönsten Grün, das ich jemals gesehen habe. Aber mein Entzücken über die Aussenwelt wird komplett zerstört durch den Anblick des grellgelben Sterns neben der Eingangstür. Das klobige Zeichen ist grösser und noch abschreckender, als ich es mir ausgemalt habe.

Schnell laufe ich los. Sobald ich das Schulhaus erreicht habe, ziehe ich die Jacke aus und trage sie mit der Innenseite nach aussen gefaltet, um den Stern zu verbergen. Die Korridore sind leer. Die Ausgabe der Zeugnisse ist in jedem der Zimmer bereits im Gange.

In meinem Klassenzimmer spricht Frau Kertesz zu uns Schülerinnen. Sie verabschiedet sich. Mit Tränen in den Augen wünscht sie uns alles Gute und erzählt von ihrer Absicht, in Frührente zu gehen und in ihre Heimatstadt in der Nord-Slowakei zurückzukehren. Wir trinken ihre Worte mit dem Durst derer, die wissen, dass dies die letzten Tropfen ihres Wasservorrats sind.

Frau Kertesz fängt an, die Zeugnisse und Diplome auszugeben – in alphabetischer Reihenfolge.

Als mein Name aufgerufen wird, gehe ich zu ihr ans Lehrerpult. Frau Kertesz wartet, bis Ruhe eingekehrt ist. «Klasse», sagt sie dann, «Elvira Friedmann erhält ...»

Mein Herz macht einen Sprung und fängt wild an zu schlagen. Meine Schläfen hämmern. Ich höre nicht, was sie sagt. Doch ich weiss es. Einen Augenblick später presse ich die begehrte Ehrenurkunde der Klassenbesten an mich. Das ist ein unerfüllbarer Traum gewesen. Wörter lösen sich aus dem Nebel. «Herzlichen Glückwunsch. Wir freuen uns für dich, Elvira.»

In einem Zustand des Deliriums gehe ich an meinen Platz zurück, vorbei an einer Vielzahl wohlwollender Blicke und ausgestreckter Hände, die mich drücken, berühren, tätscheln, umarmen. Ich bin überwältigt vor Freude. Vor Dankbarkeit. Glückseligkeit. Ist das alles wirklich wahr?

Dann ist es vorbei. Letzte Verabschiedungen. Letzte Umarmungen. Versprechen. Tränen.

Ich mache mich auf den Heimweg, immer noch im Gefühl, dass alles gar nicht wahr ist. Am Ausgang empfängt mich ein kühler Wind, und ohne nachzudenken ziehe ich meine Jacke an.

«Herzlichen Glückwunsch.» Eine tiefe Stimme schreckt mich auf. Schnell drehe ich mich um und starre in das Gesicht von Jansci Novak, der mich anlächelt. «Du hast die Auszeichnung als Klassenbeste bekommen. Herzlichen Glückwunsch.»

«Danke schön. Woher weisst du das? Die Auszeichnung, meine ich. Ich meine, dass ich die Auszeichnung bekommen habe.» Plötzlich fällt mir der Stern auf meiner Jacke ein und ich werde rot. Es ist zu spät. Er hat ihn sicher längst entdeckt. Aber in seinem Gesichtsausdruck ist nichts davon zu sehen, dass er den Stern bemerkt hat. Nicht ein Blinzeln.

«Ich habe die Liste gesehen. Dein Name stand auf der Liste der Ehrungen», sagte er mit nach wie vor warmem Lächeln.

«Ehrenliste? Wo?»

«Im Hauptkorridor an der Wand. Unter dem Bild von Horthy und der Flagge. Ich habe deinen Namen in der Rubrik der Mädchen entdeckt.» Ich werde wieder rot. «Ich hatte keine Ahnung von dieser Ehrenliste. Früher wurden die Namen nie vorab bekanntgegeben.» «In diesem Jahr ist das anders. Es wird kein Jahrbuch geben. Dafür gibt es die Ausgänge.» Er hält inne. Jetzt lächelt er nicht mehr. «In diesem Jahr ist alles anders. Kein Jahrbuch. Keine Abschlussfeier. Nichts.» Dann lässt ein fröhlicher Gedanke seine hübschen, männlichen Gesichtszüge aufleuchten. «Immerhin nicht komplett nichts. Haben wir nicht die Ehrenurkunden?»

«Du auch? Ich gratuliere dir!» Er freut sich über meine Begeisterung. Und ich gehe wie auf Wolken.

Wir erreichen den Vordereingang unseres Hauses. Kein Mensch ist uns über den Weg gelaufen. Ein perfekter Moment kann durch nichts verdorben werden. Jansci streckt die Hand aus. «Viel Glück. Werde ich dich wiedersehen? Ich bin jeden Donnerstag in Somorja. In der Bibliothek. Nachmittags. Vielleicht könnte ich dich da treffen?» Während er meine Hand schüttelt, fällt sein Blick auf den gelben Stern. Plötzlich sind seine Augen von einer unermesslichen Traurigkeit erfüllt. Das überrascht mich. Dann wendet er seinen Blick von dem Stern ab. Ich verspreche, ihn am nächsten Donnerstag in der Bibliothek zu treffen. Aber das Leuchten in seinem Gesicht ist verschwunden. Auf einmal tut mir alles unglaublich weh. Seine Traurigkeit ist einfach zu viel für mich.

Leben Sie wohl, Herr Stern

Somorja, 5.-18. April 1944

Jansci Novak habe ich nie wiedergesehen.

Am Mittwochmorgen verkündete der städtische Ausrufer, dass es «Juden unter Androhung sofortiger Inhaftierung verboten ist, den Verkehr jedweder Art mit Christen zu pflegen. Juden ist es unter Androhung sofortiger Inhaftierung verboten, Christen zu grüssen, Grüsse zu erwidern, mit ihnen zu sprechen, mit ihnen Korrespondenzen zu unterhalten, ihnen Gegenstände zu übergeben oder von ihnen entgegenzunehmen. Die christliche Bevölkerung ist angewiesen, auf die Einhaltung dieser Anordnungen zu achten. Juden ist es unter Androhung sofortiger Inhaftierung verboten, öffentliche Plätze zu betreten – Theater, Kinos, Restaurants, Cafés, Schulen, Parkanlagen, die Post, das Rathaus oder die Bibliothek. Die christliche Bevölkerung ist angewiesen, gegen Juden Anzeige zu erstatten, die einen der vorgenannten Orte betreten».

Im Grunde stehen wir unter Hausarrest. Ich fürchte mich davor, auf der Strasse Nachbarn zu treffen. Ich gehe angespannt und vermeide jeden Blickkontakt aus Angst, das Gesetz zu brechen. Was ist, wenn ich es vergesse und jemanden grüsse? Oder den Gruss einer Freundin erwidere? Und was ist ... wenn wir es nicht vergessen? Was dann? Gehen wir aneinander vorbei wie Fremde? Aber das ist doch nicht möglich.

Ist es doch. Unsere Nachbarn und Freunde gehen an uns vorbei, ohne zu reagieren, ohne uns zu kennen, ohne uns zu sehen. Die Peinlichkeit, vor der ich mich gefürchtet habe, stellt sich nicht ein. Unsere christlichen Freunde und Nachbarn scheinen kein Problem damit zu haben, die Einhaltung der Anordnungen zu überwachen. Das Gefühl der Isolation überwältigt mich.

Mein Gott, sind wir nichts anderes mehr als leblose Gespenster?

Acht Tage später ein weiteres Trommelschlagen, eine weitere Anordnung. Die, vor der wir am meisten Angst hatten.

Alle Juden Somorjas werden aus der Stadt entfernt und in einem Ghetto in einer anderen Stadt konzentriert – in Nagymagyar, das vierzehn Kilometer entfernt liegt. In fünf Tagen muss jede jüdische Familie Somorjas bereitstehen zur Deportation in das Ghetto. Jeder jüdischen Familie ist es erlaubt, ihre persönlichen Dinge und Möbel für *ein* Zimmer mitzunehmen. Alles Übrige muss zurückgelassen werden, genauso wie es ist. Die Schlüssel sind vor der Abfahrt im Polizeihauptquartier abzugeben.

GHETTO! Ich hatte über das Ghetto gelesen, diesen Furcht erregenden, grauenvollen Ort. Juden lebten in Ghettos in den dunklen Zeiten des Mittelalters. Mein Gott, sind wir dabei, in die dunklen Zeiten des Mittelalters abzustiegen?

Fünf Tage noch. Auf das Frühjahr ist der Frühsommer gefolgt, und die Luft ist voller Veilchenduft. Fünf Tage fieberhaftes Packen. Was mitnehmen? Was zurücklassen?

Die hahnenbefederte Militärpolizei kommt, und unser Hab und Gut wird unter Aufsicht auf Bauernkarren geladen. Lebensmittel, Möbel, Kleidung, Feuerholz. Mutter leitet das Vorgehen an. Sie sorgt dafür, dass jeder Karren richtig beladen wird, spricht mit der Polizei und beruhigt meinen Vater. Die Anspannung hat aus ihm eine versteinerte Statue gemacht. Zusätzlich quälen mich auch noch starke Magenschmerzen. Mamis Schwester, Tante Serena, die am anderen Ende der Stadt wohnt, geht herum wie benommen. Bubi ist der Einzige, der Mami zur Hand geht. Er ist so wie sie, praktisch veranlagt und effizient. Wir müssen uns beeilen. Um ein Uhr muss Somorja ‚judenrein‘ sein, frei von Juden.

Es ist elf. Alle Karren sind beladen. Vater sitzt auf dem mit den Möbeln. Tante Serena auf dem mit den Kleidern und dem Essen. Auf diesen Wagen springt auch Bubi. Die Kutscher lassen ihre Peitschen knallen, und die Wagen fahren los. Mami und ich winken ihnen zum Abschied, und mein Herz wird schwer.

Mami und ich werden mit dem Wagen mit dem Feuerholz nachfahren. Vorher will sie noch den Friedhof besuchen, um die Gräber ihrer Eltern noch einmal zu sehen. Sie hat die Erlaubnis dazu von der Polizei.

Mamis Eltern starben vor meiner Geburt und sind auf dem alten Jüdischen Friedhof nahe dem Nachbardorf beerdigt, vierzig Gehminuten entfernt. Mein Grossvater war ein angesehener Schriftgelehrter und ein Zaddik. Meine Grossmutter war bekannt für ihre Schönheit und ihr freundliches, fröhliches Wesen. Es tat mir immer Leid, die beiden nicht gekannt zu haben. Ich kenne nur ihre Gräber. Wann immer Mami sie besuchte, habe ich sie zum Friedhof begleitet. Und jetzt begleite ich sie wieder, vielleicht zum letzten Mal.

Der Wagen mit dem Holz steht vor unserem Haus und wartet, bis wir zurückkommen.

«Ihre Schlüssel.» Der grimmig dreinblickende Polizist mit der Hahnenfeder streckt seine Hand aus. «Geben Sie die Schlüssel her.»

«Oh, ja. Die Schlüssel.» Mamis Unbehagen tut mir weh. Ich schaue weg. «Sie wollen sie jetzt? Hat das nicht Zeit, bis wir vom Friedhof zurück sind? Es dauert nicht lange. Wir sind pünktlich wieder hier. Vor eins. Kann ich Ihnen die Schlüssel nicht dann geben?» «Jetzt.»

Mami gibt dem unnachgiebigen Mann die Schlüssel. Und über ihre Augen zieht ein Schleier der Demütigung und des Entsetzens.

Mami und ich eilen quer durch die ganze Stadt und vorbei an weit geöffneten Haustüren, aus denen verängstigte Männer und Frauen hastig irgendwelche Besitztümer heraustragen und auf die Wagen laden. Niemand nimmt sich die Zeit, in unsere Richtung zu sehen.

Auch wir beeilen uns und kommen am Stadtrand an der Synagoge vorbei. Dort steht der alte Herr Stern, das Gesicht zur westlichen Synagogenmauer gerichtet und tief versunken ins Gebet. Mami gibt mir ein Zeichen, und wir bleiben stehen und warten, bis er sein Gebet beendet

hat. In Zeitlupe schliesst Herr Stern sein Gebetsbuch, beugt sich zur Wand und küsst sie. Tränen laufen seinen weissen Bart hinunter.

Einige Sekunden beobachten Mami und ich den steinalten Mann, wie er mit geschlossenen Augen dasteht und sich an die Mauer der Synagoge drückt. Der Greis und die Wand sind eins.

Wir gehen vorsichtig näher. Mami berührt ihn sanft an der Schulter. «Herr Stern. Leben Sie wohl. Möge Gott mit Ihnen sein.» Der alte Mann rührt sich nicht.

«Herr Stern. Das Gebet. Wir wollen auch beten», sagt Mami leise. «Was sollen wir beten?»

Sein Kopf dreht sich zu uns, doch seine Augen bleiben auf eine andere Sphäre gerichtet, eine Sphäre jenseits von uns und jenseits der Trostlosigkeit dieses Synagogenvorhofs. «Wir gehen weit, weit weg. Ein langer Weg liegt vor uns. Vielleicht endet er auch nie.» Die Schluchzer von Herrn Stern werden hörbar. «Wir müssen beten. Das Gebet für den Weg. Der Weg liegt vor uns ... Er ist sehr, sehr lang.» Seine Stimme erstickt in krampfhaftem Schluchzen. Mami nimmt ihn am Arm und führt ihn in sein Haus hinter der Synagoge.

Als wir den Friedhof erreichen, kann ich die Grabsteine im strahlenden Sonnenschein weiss blinken sehen. Ich lege mich zwischen den Gräbern ins Gras und drücke meinen schmerzenden Bauch an den feuchten Untergrund. Mami murmelt ihre Gebete, und mein Bauchweh lässt nach. Es ist halb eins. Wir müssen schnell zurück.

Auf der Hauptstrasse sind keine Wagen mehr. Die Türen der jüdischen Häuser sind sperrangelweit geöffnet. In den Vorgärten, den Eingängen, sogar auf dem Bürgersteig sehe ich Möbel und Hausrat aller Art herumliegen. Aber keine Menschenseele. Wo sind die nichtjüdischen Nachbarn? Fenster und Türen sind geschlossen. Überall sind die Rolläden heruntergelassen.

Nur eine einzige kleine Ansammlung von Leben gibt es in der Stadt. Den einsamen, mit Holz beladenen Pferdekarren vor unserem Haus,

den Gaul, der ungeduldig mit dem Schweif schlägt, den Wagenlenker, der in die Sitzbank eingefroren ist, und die hahnenbefederten Polizisten, die mürrisch am Bürgersteig auf und ab gehen. Es ist fünf Minuten vor eins. Zwei jüdische Frauen laufen als Einzige noch frei herum im ansonsten ‚rein arischen‘ Somorja.

Wortlos steigt Mutter auf den Karren und setzt sich neben den Kutscher. Ich klettere auf den kleinen Sitz hinten am Wagen mit Blick auf den Holzhaufen. Der Bauer lässt die Peitsche knallen, «Gyi te! Hü hott!», und Pferd und Wagen setzen sich auf der Strasse in Bewegung. Ein stechender Schmerz fährt mir in den Magen. Als der Wagen in die erste Kurve biegt, sehe ich im Zurückblicken, wie der gelbe Stern an unserem Haus in der Entfernung verschwindet.

Den Weg vor uns sehe ich nicht. Ich betrachte die Vergangenheit dabei, wie sie ins Vergessen abtaucht. Die mit Stahlstiften besetzten Wagenräder wirbeln eine Menge Staub und kleine Steinchen auf. Der Ort meiner Geburt verschwindet rasch. Werde ich ihn jemals wiedersehen?

Das Ghetto

Nagymagyar, 18. April – 21. Mai 1944

Schliesslich mündet die schmale, staubige Landstrasse in die Hauptstrasse von Nagymagyar. Der Wagen hält vor dem Platz an der Synagoge, einer kleinen Enklave, in die zwanzig Familien hineinpassen und die von einem hohen Drahtzaun umgeben ist. Das ist das Ghetto.

Über fünfhundert Familien sind auf dem Platz zusammengepfercht. Jede der Familien hat Möbel, Lebensmittel, Kleidung und persönliche Dinge in den erlaubten Mengen mitgebracht. Für all diese Dinge gibt es keinen Platz. Und es gibt auch keinen Platz für die Menschen, die hier aus fünfzehn Gemeinden der Umgebung zusammengetrieben wurden. Hilflos stehen oder irren die Menschen herum – Mütter mit Säuglingen, ältere Männer und Frauen, kleine Kinder.

Vater, Tante Serena und Bubi, die vor uns angekommen sind, stehen da, umgeben von aufgetürmten Möbeln, Kleiderpacken, Töpfen und Pfannen, Matratzen, Kinderwagen, Säcken mit Mehl und Metallöfen. «Da ist das Sofa aus unserem Wohnzimmer!» Ein Mädchen, das etwa gleichalt ist wie ich, zeigt auf eine dunkelrote Samtcouch, die aus dem Haufen herauslugt. Wo sind meine Lieblingsstühle aus dem Esszimmer, die mit den Gobelinpolstern? Irgendwo in diesem Möbelberg müssen sie sein.

Als die Nacht einbricht, wird der Platz menschenleer. Jede irgend nutzbare Stelle wird in Beschlag genommen. Die Menschen drängen sich in Werkzeugschuppen, Speisekammern, Dachböden, Keller, Treppenaufgänge und in die Synagoge selbst. Übrig bleibt auf dem Platz nur der Berg mit der persönlichen Habe.

Meine Familie hat gemeinsam mit einer Familie Blumenfeld zwei winzige Räume und eine Miniküche in einem kleinen Häuschen zugeteilt

bekommen. Für Bubi richten wir eine Schlafstelle in der Küche ein. Vater, Mutter, Tante Serena und ich schlafen in dem einen Zimmerchen, die Blumenfelds im anderen. Mami und ich teilen uns ein Bett, Tante Serena schläft auf einem schmalen Sofa und Vater auf einer noch schmaleren Liege.

Und wir haben noch Glück. In anderen Häusern sind sechs, sieben oder acht Familien zusammengequetscht. Um Platz zu schaffen, werden Badewannen, Küchenherde und Waschbecken abgebaut und in den Hof gestellt; Küchen, Badezimmer und sogar Toiletten werden als Wohnraum genutzt. Überall stehen Betten und Liegen. Einfach überall. Das ist irgendwie lustig.

Sogar im Eingang der Synagoge stehen Betten. Diejenigen, die in der Synagoge schlafen, müssen vor dem Morgengebet aufstehen und können erst nach dem Abendgottesdienst ins Bett gehen. Das wirkt auf mich recht gemütlich. Stell dir vor, du musst nur die Nase unter der Bettdecke hervorstrecken und bist in der Synagoge zum Morgengebet! «Du solltest in der Synagoge wohnen», sage ich zu meinem Bruder. «Dann wäre dein Problem gelöst.»

Mein Bruder hat irrsinnige Schwierigkeiten damit, pünktlich zum Morgengebet aufzustehen. Man muss ihm die Decke wegziehen, sonst wacht er einfach nicht auf. Und dann dauert es ewig, bis er es in die Synagoge schafft, verschlafen und meist zu spät. So könnte er einfach einen Fuss aus dem Bett setzen und pünktlich am Gebet teilnehmen.

Das Alltagsleben spielt sich grösstenteils auf dem Platz ab. Mehrere Frauen kochen hier jeweils an einem Herd. Eine Mutter badet drei Kinder in einer Wanne. Eine lange Schlange ist vor der öffentlichen Toilette aufgereiht, eine andere vor den Waschgelegenheiten. Und entlang des Drahtzaunes stehen ungarische Soldaten und Militärpolizisten, die das ganze Spektakel beobachten. Sie bewachen uns. Anfangs habe ich ihre Blicke bewusst wahrgenommen. Aber nach und nach wurden sie Teil der Gesamtszenerie, und das unangenehme Gefühl verschwand.

Unser Leben nimmt einen erträglichen Gang. Das anfängliche Durcheinander ist in ein einträchtig geschäftiges Treiben übergegangen. Wir bereiten gemeinsam Mahlzeiten, essen an langen Tafeln, begeben uns zur Ruhe und bereiten uns auf das Morgengebet vor. Die Stimmung ist zunehmend optimistisch, ja, sogar fast zuversichtlich. Ein hoffnungsfroher Ton schwingt im Rhythmus unseres Alltagslebens. Das Schlimmste ist vorbei. Wir sind von unserem Zuhause weggerissen worden; unser Besitz wurde beschlagnahmt; man hat uns erniedrigt, zusammengetrieben und in ein Gehege eingepfercht wie Vieh und starrt uns von aussen durch einen Zaun an wie Tiere im Zoo. Doch Gott in seiner Gnade hat alles für uns handhabbar gemacht. Und erträglich. Wir wissen, dass wir keine Viehherde oder wilde, im Zoo eingesperrte Tiere sind. Wir haben uns innerhalb aller Beschränkungen eine würdevolle Lebensform ertrötzt. Wir werden uns nicht unterkriegen lassen. Wir *lassen* uns nicht unterkriegen!

Ich fange sogar an, das Ghetto zu mögen. Hier habe ich mehr Menschen getroffen, mit denen ich mich verbunden fühle, als jemals zuvor. Mädchen in meinem Alter. Gut aussehende Jungen, die nur wenig älter sind als ich. Gut angezogene Frauen. Eindrucksvolle Männer, liebenswerte Kinder.

Und ihr ganzes Leben liegt so offen vor einem. Die privatesten Dinge passieren vor aller Augen. Familien beim Abendessen, Familien, die sich vor dem Zubettgehen waschen, Mütter, die ihren Babys die Brust geben, Väter, die mit ihren Söhnen die Schrift studieren, Umarmungen, Zankereien, Tränen, Gelächter, Ausrufe des Schmerzes und der Freude. Und Schlangen vor den Toiletten. Alles auf dem Synagogenplatz.

Ich genieße das alles. Nehme an jedem Leben teil. Jedes andere ist Teil meines Lebens. Ich bin ein Glied eines grossen Körpers.

Die Schlange vor der Toilette gefällt mir am besten. Sie ist lang und bewegt sich nur langsam. Man hat Zeit, sich kennen zu lernen und zu reden. Es gibt so viel zu erfahren. So viele Menschen mit so vielen Geschichten.

Das erste Mal in meinem Leben macht es mich froh, eine Jüdin zu sein. Und ich bin froh, diesen speziellen Aspekt des Jüdischseins mitzuerleben. Die hübschen Jungs, die lebhaften Frauen, die süssen Babys, die graubärtigen alten Männer – alle befinden sich im selben Hof als dem Sinnbild der Unterdrückung, und zwar gemeinsam.

Die befederten Polizisten, die auf unseren Sofas und unserem Selbstwertgefühl herumgetrampelt haben, die nichtjüdischen Nachbarn, die viel zu viel Angst hatten, um sich von uns zu verabschieden, die Jansci Novaks, die netten, liebenswürdigen Freunde, die keinen Versuch gemacht haben, zumindest schriftlich ihre Anteilnahme zu bekunden, die Bauern mit den Wagen, die pflichterfüllt ihren Lohn von uns dafür entgegengenommen haben, dass sie uns dem Feind überbrachten, die Dorfbewohner, die entlang der Strassen standen, zusahen wie die Wagen uns ins Gefangenenlager brachten und schwiegen ... sie alle sind auf der anderen Seite des Zaunes. Ein hoher Zaun trennt uns. Eine ganze Welt trennt uns, weil sie nichts wissen.

Aber wir auf dieser Seite des Zauns – wir wissen. Wir hängen im Hof Leintücher um die Badewannen herum, um ein Bad nehmen zu können. Wir kochen an Herden unter freiem Himmel. Wir warten in langen Schlangen darauf, dass wir auf die Toilette gehen können. Keine Freundschaft oder Liebe verbindet so stark wie diese tief empfundene, spontane und selbstverständliche Solidarität.

Im Ghetto verliebe ich mich auch wieder. Sein Name ist Pinhas. Er ist ein hoch aufgeschossener, schlanker und blasser Junge mit grossen dunklen Augen.

Eines Tages, als ich auf dem Platz auf einem Stoss Feuerholz sitze und schreibe, bemerke ich, dass er mich beobachtet. Ich schreibe meine Gedichte in ein Notizheft ab, das ich von daheim mitgebracht habe.

Es sind über hundert Gedichte. Mein erstes Gedicht – es handelt von einem Schiff, das in starkem Wellengang auf stürmischer See herum-

geworfen wird – weckte das Interesse meiner Lehrerin, und sie wollte es für die Feier zum Muttertag haben. Ich trug es vor einem anerkennenden Publikum vor und wurde so mit acht Jahren eine Art Berühmtheit. Ab da war ich für alle die ‚Dichterin‘, und ich wurde zu allen möglichen öffentlichen Veranstaltungen eingeladen, um meine Gedichte vorzutragen.

Eine ‚Dichterin‘ zu sein, ist ganz entscheidend für das Bild, das ich mir von mir selbst mache, für mein Streben und meine Träume. Ich schreibe über die Natur, über Personen aus der Geschichte, über meine Stimmungslagen. Ich schreibe fast immer, und oft geradezu fieberhaft. Meine Gedichte sind alle ziemlich traurig. Schmerz ist ihr gemeinsamer Nenner.

«Warum? Warum dieser ständige Weltschmerz?», fragte Mami stets halb verständnislos, halb ungehalten. «Warum schreibst du nicht fröhliche Verse über Bäume, Vögel oder Kätzchen? Warum droht bei dir hinter jedem Grashalm eine Tragödie?»

«Weil sie eine echte Dichterin ist», antwortete Vater dann. «Der wahre Dichter weiss, dass das Leben eben den Schmerz in sich birgt. Es ist ganz einfach eine Tragödie.»

Ich habe meine Gedichte auf allen möglichen Zetteln festgehalten und übertrage sie jetzt in ein Büchlein. Täglich mache ich das mehrere Stunden lang, wenn ich nicht gerade Mami beim Kochen helfe oder mit den Kindern spiele oder Schlange stehe.

Zuerst denke ich, Pinhas schaut nur aus reiner Neugierde zu mir herüber. Aber später entdecke ich ihn, wie er aus dem Synagogeneingang herauspäht, obwohl er doch eigentlich drinnen sein sollte und beten. Und ich schreibe da auch nicht, sondern schäle Kartoffeln.

Als ich ihn das nächste Mal sehe, lächle ich ihm zu, und er lächelt zurück. Ich bin verliebt. Und als meine Freundin Bobby sagt, er würde «interessant» aussehen, kann ich mich vor Glück kaum halten. «Interessant» ist die höchste Bewertung überhaupt.

Pinhas wird zum wichtigsten Bestandteil meines Daseins. Ich kann es

kaum erwarten, ihm in einer der Schlangen zu begegnen, halte nach ihm Ausschau, wenn er in die Schul geht, suche ihn im Hof. Einen kurzen Blick auf Pinhas zu erhaschen, ist mehr wert als alles andere.

Ich fange an, endlos lang meine Haare zu bürsten und in immer neuen Varianten zu frisieren. Meine Haare sind mein Trumpf. Mami war ziemlich enttäuscht, dass ich blond zur Welt kam. Sie hatte sich Kinder mit dunklen Haaren und Augen gewünscht, aber sowohl mein Bruder als auch ich sind blond und haben blaugrüne Augen. Mein Bruder hat immerhin lockige Haare, zumindest dieser Wunsch wurde Mami erfüllt. Meine hingegen sind glatt wie frisch gekämmtes Leinen. «Und wie die Strahlen der Sonne», pflegte Tante Celia zu ergänzen. Aber das ist Tante Celias Ansicht und nicht Mamis. Sie ist immer enttäuscht gewesen wegen meiner Haare. Erst in jüngster Zeit fing sie an, sie zu akzeptieren, ja, sie sogar zu bewundern.

«Lass dein Haar einfach herunterhängen», rät sie mir. «Das sieht am besten aus. Lass es herunterhängen und mach zwei Zöpfe draus, das ist das Beste. Niemand hat so langes Haar wie du, auch nicht so dichtes. Und so blond ist auch niemand. Lass es ganz einfach hängen und mach dir Zöpfe.»

Ansonsten mag sie nichts an mir. Aber die Haare gleichen das aus, glaube ich. Gott sei Dank für meine Haare.

Probehalber wickle ich die Zöpfe um den Kopf herum. Das lässt mich älter aussehen. Aber es steht mir nicht wirklich. Schliesslich finde ich die Lösung. Ich kreuze die Zöpfe im Nacken und stecke ihre Enden auf der jeweils gegenüberliegenden Seite mit einer Schleife an. Das sieht überzeugend aus. Mal sehen, wie Pinhas darauf reagiert.

Wenig später sieht er mich, als ich gerade zum Brunnen gehe. Er bleibt stehen und ist ganz verdutzt. Und er lächelt. Reglos steht er da, und seine Augen folgen mir zur Schlange und auch den ganzen Weg zurück zum Herd, den ich mit meinem gefüllten Eimer gehe. Vor lauter Aufregung schwappt mir fast das Wasser über.

Der Tag ist gerettet. Fröhlich helfe ich im Haushalt und knete sogar ohne Murren den Teig. Der Trog steht auf dem Platz und ich kann Leute beobachten, während ich arbeite.

«Und die Leute können beobachten, wie hart meine kleine Schwester arbeitet. Um das geht es doch, oder?»

Ich ignoriere die Stichelei meines Bruders. Hoffentlich kann ich einen Blick auf Pinhas werfen. Meine Welt ist von ganz neuer Spannung erfüllt. Nächstes Mal spricht er mich vielleicht an. Und wir werden Freunde. Alles ist sehr, sehr aufregend.

Im Ghetto kommen Gerüchte auf. Gerüchte von einer unmittelbar bevorstehenden ‚Liquidierung‘ ... von einer Deportation in Internierungslager, Arbeitslager, Konzentrationslager. Es wird davon geredet, dass andere Ghettos bereits aufgelöst wurden und man die Insassen mit dem Zug in Lager irgendwo in Österreich gebracht hat.

Ein anderes Gerücht besagt, dass die jüngeren Männer zwischen achtzehn und fünfundvierzig an die russische Front geschickt werden, um Schützengräben für die Deutschen auszuheben.

Mit jedem neuen Gerücht, das aufkommt, scheint Tante Serena mehr und mehr in sich zusammenzuschumpfen. Sie hat sich sehr verändert, seit wir von zu Hause weg sind. Ihre positive Einstellung zum Leben ist verschwunden. Ihr ruhiges, geduldiges Lächeln ist weg. Und sie singt nicht mehr. Ich mochte ihren Gesang immer sehr – ihre sanfte, melodiöse, warme Stimme. Vati machte sich stets über sie lustig und sagte, sie würde jedes Lied singen, als ob es ein Schlaflied wäre.

Jetzt ist sie verstummt. Still, traurig und in sich gekehrt wie ein Vogel, der aus dem Nest geraubt und in einen Käfig gesperrt wurde. Das Ghetto ist ihr Käfig. Die Düsterei, die sich plötzlich über alle Seiten ihrer Persönlichkeit gelegt hat, nimmt mit jeder neuen, Angst einflößenden Nachricht zu. Sie spricht kaum noch. Selbst freitagabends beim Kiddusch scheint sie gar nicht mehr zuzuhören und starrt apathisch in das Kerzenlicht. Es ist, als ob sie ihre Seele in ihrem Nest gelassen

hätte, in ihrem einfachen, gemütlichen Zuhause am Stadtrand von Somorja, meinem Lieblingsversteck.

«Hab keine Angst, meine liebe Schwester.» Mami legt den Arm um sie. «Das wird alles bald vorbei sein. Es wird vorübergehen wie ein böser Traum.»

Mamis tröstende Worte erfüllen mein Herz plötzlich und unerklärlich mit Furcht.

Ein Wunder

Dagy Magyar, 13. Mai 1944

«Es ist gut, dass sie uns in ein Arbeitslager bringen», sagt Mami in Reaktion auf die Gerüchte. «Unsere Nahrungsmittel sind fast aufgebraucht. Dann können wir wenigstens für unser Essen arbeiten. Hier lassen sie uns ja nicht einmal einen Laib Brot kaufen.»

Aber wie kommen wir in der Zwischenzeit an Lebensmittel?

Das Ghetto war vollkommen abgeriegelt. Die Insassen durften es nicht verlassen; Menschen von draussen durften nicht hinein. Nicht einmal dem Zaun nähern durften sie sich.

Was ist, wenn uns das Essen ausgeht?

Ein paar Tage leben wir von dem wenigen, was noch übrig ist. Dann ist unser Mehlsack leer. Heute Morgen habe ich aus dem letzten Mehlerest ein Brot geknetet.

Am Ghettoeingang gibt es einen Tumult. Leute eilen durch unser Zimmer in Richtung Tor. Am Zaun passiert etwas. Ich gehe schnell mit, um zu sehen, was es mit der Aufregung auf sich hat.

Irgendetwas ist immer los. Gestern kam ein Baby zur Welt. Vorgestern erhielt jemand einen Brief aus dem Budapester Ghetto.

Ausserhalb des Tores streitet eine dralle Frau mit dem jungen, wachhabenden Soldaten herum. Sie besteht darauf, das Ghetto zu betreten, doch er verbietet ihr, näher an das Eingangstor heranzukommen. Die Frau schreit wild herum und beschimpft den Soldaten. Ich kenne ihn. Vor ein paar Tagen rief er mich zu sich heran und fragte mich, wie ich heisse. Ich sagte es ihm, obwohl ich wusste, dass das verboten ist. Aber er sah nett aus. Und so jung. Er hat verträumte braune Augen und einen blonden Flaum anstelle eines Schnauzbarts. Er erzählte mir, er käme aus einem Städtchen auf der anderen Seite der Donau, und ich erwiderte, dass ich aus Somorja bin.

Plötzlich entdecke ich ein Mädchen, das bisher teilweise von der drallen Frau verdeckt wurde, die immer noch mit dem Soldaten herumzankt.

«Márta!»

Márta Kálmán, meine Mitschülerin aus Somorja, hört mein Rufen. Schnell wie der Blitz ist sie am Zaun.

«Elli! Ellike!» Ihr Gesicht ist ganz rot vor Aufregung. «O Elli, ich kann nicht glauben, dass wir euch gefunden haben!»

Sie rennt zu ihrer Mutter und zieht sie am Ärmel. «Mutter! Mutter! Sieh nur! Da ist Ellike! Sie ist hier. Komm schnell!» Unsanft zerrt sie die Frau von dem Soldaten weg in meine Richtung.

Jetzt erkenne ich Frau Kálmán. Sie hat Márta immer mit der Kutsche von ihrem Bauernhof zu uns nach Hause gefahren. Ich habe Márta mit Deutsch und Mathe geholfen.

Als Frau Kálmán mich sieht, ist sie drauf und dran, den Zaun niederzuwalzen. Sie streckt ihre Arme durch die Lücken, packt meine Hand und schüttelt sie kräftig. Der junge Soldat kommt auf sie zu.

«Das dürfen Sie nicht machen. Es ist verboten.»

Jetzt entdeckt er mich.

«Guten Morgen.»

«Guten Morgen. Das sind Freunde von mir. Darf ich ein paar Minuten mit ihnen reden?»

«In Ordnung, aber pass auf. Nur ein paar Minuten.»

«Oh Ellike. Ich bin so glücklich, dich zu sehen. Wir dachten, sie hätten euch umgebracht, euch alle. Aber du lebst. Mein Gott!» «Still, Mädchen», sagt Frau Kálmán warnend. «Wir haben Ihnen ein paar Dinge mitgebracht. Mehl, Eier und eine Gans. Wir stehen tief in Ihrer Schuld. Wissen Sie, dass Märtha in Mathematik durchgekommen ist und in Deutsch sogar eine gute Note gekriegt hat? Wir hätten Ihnen die Sachen früher gebracht, aber wir wussten nicht, wo Sie waren. Wir konnten einfach nichts in Erfahrung bringen.»

Der junge Soldat ist nervös. Andere Soldaten entlang des Zauns begin-

nen sich für den Aufruhr zu interessieren. Mittlerweile steht eine ganz schön grosse Menschenmenge hier auf der Innenseite des Zauns.

«Bitte. Sie müssen jetzt gehen.»

«Herr Offizier, ich habe ein paar Dinge für diese junge Dame mitgebracht. Sie ist die beste Freundin meiner Tochter. Kann ich sie ihr geben?»

Der Wächter wirft mir einen kurzen, sorgenvollen Blick zu. Meine Augen erwidern ihm mit einer flehentlichen Bitte.

«Schnell. Dass niemand es sieht.»

Márta und ihre Mutter laufen zu ihrem Wagen und holen die Sachen. Die lebende Gans und das weisse Päckchen, das mindestens zwei Dutzend Eier enthält, passen durch das Gitter. Ein Sack mit Mehl wird über den Zaun gehievt und landet auf den Schultern eines Jungen, der ihn eilig zu unserer Behausung trägt. Frau Kalman zieht mich durch den Zaun an sich und umarmt mich. «Gott sei mit Ihnen, Fräulein Friedmann. Gott sei mit Ihnen!» Márta bricht offen in Tränen aus.

Die Gans in meinem Arm fühlt sich warm an und lässt ein ganzes Bündel von Erinnerungen aufsteigen. Bittersüsse Erinnerungen an die flaumig weissen Gänse in unserem Garten. An süsse kleine Gänseküken, die ich auf dem Schoss hatte. Erinnerungen an ein anderes Zeitalter. Mit einem dicken Kloss im Hals bedanke ich mich bei dem Soldaten. Als ich meine Kostbarkeiten in unsere Unterkunft trage, werde ich von einer tief bewegten Menge von Männern, Frauen und Kindern begleitet. Sie alle nehmen Teil an der Feier des Wunders, dessen sie am Tor Zeuge wurden.

Danke, Gott, für dieses Wunder. Für deine Vorsehung.

Danke, Gott, für das Wunder der Mitmenschlichkeit.

Vati, wie konntest du mich verlassen?

Dagy Magyar, 14. Mai 1944

Die Lebensmittel der Kalmans haben wir dann aber doch nicht gebraucht. Denn das Ende kam schneller als erwartet.

Kurz nach Mitternacht klopft es laut an der Tür der kleinen Wohnung. «Friedmann, Markus, hat sofort am Tor zu erscheinen.»

Vati ist hellwach. Er zieht sich schnell an und hastet zum Eingang des Ghettos. Nachdem er sich ausgewiesen hat, händigt ihm die Wache ein Telegramm aus. Es ist eine Anweisung, dass er zur Zwangsarbeit in ein Lager nach Komárom muss, etwa fünfzig Kilometer entfernt. Um fünf Uhr früh muss er sich am Tor melden.

Jeder Mann zwischen achtzehn und fünfundvierzig erhält im Lauf der Nacht so eine Anweisung.

Diese neue Entwicklung erschüttert das gesamte Ghetto in seinen Grundfesten. Die Gerüchte werden Wirklichkeit. Militärlaster brausen auf den Platz, und behelmte Polizisten strömen aus den Fahrzeugen und umstellen das Ghetto mit gezogener Waffe, bereit zur Tat. Welcher Tat? Was wird geschehen? Ist dies der Beginn der ‚Liquidierung‘?

Mit grimmiger Miene und schmalen Lippen packt Mutter Vatis Rucksack. Sie hatte sich auf das Arbeitslager gefreut, hatte aber nicht damit gerechnet, dass Vati von uns getrennt werden würde. Dass jetzt alles so schnell geht und die Militärpolizei mit der Waffe im Anschlag auftaucht ... das hat nichts Gutes zu bedeuten.

Ich höre, wie Mami im dunklen Zimmer umhergeht und wortlos packt. Vati ist in der Küche und spricht leise murmelnd mit meinem Bruder. Ich liege zusammengekauert im Bett und mein Magen verknotet sich wie ein Gartenschlauch.

«Mami, wenn ich einschlafe, weckst du mich dann um halb fünf? Versprichst du es? Bitte, Mami ...»

«Jaja. Ich wecke dich. Schlaf jetzt.»

In meinem Kopf, dem einzigen Körperteil, der nicht unter Bauchschmerzen leidet, surren eine Million Gedanken. Vati hat mich vorher in die Küche gerufen und mich gebeten, auf Mami aufzupassen.

«Hab keine Angst, Elli», sagte er. «Der Allmächtige wird mit euch allen sein. Er wird sich um meine Familie kümmern. Du bist ein tapferes Mädchen, Elli. Denk dran, deiner Mutter zu helfen, wo es geht.» Er nahm mein Gesicht in seine zarten und doch kräftigen Hände und zog es vorsichtig an seines. Die Zeit stand still, und ich dachte, mir bricht das Herz. Ich wollte sprechen, doch meine Worte ertranken in einem Sumpf von Schmerz und Hilflosigkeit. Ich wollte ihm sagen, wie sehr ich ihn liebe. Ich wollte ihm sagen, dass ich weiss, wie sehr er mich liebt. Ich wollte ihm sagen, dass ich weiss, wie schön er meine Beine findet, und dass mich das glücklich und stolz macht. Ich wollte ihm sagen, dass ich nie so glücklich war wie bei unseren langen Spaziergängen, diesen langen gemeinsamen Spaziergängen, bei denen wir nie viel geredet haben. Und dass die langen, heissen Sommernachmittage, an denen wir zusammen in der Donau schwammen, die glücklichsten Nachmittage meines Lebens waren. Ich wollte ihm sagen, was ich an ihm liebe: seine energische Gangart und seinen kraftvollen Schwimmstil, seine Momente der Stille, seine athletische Figur, seine jugendlichen, schnellen Bewegungen. Aber ich sagte nichts. Es gelang mir nicht, die Lücke zwischen uns mit Worten zu schliessen. Ich klammerte mich eng an ihn, grub meine Hände in seinen schlanken Oberkörper und schmiegte mein Gesicht in seine Halsbeuge. Ich weinte nicht. Das Wissen um die Endgültigkeit betäubte mich völlig. Zärtlich löste er meinen Griff. «Geh jetzt schlafen, Ellike. Es ist schon sehr spät.»

«Vati, ich möchte dir in der Früh noch etwas sagen.»

«Gut. In der Früh.» Er begleitete mich langsam zur Schlafzimmertür. Und dann setzte er sich mit einem dicken Buch des Talmud an den Küchentisch. Er winkte meinen Bruder zu sich, und die beiden begannen, mit gesenkter Stimme im Talmud zu lesen. «Ich möchte, dass wir uns auf die Art trennen», sagte er meinem Bruder, «dass wir gemeinsam einen Abschnitt aus dem Talmud studieren. Ruf dir diesen Abschnitt ins Gedächtnis, wenn du an mich denkst.»

Ich höre ihr Murmeln in der Küche, höre, wie Tante Serena sich unruhig auf dem Sofa hin- und herwirft, und höre Mamis leise Vorbereitungen. Draussen vor dem Fenster hat das Ghetto sich beruhigt.

Es muss jetzt so etwa zwei Uhr sein.

Von dem Geräusch rumpelnder Wagenräder wache ich auf. Das Haus ist dunkel. Betten und Sofa sind leer. Alle sind weg.

Ich renne im Nachthemd und barfuss aus dem Haus. Gegen den dämmernden Morgenhimmel kann ich die Umriss einer kleinen Menschengruppe am Ghettoeingang erkennen. Ich erreiche atemlos das Tor und die Gruppe. Mutter, Tante Serena und Bubi sind da, ausserdem eine Handvoll anderer Männer und Frauen. Aber Vati nicht. Vati!

Ich bahne mir einen Weg hin zum offenen Tor, auf dessen beiden Seiten Militärpolizisten stehen. Vati!

In einiger Entfernung schaukeln die Wagen davon. Der letzte der Wagen ist kaum noch sichtbar, doch ich erkenne Vati aufgerichtet zwischen anderen Männern sitzen. Er dreht mir den Rücken zu, und dieses Bild, der Umriss von Kopf, Nacken und Schultern, brennt sich mit sengendem Schmerz tief und fest in mein Gedächtnis.

Plötzlich fange ich am ganzen Körper heftig an zu zittern. Die kühle Dämmerung geht schnell über in den strahlend hellen Morgen. Auf einmal merkt Mutter, dass ich auch da bin.

«Elli! Im Nachthemd! Und barfuss!»

«Warum hast du das getan? Du hast versprochen, mich zu wecken.»

Wie konntest du mir das antun? Ich habe gar nicht auf Wiedersehen zu Vati gesagt und ihm gar keinen Abschiedskuss gegeben. Warum hast du das nur getan?»

Mein hysterisches Schluchzen überrascht alle. Ich merke, wieviel Verwunderung mein heftiger Ausbruch hervorruft. Aber gegenüber diesem unsagbaren Kummer bin ich machtlos. Gegenüber diesem unersetzlichen Verlust. Ich weiss, was ich meinem Vater im Augenblick der Trennung sagen wollte, und dieser Moment wurde mir geraubt.

All die Einbildungen, das Ghetto betreffend, lösen sich gemeinsam mit der schwindenden Dämmerung auf. Oh Vati! Wie konntest du gehen, ohne mir auf Wiedersehen zu sagen. Wie konntest du mich verlassen, Vati?

Die Väter sind verschwunden und das Ghetto verfällt in dumpfen Trübsinn. Jede Bewegung erfolgt langsam, jedes Geräusch ist gedämpft. Nur das Schreien der Kinder ist lauter und auch häufiger. Es ist das einzig vorherrschende Geräusch.

Dann kommen andere Klänge hinzu. Psalmengesänge. Die älteren, übrig gebliebenen Männer sitzen jetzt am Boden der Synagoge und singen den ganzen Tag lang Psalmen. Und die ganze Nacht lang. Der Gesang der alten Männer und das Geschrei der kleinen Kinder verschmelzen zu einer träge dahinschreitenden Kakophonie. Dieser Klang schwingt in meinem schmerzenden Bauch nach und lullt mich in den Schlaf.

Die Gesänge dauern sechs Tage und Nächte an, dann sind sie als ein träger Refrain in mein Gemüt übergegangen.

Darf ich bitte meine Gedichte behalten?

Dagy Magyar, 17. Mai 1944

Im Vorhof der Synagoge werden Tische aufgestellt. Entlang der Tische positionieren sich ungarische Militärpolizisten.

Den jüngsten Befehlen gehorchend, bilden die Ghettoinsassen vor den Tischen lange Schlangen. Im Arm haben sie haufenweise Bücher in allen Grössen und Farben. Sie geben Gebetbücher und Bibeln ab, Schreibhefte und Fotoalben, Lehrbücher und Romane, persönliche Dokumente und Pässe, dicke Folianten des Talmud und die Torarollen aus der Synagoge.

Die Tische quellen über mit Bergen von Papier. Was bislang integraler Bestandteil des Lebens, der Liebe, der Identität von Menschen war, ist plötzlich in ekelhafter Belanglosigkeit auf der Erde aufgestapelt.

«Das auch?» Eine junge Frau presst ihre Familienfotos an sich.

«Alles.» Der Polizist mit seinem spektakulären Schnauzbart bleibt hart.

«Kann ich dieses hier vielleicht behalten? Nur dieses eine?» In den zitternden Händen hält sie das Bild eines Säuglings.

«Legen Sie alles hin.»

Das Hochglanzfoto landet auf dem Haufen.

«Werden wir das wiederkriegen? Wenn wir zurückkommen, meine ich?»

«Aber natürlich. Sie werden alles wiederkriegen.»

Mit zögerlichen Schritten geht die junge Frau weiter. Mein Bruder ist als Nächster dran. Er setzt unsere Bücher ab und geht schnell beiseite. Ich trage unsere Dokumente, die Heiratsurkunde meiner Eltern, unsere Geburtsurkunden und Meldezettel, verschiedene andere Papiere, die Geschäftsbücher meines Vaters, all meine Schreibhefte, die sich im

Lauf der Jahre angesammelt haben, und meine Ehrenurkunde, die mir erst ein paar Wochen zuvor ausgehändigt wurde.

Ein ganz spezielles Heft ist darunter. Es ist jenes, in das ich sorgfältig meine Gedichte eingetragen habe – einhundertundfünf insgesamt. Ich will die Gedichte verteidigen. Höflich. Mit süßem Lächeln will ich den strengen ungarischen Polizisten mit dem gestriegelten Schnauzbart fragen, ob ich meine Gedichte nicht doch behalten darf. Als ich jedoch seine barsche Antwort auf die Bitte der jungen Mutter um das Foto ihres Babys höre, als ich seine Miene sehe, mit der er sein Versprechen gibt, überlege ich es mir anders. Werden wir wirklich die ganzen Sachen wiederbekommen? Wie kann es überhaupt möglich sein, das alles zu sortieren? Selbst dann, wenn sein Versprechen aufrichtig ist?

Schnell stopfe ich das Heft mit den Gedichten in meine Bluse. Mit dem rechten Ellbogen drücke ich das Heft an mich, übergebe dem Beamten die anderen Papiere und gehe eilig weg.

Mit schnellen Schritten gelange ich in unser kleines Domizil am hinteren Ende des Synagogen-Lagers. Ich muss das Heft verstecken, bevor irgendjemand es sieht. Nicht einmal Mami darf davon wissen. Mein Verstoß gegen die Vorschrift würde ihr grosse Sorgen bereiten. Hastig stopfe ich das Heft tief in meinen Reisesack, der fertig gepackt zur Abreise bereitsteht. Ohne mir etwas anmerken zu lassen, laufe ich zurück auf den Platz.

Wie paralysiert halte ich inne. Oh mein Gott! Wilde Flammen tanzen auf den Bücherstapeln. Eine dunkle Rauchsäule steigt von der Mitte des Haufens auf. Sie verbrennen unsere Bücher!

Ich gehe weiter, und es ist, als ob ich träume. Asche- und Russpartikel fliegen durch die heisse Luft. Der beissende Geruch des Rauchs erfüllt den Hof. Männer, Frauen und Kinder drängen sich um das grosse Feuer und verfolgen, wie die Flammen hoch und höher schlagen und Rauchschwaden sich auftürmen und alles einhüllen.

Die Torarollen! Das Feuer vollführt einen bizarren Totentanz mit einer grossen Rolle in der Mitte, umspielt und verzehrt sie mit gnadenloser

Leidenschaft. Uralte Folianten voll jüdischer Weisheit und jüdischem Glauben zerfallen und explodieren in feurige Stücke und schleudern Asche um sich. Bibelbände, in Leder gebundene Psalmenbücher und Tefillin drehen und wenden sich und zerfallen in unzählige Teile, die den Todeskampf fortsetzen. Bilder und Dokumente schweben als gewichtslose Asche herum, steigen auf und entfliehen den Flammen ins Nichts.

«Allmächtiger Gott, vergib uns unsre Sünden. Wehe der Generation, die mitansehen muss, wie ihre Tora zu Asche verbrannt wird! Wehe der Generation, die mitansehen muss, wie ihr geheiligter Besitz in den Boden gestampft wird!»

Es ist die Stimme des Rabbi. Er steht mit funkelnden Augen, und die Tränen laufen seinen langen, braunen Bart hinunter. «Wehe uns, meine Freunde, wir haben mitangesehen, wie unsere Tora verbrannt wurde! Wehe uns! Wehe unseren Kindern! Gott vergebe uns unsre Sünden!»

Der Rabbi greift an seinen Mantel und reißt ein Loch hinein. Das Geräusch des reissenden Stoffes fährt mir durch Mark und Bein. Alle Männer in seiner Nähe folgen seinem Beispiel. Einer nach dem anderen zerreißt sein Gewand und stimmt in den Gesang ein: «Él malej Rachamim ...» Es ist die Totenklage.

Zu meinen Füßen tanzen keine Flammen mehr. Übrig ist nur ein riesiger flacher Haufen von Asche, ein zuckender flacher Haufen, den ein breiter Rand verbrannter Erde umgibt. Hunderte Leben liegen hier. Erinnerungen an die Vergangenheit, Aussichten auf die Zukunft. Die Tefillin meines Bruders, mein Abschlusszeugnis und meine Ehrenurkunde. Das Bild meiner Grosseltern, das über meinem Bett hing, und der Roman, den ich geschrieben habe. Meines Vaters Briefe und sein kompletter Talmud. Alles verwandelt in diese gewichtslose, zuckende, graue Masse.

Meine Gedichte! Die sind wenigstens in Sicherheit. Nur sie sind den Flammen entkommen. Ist das jetzt von Bedeutung? Ein verheerendes Gefühl der Schuld durchfährt mein Inneres. Mit welchem Recht habe ich sie noch?

Oh lieber Gott, darf ich meine Gedichte behalten?

Der Geschmack von Asche in meinem Mund erzeugt plötzlich einen Brechreiz. Gerade noch rechtzeitig erreiche ich die öffentlichen Latrinen.

Ich übergebe mich, wieder und wieder. Aber den Geschmack der Asche kriege ich nicht aus mir heraus.

Tante Serena

Dagy Magyar, 20. Mai 1944

«Du kannst das nicht tragen. Es sind mehr als fünfzig Kilo. Du brichst dir das Kreuz.»

Bubi schafft es, Mami zu beschwichtigen, und sie hilft ihm, das vollgepackte Bündel auf den Rücken zu wuchten. Es ist irrsinnig schwer. Aber mein Bruder, der für seine siebzehn Jahre recht entwickelt ist, trägt die erdrückende Last anscheinend mit Leichtigkeit.

«Siehst du? Kein Problem.»

Dann hilft er mir, die Träger meines Bündels über meine Schultern zu legen. Doch als er mir die Last dann auf den Rücken lädt, gehe ich in die Knie und zu Boden. Und ich kann mich auch nicht mehr aufrichten.

«Das kann ich nicht alles tragen. Ich kann nicht einmal aufstehen.

Wie soll ich dann damit gehen können?»

«Sei kein Waschlappen. Probier es.»

Aber Mutter ist besorgt. «Nein. Das ist viel zu viel Gewicht für sie.

Wir nehmen ein paar Sachen heraus.»

Ich schäme mich. Und bin gekränkt. Ich wollte unbedingt genauso viel tragen wie mein Bruder. Jedes Kleidungsstück, jedes Nahrungsmittel kann lebenswichtig sein. Möglicherweise ist genau das, was wir jetzt aus dem Packen herausnehmen, irgendwann das, was wir am dringendsten brauchen. Warum fehlt mir denn nur der Mut, mich der Aufgabe zu stellen und das Bündel zu tragen? Ich hasse mich für meine Schwäche.

Tante Serena bietet sich an. «Warum gebt ihr die Sachen nicht zu meinem Packen dazu? Der ist sowieso viel zu leicht. Ihr wisst doch, dass ich mehr tragen kann.»

Aber wir wissen, dass sie es nicht kann. Meine Lieblingstante ist eine lebenswürdige, zerbrechliche Witwe Ende fünfzig. Ihr ganzes Leben

lang war sie kränklich. In ihrer Nähe durften wir nie wild spielen oder Lärm machen. Meine gütige, sanftmütige, zarte Tante Serena, die ältere Schwester meiner Mama, war mir immer sehr zugetan. Sie teilte alles mit mir, ein Lieblingsessen oder ganz spezielle Leckereien, auch wenn ich ihr meinen täglichen Besuch um Stunden verspätet abstattete. Mir fallen ihre gebratenen Tauben, ihr Kakaobäck und ihre kandierten Orangenschalen ein. Orangen waren in unserem Land eine Seltenheit. Man konnte sie nur im Frühjahr kaufen, und dann waren sie sehr teuer. Tante Serena pflegte eine Orange zu kaufen und auf meinen Besuch zu warten. Dann sassen wir auf der Veranda und sie schälte langsam die Orange und zerteilte sie sorgfältig. Erst gab sie mir ein Stückchen, dann nahm sie sich selber eins. Jedes Orangenstückchen war ein zarter Liebesbeweis. Jedes Orangenstückchen brachte uns enger zusammen.

Dann wusch sie die Orangenschalen und kochte sie in Zuckerwasser bis der sirupartige Saft eindickte und sich an den Schalenstückchen festsetzte. So entstand die köstlichste Süßigkeit.

«Lass es. Wir brauchen das Zeug eh nicht. Lass es.»

Mami räumt die Sachen zurück in den Schrank. Jetzt kann ich mein Bündel tragen. Es zieht meine Schultern immer noch schwer nach hinten, aber zumindest kann ich aufrecht stehen damit. Mutters Rucksack ist genauso schwer wie der meines Bruders.

Die Nachricht von der bevorstehenden Auflösung hatte das Ghetto wie ein Donnerschlag getroffen. Am Donnerstag verlas ein ungarischer Militärpolizist die Anweisung, die besagte, dass am Sonntag, fünf Uhr früh, das Ghetto geräumt werden würde. «Jede Person, Mann, Frau oder Kind, darf soviel an persönlichen Dingen mitnehmen, wie er oder sie tragen kann. Das Höchstgewicht ist dabei fünfzig Kilogramm pro Person. Die Habe ist in einem Sack auf dem Rücken zu tragen. Koffer sind nicht erlaubt. Jeder soll darauf vorbereitet sein, das Gepäck über weite Strecken zu tragen ...»

Sonntag, fünf Uhr früh! Das war in weniger als drei Tagen.

Rucksäcke mussten genäht, eine Auswahl musste getroffen werden. Was sollte man in einen Sack packen, der so klein war, dass man ihn über weite Strecken tragen konnte? Essen? Kleider? Wertsachen? Wohin schickten sie uns? In kältere Gegenden? Dann wären warme Sachen zum Anziehen das Wichtigste. Wäre unterwegs für Verpflegung gesorgt? Wenn nicht, wäre Essen das Wichtigste. Und was war mit Gold, Silber oder auch Porzellan? Zu Bargeld gemacht könnten die höchst wichtig sein. Wer sollte das wissen? Wer konnte uns anleiten? Ich wünschte, dass Vati hier wäre.

Mutter riss Bettlaken auseinander und machte für jeden von uns einen Rucksack. Mein Bruder Bubi bestand darauf, den grössten und schwersten Sack zu tragen. Er wollte die Familienbürde auf sich nehmen. An meines Vaters Statt.

In bedrückender Stille trafen wir unsere Vorbereitungen für die Abreise. Mit starr nach unten gerichtetem Blick gingen wir aneinander vorbei und dämpften sogar die Schritte.

War diese Stille das Leichentuch, das sich auf uns herabsenkte? Die Psalmengesänge der Männer wurden lauter. Auch die Jungen sangen mittlerweile mit. Bubi sass mitten unter ihnen auf dem Boden der Synagoge. Die langgezogenen Klagelaute hatten in der Totenstille, die ansonsten im Ghetto herrschte, etwas Unheimliches. Es war die Jahrhundert alte Klage der Juden. Sie gefiel mir nicht.

Wie Schatten huschten wir auf dem Synagogenhof aneinander vorbei, ohne etwas zu sehen. Das Wissen um die schrecklichen Ereignisse der vergangenen Tage umhüllte uns wie eine schwere Decke.

Am Samstagabend, dem Abend vor der Abreise, verfielen wir in einen Zustand der Starre. Mami drängte darauf, dass wir unser Gepäck testeten. Sie meinte, es sei eine gute Idee, uns die Bündel aufzuschnallen und eine Zeit lang im Zimmer herumzugehen. Als eine Art Probelauf. Würden wir überhaupt in der Lage sein, sie über längere Strecken zu tragen?

Plötzlich fängt Tante Serena an zu schreien. «Ich gehe nirgendwo hin! Ich verlasse diesen Ort nicht! Ich gehe nirgendwo hin! Und ich werde ihnen nichts von meinen Sachen überlassen! Nichts! Nichts!»

Sie eilt zum Schrank und nimmt eine ihrer wertvollen Porzellantassen heraus. Die Tasse fliegt an die Wand und zerschellt. Sie nimmt ein Stück nach dem anderen und zerdrischt das gesamte Porzellanservice. «Das kriegen sie nicht! Und das auch nicht!» Jetzt hat sie eine unglaublich schöne Obstschale aus Meissner Porzellan in der Hand. Gebannt sehen wir ihr zu, wie sie diese mit erstaunlicher Wucht an die Wand schmettert. Als nächstes nimmt sie eine kristallene Vase.

Mutter eilt zu ihrer älteren Schwester und umschlingt sie mit den Armen. «Hör bitte auf. Bitte, Serena, hör auf damit. Beruhige dich. Mein Liebling, mach doch nicht so furchtbare Dinge. Ich flehe dich an. Alles wird gut. Du wirst sehen.»

Auch ich hänge mich jetzt in einer festen Umarmung an sie und fange an zu weinen.

«Tante Serena. Bitte. Komm, setz dich mit mir aufs Sofa.»

Aber sie hat nur Augen für meine Mutter. Wütend wendet sie sich ihr zu.

«Wie kannst du sagen: Alles wird gut? Siehst du denn nicht? Sie werden uns alle umbringen. Jeden Einzelnen von uns. Siehst du das nicht? Zuerst nehmen sie uns alles weg. Dann bringen sie uns von zu Hause weg. Um uns zu töten. Ich gehe nicht! Sollen sie mich hier umbringen. Und bekommen werden sie auch nichts mehr von mir. Gar nichts!»

Sie schnappt sich ihr Kissen und reisst es ruckartig auf. Der ganze Raum ist von Federn erfüllt, die wie grosse Schneeflocken über dem Trümmerhaufen aus zerbrochenem Porzellan und Glas wirbeln.

Bubi rennt aus dem Zimmer. Mami und ich versuchen verzweifelt, Tante Serena zur Ruhe zu bringen. Schliesslich setzt sie sich auf ihr

Bett und fängt leise an zu weinen. Mami weint auch. Und auch ich fange an zu schluchzen, das Gesicht tief in mein Kissen vergraben. Langsam fängt Mami an aufzuräumen. Federn, zerbrochenes Porzellan, Kristallscherben. Bubi kommt wieder ins Zimmer, und wir alle arbeiten wie die Roboter. Mit Gliedmassen, die von Angst gelähmt sind. Dann schlafen wir.
Im Morgengrauen müssen wir bereit sein zur Deportation.

Oh Gott, ich will nicht sterben!

Dagy Magyar, 21. Mai Dunaszerdahely, 27. Mai 1944

Der Morgen ist finster, kühl und schrecklich. Mami fordert mich auf, mit ihr das Schaharit, das Morgengebet, und das Gebet für die Reise zu beten. Fröstelnd bete ich und trinke mühsam ein Glas Milch, welches mir Mami in die Hand drückt. Die Scheibe dunklen Brotes hinunterzuwürgen, will mir nicht gelingen.

Wir schliessen uns der Gruppe von Menschen an, die sich mit Gepäck beladen am Tor sammelt. Ich fühle mich an ein Bild aus einem Geschichtsbuch erinnert, das die «Die Juden auf Wanderschaft» hiess. Männer mit Bärten, verwahrloste Frauen und weinende Kinder, alle mit Bündeln auf dem Rücken. Ich bin jetzt Teil dieses Bildes. Bin eine der Figuren dieser mittelalterlichen Szenerie. So wie Mami in ihrem blauen Regenmantel und mit dem übergrossen Packen auf ihren Schultern. So wie mein Bruder, der Vatis Mantel anhat und sich unter der Last seines enormen Rucksacks zu einem Fragezeichen verformt hat. Und wie Tante Serena in ihrem beigefarbenen Gabardinemantel, die neben ihrem Gepäck kauert wie ein frisch geschlüpfter Vogel.

Wie auf ein geheimes Kommando setzt sich der bunt gewürfelte Haufen aus Männern, Frauen und Kindern in Bewegung, und wir marschieren schweigend durch die frühe Dämmerung, die dunstig über der fremden Stadt hängt. Türen öffnen sich. Hunde bellen. Kinder rennen auf die Strasse. Verstohlen und schweigend tauchen Gesichter auf. Sind sie neugierig oder traurig? Ich weiss es nicht. Drehe meinen Kopf nicht. Die Scham ist Herr aller meiner Bewegungen und Gedanken. Am Ortsrand warten Pferdekarren auf uns. Ungarische Soldaten diri-

gieren das Beladen und die Abfahrt der Wagen. Staub, Lärm, Durcheinander und das Geklapper von Hunderten von Fahrzeugen.

Bubi besteigt einen hellgelben Geländewagen. Mami, Tante Serena und ich werden zu einem schäbigen Bauernkarren gelotst. Ein junger Wachmann aus dem Ghetto erkennt mich wieder und kommt angelaufen. «Grüss dich, Ella.»

«Ich heisse Elli.»

«Ja natürlich. Elli. Jetzt fällt es mir ein.»

Mami und Tante Serena nehmen die Sitzbank, und ich quetsche mich auf ein schmales Brett hinter ihnen. Der junge Soldat setzt sich neben mich auf den engen Rücksitz. Mir ist das peinlich. Schnell werfe ich einen verstohlenen Blick zu Mami. Was sagt sie dazu, dass ich neben einem Soldaten sitze? Aber Mami ist mit Tante Serena beschäftigt, die, in sich zusammengesunken und bleich, in eine Depression verfallen ist. Der Soldat will wissen, wie alt ich bin, wo ich herkomme, und ob ich Brüder und Schwestern habe. Er will ausserdem wissen, was in mir vorgeht.

«Hast du Angst?», fragt er.

«Ja. Ich habe grosse Angst. So grosse, dass ich aufgehört habe zu denken.»

«Weisst du, wo sie euch hinbringen?»

«Ich? Wir wissen gar nichts. Weisst *du*, wo sie uns hinbringen?» Nein. Er weiss es nicht. Er hat Befehl, uns nach zu Dunaszerdahely zu eskortieren und dort auf weitere Befehle zu warten. Er schaut mich an, und ich kann Traurigkeit in seinen Augen sehen.

«Weisst du», sagt er nach einer Weile, «dass du stark meiner Schwester ähnelst? Sie hat eine kleine Nase wie du und Sommersprossen auf der Nase. Genau wie du. Aber deine Augen sind anders. Sie hat braune Augen. Deine sind blau.»

Ich lasse ihm diesen Glauben. Das ungarische Csardas-Lied «Die ist schön, die ist schön, deren Augen blau sind ...» hat blaue Augen zum Schönheitsideal gemacht. Ich bin froh, dass er nicht merkt, dass meine Augen blaugrün sind.

Während der zweistündigen Fahrt erzählt der Soldat, Pista Szivös, von sich, seiner Familie, seine Plänen. Er ist auch versessen aufs Lernen. Er will auch an eine höhere Lehranstalt. Wenn der Krieg vorbei ist. Ich entscheide mich ganz plötzlich, ihm zu vertrauen. Mein Herz schlägt vor Angst, als ich ihm das Geheimnis meines Heftes mit den Gedichten offenbare. «Könntest du es für mich aufbewahren, bis der Krieg vorbei ist?», flüstere ich mit unterdrückter Erregung. «Wenn ich zurückkomme, suche ich dich in deinem Dorf über der Donau. Wenn nicht, kannst du es behalten.»

«Du kommst zurück, Elli. Das weiss ich sicher. Ich werde gut auf deine Gedichte aufpassen. Du kriegst sie wohlbehalten wieder. Ich warte auf dich.»

Hoffentlich bemerkt Mami nicht, wie ich in meinem Rucksack wühle. Sie sitzt da und starrt grimmig nach vorne. Heimlich und vom Rucksack verdeckt drücke ich das Heft in Pistas Hand. Gedankenlos macht er es voller Interesse auf. «Darf ich?», fragt er. «Nein, nein! Bitte nicht!», flüstere ich panisch. «Jemand könnte es sehen.»

Verständnislos sieht er mich an. «Warum auch nicht. Was ist denn los?»

«Die Bücher. Alle Bücher wurden verbrannt. Hast du das nicht gewusst? Dieses habe ich vor den Flammen gerettet. Gegen den Befehl.» Blitzschnell macht er das Heft zu und schiebt es in seine grüne Uniformtasche. «Mach dir keine Sorgen, Elli Friedmann, ich pass darauf auf. Niemand wird es erfahren.»

Ich bedanke mich mit zittriger Stimme.

Der Wagen holpert jetzt über Strassen mit Kopfsteinpflaster. Dunaszerdahely ist voller glotzender Gesichter. Pista Szivös wird still, und ich spüre, wie mein Magen erneut zu schmerzen anfängt. Es ist fast Mittag.

Die Wagenkolonne hält direkt vor der städtischen Synagoge und schnell steigen wir inmitten eines Gewühls von Menschen ab.

Der Vorhof der Synagoge ist von einem dichten Spalier finster dreinschauender Soldaten in eigenartigen, dunkelgrauen Uniformen mit schwarzen Armbändern abgeriegelt.

«Die SS!», ruft Bubi voller Schrecken. «Man liefert uns den Deutschen aus!»

«Wir sind in Gottes Hand», flüstert Mami. «Ungarn, Deutsche – wo ist der Unterschied? Gott ist mit uns. Egal wo wir sind.»

Ich wünschte, ich könnte wie Mami fühlen. Für mich sieht diese SS sehr Furcht erregend aus, viel schlimmer als die Ungarn mit ihren grünen Uniformen und lebendigen Gesichtszügen. Die SS-Leute sehen nicht aus wie Menschen. Ihre Gesichter sind keine Gesichter, sondern bössartige Fratzen. Und ihre Stimmen klingen wie wütendes Gebell.

Sie bellen Befehle. Wir werden in den Synagogenhof getrieben, der bereits voll ist mit Männern, Frauen und Kindern, die auf dem Boden herumsitzen, sodass man gar nicht mehr weitergehen kann.

Ich drehe mich um und sehe unseren Wagen, wie er sich wieder in die Kolonne einreihet. Pista winkt zum Abschied und deutet auf seine Brusttasche. Meine Gedichte sind in Sicherheit. Danke. Ich danke dir, Pista. Aber verzeih mir. Ich kann nicht winken und dir meine Dankbarkeit zeigen. Ich bin starr vor Angst.

Mami geht inmitten eines Hagels von Befehlen in abgehacktem Deutsch voraus zur Synagoge. Sorgsam darauf achtend, am Boden auf keinen Fuss, Arm oder Kopf zu treten, folge ich ihr.

Die Synagoge quillt über mit einem wilden Durcheinander an Menschen, Gepäckstücken, Kinderwagen, Rollstühlen, alles drunter und drüber. Ein unerträgliches Getöse: Männer, Frauen, Kinder, Invalide – Rufen, Kreischen, Flehen, Ächzen, Winseln, Schreien, Wehklagen –, dazu die nicht enden wollende Flut an Neuankömmlingen. Mami bahnt sich den Weg zur Treppe, die nach oben zum Frauenraum führt. Dann weiter ins Dachgeschoss. Menschenmassen und unendlich viel Gepäck blockieren die Treppen, den Frauenbereich, das Dachgeschoss. Mami

findet ein freies Eckchen ganz am anderen Ende des Dachstocks, unterhalb eines düsteren, verstaubten Vorsprungs, und dies wird unser Zuhause für die nächsten sieben Tage.

Irgendwie erreicht uns die Neuigkeit, dass Hunderte von Viehwaggons am Bahnhof angekommen sind – ein sicheres Anzeichen dafür, dass unsere Deportation kurz bevorsteht. Gott sei Dank! Alles ist besser als diese unerträgliche Enge, diese Hitze, diese Hoffnungslosigkeit.

Wir marschieren wieder. Schieben uns voran im heissen, verhangenen Sonnenlicht, durch dichte Staubwolken, aufgewirbelt von Tausenden von Füßen. Am Bahnhof erwarten uns in bedrohlicher Stille unzählige Viehwaggons, fensterlose Güterwagen, mit geöffneten Verschlagen.

Fünfundachtzig Personen pro Waggon. Männer, Frauen, Kinder, Babys, die Älteren, die Behinderten. Bewegt euch! Schneller. In die Waggons! Keine Fragen, keine Fragen. Bewegt euch, bewegt euch ...

BEWEGT EUCH!

Die Waggons füllen sich schnell. Die, die zuerst einsteigen, setzen sich an den Wänden entlang. Andere hocken sich mit angezogenen Beinen in die Mitte. Mein Bruder kriegt einen Platz an der Wand. Er ist immer und überall der Erste. Er bietet Tante Serena und Mami den Platz an. Bubi und ich kauern uns zu ihren Füßen. Kinder werden auf dem Schoss gehalten. Die Türen schliessen sich und tauchen den Waggon in totale Finsternis. Panik verkrampft meine Eingeweide. Kein Gedanke an den Satz unseres Rabbis: Gott begleitet sein Volk in die Gefangenschaft. Ich spüre Gott nicht in dieser pechschwarzen Nacht des Viehwaggons. Der Zug setzt sich in Bewegung und der Fahrtwind bläst durch die Ritzen herein. Ich zittere am ganzen Körper.

Oh Gott, ich will nicht sterben!

Auschwitz

Auschwitz, 31. Mai 1944

In der vierten Nacht hält der Zug. Wir werden von dem schrecklichen Lärm der aufgerissenen Türen und von kalter Luft geweckt, die in den Waggon hereinströmt. «Raus! Alles raus!» Lautes Geschrei. Jemand in gestreifter Uniform. Wie er da in der offenen Türe steht, von hinten angestrahlt von einem unheimlichen, diffusen Licht, sieht der Jemand aus wie ein Wesen von einem anderen Stern.

«Schnell! Raus! Alles raus!»

Zwei oder drei andere dieser Wesen kommen auf den Waggon geklettert und fangen an, die verschlafenen Männer, Frauen und Kinder hinaus in die kalte Nacht zu befördern. Ein riesiges Schild hängt da: AUSCHWITZ.

Aus meinem schmerzenden Magen steigt ein heftiger Brechreiz auf. Die Nacht ist kühl und feucht. Ein Licht wie von einer anderen Welt liegt auf riesigen Wachtürmen, hohen Drahtzäunen, einer endlosen Reihe von Viehwaggons, SS-Männern, Hunden und Menschenmassen, die aus den Wagen herausdrängen.

«Raus! Los! Raus! Raus!»

Metallknöpfe blitzen auf SS-Uniformen.

«Meine Sachen! Ich habe alles im Waggon gelassen!»

«In Reihen aufstellen! Alle in Reihen aufstellen! In Fünfergruppen! Männer da rüber! Frauen und Kinder hierher!»

Mami, Tante Serena und ich sind nur drei. Zwei andere Frauen werden neben uns geschoben, um die Fünf vollzukriegen. Bubi wird weggezerrt, auf die andere Seite der Schienen. Er dreht sich um, um sich zu verabschieden, und läuft aus Versehen gegen einen Zaun. Vatis neuer grauer Hut fällt von seinem Kopf. Er bückt sich, um ihn aufzuheben.

Ein SS-Mann gibt ihm einen Tritt, sodass er auf die Schienen stolpert. Mutter ächzt. Tante Serena stösst einen Schrei aus und krallt sich in Mamis Arm. Ich halte mir die Hand vor den Mund: Ein Ekelanfall drückt mir meinen Mageninhalt in die Kehle.

«Marschieren! Los!»

Die Kolonne der Frauen, Babys und Kinder setzt sich in Bewegung. Hunde knurren, SS-Männer geben laute Befehle, Kinder schreien, Frauen verabschieden sich weinend von ihren Männern, und ich kämpfe gegen meinen Magen an, der sich nach aussen stülpen will. Ich marschiere weiter. Neben mir geht Mami, die Tante Serena stützt. Ich marschiere und die Geräusche und Einzelheiten von Auschwitz dringen nur ganz schwach in mein Bewusstsein. Das Tageslicht umspielt die Wolkenränder und es wird sehr, sehr kalt. Wir haben unsere Mäntel im Waggon gelassen. Man hat uns befohlen, alle persönlichen Sachen im Waggon zu lassen. Alles. Wir würden die Sachen später wiederkriegen, wurde uns gesagt. Wie würden sie überhaupt herausfinden können, was wem gehört? Bei dem Riesendurcheinander, das am Zug herrschte? Vielleicht können sie die Sachen ja irgendwie sortieren. Die Deutschen haben wahrscheinlich ein besonderes System. Sie sind ja berühmt für ihre Ordnung.

Die Marschkolonne kommt plötzlich zum Stillstand. Ein Offizier in grauer SS-Uniform steht da und mustert die Reihen. Hunde zerren an Leinen, die von SS-Männern links und rechts von ihm gehalten werden. Er hält jede Reihe an und teilt sie neu ein. Manche kommen auf seine rechte Seite, andere auf seine linke. Dann befiehlt er jeder der Gruppen weiterzugehen. Schnell.

Als ich vor ihm stehe, zittere ich. Freundlich sieht er mich an. «Goldenes Haar!», ruft er aus und greift mit einer Hand nach einem meiner Zöpfe. Ich bin unsicher, ob ich ihn richtig verstanden habe. Hat er meine Zöpfe wirklich «goldenes Haar» genannt? «Bist du Jüdin?», fragt er.

Die Frage überrascht mich. «Ja, ich bin Jüdin.»

«Wie alt bist du?»

«Ich bin dreizehn.»

«Du bist gross für dein Alter. Ist das deine Mutter?» Er berührt Mami leicht an der Schulter. «Du gehst mit deiner Mutter.» Mit seiner Reitgerte trennt er Tante Serena von Mamis Arm ab und dirigiert Mami und mich zu der Gruppe auf seiner rechten Seite.

«Geh. Und merk dir: Von heute an bist du sechzehn.»

Tante Serenas Augen sind voller Angst. Sie läuft zu Mami und packt ihren Arm.

«Geh nicht weg von mir, Laura. Geh nicht weg!»

Mutter legt die Arme um ihre gebrechliche ältere Schwester und fleht den SS-Mann mit sich überschlagender Stimme an: «Sie ist meine Schwester, Herr Offizier. Lassen sie mich mit ihr gehen! Es geht ihr nicht gut! Sie braucht mich.»

«Sie gehen mit ihrer Tochter. Die braucht Sie viel mehr. Gehen Sie weiter! Los!»

Mit einer ungeduldigen Handbewegung schubst er Mutter in meine Richtung. Dann richtet er verärgert den Blick auf Tante Serena.

«Weitergehen! Los! Da lang!»

Sein Stock weist drohend auf die linke Seite.

Einsam und verlassen steht Tante Serena da, um sich herum die marschierende Menge, die riesigen deutschen Schäferhunde, die grobschlächtigen SS-Leute. Auf unheimliche Art und Weise setzt sich eine klare Überzeugung in meinem gepeinigten Inneren fest. «Tante Serena! Tante Serena! Ich werde dich niemals wiedersehen!»

Eine verzweifelte Angst überflutet ihre haselnussbraunen Augen. Sie streckt ihre Arme aus und will mich berühren. Ein SS-Soldat gibt ihr einen brutalen Stoss, der sie in die linke Marschreihe taumeln lässt. Sie dreht sich noch einmal um, und in ihrem lautlosen Leiden wirkt sie zerbrechlicher als je zuvor. Sie geht weiter.

Ich habe Tante Serena nie wieder gesehen.

Arbeit macht frei

Auschwitz, 31. Mai 1944

Die gewaltigen Metallbuchstaben zeichnen sich dunkel und langgestreckt über dem schaurigen Tor ab wie eine Ehrfurcht gebietende Krone: ARBEIT MACHT FREI. Was bedeutet das? Hat Mami vielleicht doch Recht gehabt? Vielleicht können wir wirklich arbeiten und werden wie menschliche Wesen behandelt? Werden gepflegt und anständig untergebracht? Aber frei? Was meinen sie denn damit? Vielleicht, dass sie uns freilassen, wenn die Arbeit getan ist?

Die riesigen Flügel des Tores öffnen sich, und wir gehen hindurch auf ein Gelände, das von hohen Drahtzäunen umgeben ist. Von sehr hohen normalen Drahtzäunen, an die sich innen und aussen niedrigere Zäune aus Stacheldraht anschliessen.

Es wird schnell heller. Und kälter. Viel kälter. Das unwirkliche Licht, das auf den Wachtürmen liegt, verblasst langsam. Wann bekommen wir unsere Sachen wieder? Ich brauche meinen Mantel. Wir marschieren weiter. Immer weiter. Vorbei an langen Reihen von Baracken, langen, flachen Gebäuden auf beiden Seiten der Schotterstrasse, die mit Stacheldraht abgetrennt ist. Die Strasse nimmt kein Ende. Sie führt tief in den Nebel vor uns. Und wir marschieren weiter.

Röhrende Motorräder überholen uns. SS-Leute. Hunde. Unablässiges Gekläffe. «Marschieren! Marschieren! Los! Los!» Wir marschieren weiter. Immer weiter. Es ist bitterkalt.

Auf beiden Seiten der Strasse befinden sich jenseits der Zäune Menschentrauben. Sind es Männer oder Frauen? Geschorene Köpfe. Graue Einheitskleidung. Sie kommen näher und starren uns über den Zaun an. Mit den leeren Blicken von Wahnsinnigen. Sie wirken wie geistig Gestörte. Als ob sie nicht da wären. Wahrscheinlich ist dies ein Irrenhaus. Die Armen.

Die Strasse hört auf. Unser schweigender, schneller, gehetzter Marsch ist am Eingang eines grauen Flachdachgebäudes beendet. Je fünf von uns müssen eine nach der anderen den Eingang passieren. Drinnen ist ein langer, schmaler Raum mit niedriger Decke. Hier herrscht ein unglaubliches Getöse. Ein Rufen und Schreien. Lautes, unverständliches Schreien.

«Ruhe?!»

Eine grosse, beleibte Frau mit blondem Haar und SS-Uniform brüllt: «Ruuhee!!! Wer versteht Deutsch? Deutsch! Wer versteht Deutsch? Heraustreten!»

Ich trete vor. Ich verstehe Deutsch. Auch ein paar andere Mädchen treten vor.

«Sprich zu ihnen», schnauzt die grosse SS-Frau. Sie schiebt mir einen Stuhl entgegen. «Du stellst dich hier drauf und sagst ihnen, sie sollen sofort Ruhe geben. Ich will in einer Minute absolute Ruhe. Wenn nicht, werden sie sofort erschossen.»

Ich versuche, das Geschrei zu übertönen. Auch die anderen Übersetzerinnen schreien so laut sie können. Durch die niedrige Decke werden alle Geräusche zu einem einzigen Brei. Der Lärm wogt wie eine sich Überschlagende Brandung hin und zurück. Und überwältigt uns.

«RUHE!» Die SS-Frau beugt sich vor und lässt ihre Peitsche in die Menge schnalzen. Wie auf Kommando treten SS-Soldaten, die bisher an der Wand standen, einen Schritt vor, beginnen, mit ihren Peitschen um sich zu schlagen, und treffen Gesichter. Ein scharfer Schmerz durchfährt meinen linken Wangenknochen. Quer über mein Gesicht spüre ich einen deutlichen Striemen. Warum? Ich bin doch die Übersetzerin? Schnell steige ich vom Stuhl und tauche in der Menge unter. Hier ist es vielleicht sicherer.

Innerhalb von Sekunden herrscht Ruhe.

«Auskleiden! Alles herunter! Los!»

Der Raum ist gespickt mit SS-Soldaten. Ausziehen? Hier? Vor den Männern? Niemand rührt sich.

«Hört ihr nicht? Zieht eure Kleider aus. Alle Kleider!»

Ich spüre einen Peitschenschlag auf der Schulter und sehe in die zornig funkelnden Augen eines jungen SS-Soldaten. «Na los! Bewegung! Schnell ausziehen. Du wirst sonst erschossen. Wer in fünf Minuten nicht ausgezogen ist, wird erschossen.»

Ich sehe zu Mami. Sie nickt. «Ziehen wir uns aus.» Ich blicke starr vor mich hin, als ich mich entkleide. Ich habe Angst. Und hoffe, dass, wenn ich niemanden ansehe, mich auch niemand sieht. Ich habe meine Mutter noch nie nackt gesehen. Wie schlimm das für sie sein muss. Ich zögere, meinen BH abzulegen. Meine Brüste sind zwei schwellende Knospen, zierlich und schutzbedürftig. Es geht nicht, dass jemand sie sieht. Ich beschliesse, meinen BH anzulassen.

In diesem Moment löst sich ein Schuss. Der Knall ist Ohren betäubend. Mehrere Frauen fangen an zu kreischen. Andere weinen. Schnell lege ich den BH ab.

Es ist kühl und alle haben Angst. Kleidungsstücke liegen in Haufen auf dem Zementboden. Wir, über tausend fröstelnde, gedemütigte, nackte Leiber, werden in den anschliessenden Raum getrieben, der noch kälter und noch düsterer ist. Noch kahler und noch bedrohlicher.

«Los! Schneller, ihr blöden Schlampen!»

Wir müssen uns in Reih und Glied aufstellen, und ein paar junge Frauen in der grauen Einheitskleidung fangen an, uns die Haare zu scheren – auf dem Kopf, unter den Armen und im Schambereich. Meine langen, dicken Zöpfe hängen noch, als mir der Rasierapparat zunächst oben über den Kopf fährt. Der Schmerz, den das unerbittliche Reissen meiner Zöpfe an den Haarwurzeln verursacht, treibt mir die Tränen in die Augen. Ich bete still vor mich hin, dass das Rasieren schnell erledigt wird. Dass diese unerwartete Tortur bald vorbei ist.

Als dann meine blonden Haarsträhnen auf dem Boden liegen, bemerkt die dickliche, teilnahmslose Haarmetzgerin: «Ein Häufchen Gold.» Schauernd fällt mir die Situation von vorher ein, als wir selektiert wurden – der SS-Offizier, der mein «goldenes Haar» bewunderte, die

Trennung von Tante Serena. Wo ist sie jetzt? Sind ihre Haare auch geschoren? Musste sie sich auch nackt ausziehen? Hat sie Angst? Tante Serena, mein armer Schatz. Wo ist sie jetzt? Hätte man mir die Haare vor der Selektion geschoren, wären wir jetzt noch zusammen. Man hätte uns nicht getrennt. Meine blonden Haare waren Schuld daran, dass Mami und ich auf die andere Seite gehen mussten. Armer Schatz. Hätten wir nur beieinanderbleiben können!

Das Abrasieren der Haare wirkt sich ganz eigenartig aus. Ohne Haar verwandeln sich die unterschiedlichsten Frauen in lauter tufpengleiche Körper. Ununterscheidbar. Alter spielt keine Rolle mehr. Andere besondere Merkmale verschwinden. Gesichtszüge lösen sich auf. An ihre Stelle tritt ein leerer, gefühlloser Ausdruck, der allen tausend Gesichtern gemein ist – Gesichtern, die jetzt einen einzigen, nackten, unattraktiven Körper haben. Innerhalb weniger Minuten scheint sich auch der Zusammenhang zwischen der Anzahl der Personen und der Summe ihrer körperlichen Ausdehnung zu verändern – wir nehmen plötzlich weniger Platz ein. Wir sind nur mehr Masse. Belanglos.

Das Abrasieren der Haare hat aber auch noch einen anderen seltsamen Effekt. Eine Last ist abgefallen. Die Last der Individualität. Die Last der gesellschaftlichen Anbindung. Der Identität. Die Last der jüngsten Vergangenheit. Mädchen, die bisher ohne Unterlass geweint haben, können nicht mehr aufhören, über den komischen Aufzug ihrer Freundinnen zu kichern – über geschorene Köpfe, nackte Körper, gesichtslose Gesichter. Manche schütteln sich vor Lachen. Andere beginnen, die Namen ihrer Freundinnen zu rufen, um zu sehen, ob sie sie überhaupt noch erkennen. Wenn dann komplett veränderte Leiber reagieren, ist das Wiederfinden laut und hysterisch. Die Umarmungen sind ungestüm und geräuschvoll. Die Unfassbarkeit äussert sich in spitzen Schreien, lautem Gebrüll und wildem Gestikulieren. Manche Mädchen vergraben ihr Gesicht in den Händen und wälzen sich mit animalischem Jaulen auf dem Boden.

«Was ist los?» Ein paar Peitschenschläge der SS, und die Ordnung ist wiederhergestellt.

Ich sehe mich nach Mami um. Und finde sie gleich. Ihren Anblick mit Kopftuch über den sorgfältig verdeckten Haaren bin ich gewohnt. Ohne ihren Körper auch nur zu streifen, bewundere ich die Schönheit ihres Gesichts. Jetzt, wo alles Drumherum weg ist, machen ihre vollkommenen Gesichtszüge noch mehr Eindruck auf mich. Ihre hohe Stirn, die grossen blauen Augen, die klassisch geschnittene Nase, die wohlgeformten Lippen und der elegante Schwung der Wangenknochen – alles tritt klar und deutlich hervor.

Sie erkennt mich nicht, als ich vor sie trete. Doch als es ihr dann klar wird, zieht ein Lächeln über ihr Gesicht: «Elli! Du bist das! Du siehst aus wie Bubi. Eigenartig. Die Ähnlichkeit ist mir nie aufgefallen. Wie jugenhaft dein Gesicht ist! Sie haben deine wunderschönen Zöpfe abgeschnitten ...» «Macht nichts. Haare wachsen wieder.»

«Mit Gottes Hilfe.»

Alle Frauen werden in den nächsten Raum getrieben. Ich kreische auf vor Schreck, als plötzlich kaltes Wasser aus Öffnungen in der Decke auf uns herabstürzt. Die vielen nassen, nackten Körper wogen aufgelöst und tropfend um mich herum. Ein paar Minuten später ist alles vorbei, und inmitten der nassen Menge werde ich in den nächsten Raum befördert. Graue, sackartige Kleider werden uns in die Arme gedrückt, und unter Anfeuerungen wie «Los, blöde Schweine» müssen wir sie über unsere nassen, zitternden Leiber streifen. Von «blöden Schlampen» sind wir nun schon zu «blöden Schweinen» abgestiegen. Das ist noch verächtlicher. Nur zwischendurch wird es aufgewertet zu «blöde Hunde». Das ist wohl einfacher. Jede von uns muss sich ein Paar Schuhe von einem riesigen Schuhhaufen nehmen. «Los! Los!» Jede ein Paar. Die Schuhgrösse spielt keine Rolle.

Als wir dann das Gebäude hinten verlassen haben und uns schnell in Fünferreihen aufstellen, patschnass, in formlos grauen Säcken, mit

kahlgeschorenen Köpfen, geht mir ein Licht auf. Diese seltsamen Wesen, die wir gesehen haben, als wir das Lager betraten, dieser geschorene, in Grau gehüllte Haufen, der an den Stacheldraht gelaufen kam und uns anlotzte – das sind wir! Wir sehen jetzt genau so aus. Gleiche Körper, gleiche Uniform, der gleiche leere Blick. Sie sind wahrscheinlich auch erst vor Kurzem hier angekommen. Auch sie sind reife Frauen und junge Mädchen gewesen, die man verschreckt und misshandelt hat. Auch sie haben sich nach Würde und Erbarmen gesehnt. Und auch sie sind stattdessen zu Gestalten in Schmach und Schande geworden.

Fast drei Stunden dauert der Zählappell. Dieses Wort wird zum Schrecken und gleichzeitig zum Inbegriff von Auschwitz. Zweimal am Tag müssen wir uns in Fünferreihen aufstellen, damit man uns zählen kann. Jede Nacht um drei Uhr geht es zack zack in die Reihe, und dann stehen wir stramm und schweigend drei bis vier Stunden lang, bis die zuständige SS-Mannschaft erscheint und unsere Köpfe abzählt. Der SS-Offizier berührt jeweils den ersten Kopf in der Reihe und zählt in Fünferschritten. Die eigentliche Zählung ist innerhalb weniger Minuten geschehen. Das stramme, schweigende Warten beim abendlichen Zählappell dauert von fünf bis neun. Binnen Sekunden muss die Formation der Reihen vollzogen sein, nur um dann stundenlang zu stehen und zu warten.

Es will mir nicht in den Kopf, dass man uns wie wahnsinnig durch das Gebäude gehetzt hat, um uns dann draussen stundenlang warten zu lassen. Warum jagt man nasse, traumatisierte Frauen, die nichts anhaben ausser einem Baumwollkittel, hinaus in die Kälte und lässt sie endlos und sinnlos warten?

Schliesslich taucht mit forschem Schritt ein zackiger deutscher Armeemitglied auf. Mit einem Stab berührt er den Kopf der jeweils ersten Mädchen und Frauen der Fünferreihen. Damit sind wir in das Lager aufgenommen. Wir sind jetzt Mitglieder eines exklusiven Klubs. Insassen von Auschwitz.

Neugeboren in der Dusche

Auschwitz, 31. Mai 1944

Wie neugeboren sind wir aus den Duschen herausmarschiert. Man hat uns geschoren und ausgezogen, geduscht und in Einheitskleidung gesteckt, und wir sind marschiert. Frauen und Mädchen im Alter von sechzehn bis fünfundvierzig, hinweggerissen von Müttern und Vätern, Brüdern und Schwestern, Söhnen und Töchtern – als eine Masse von Leibern sind wir auf die Baracken von Auschwitz zumarschiert.

Ein tiefer Riss hat uns von der Vergangenheit abgetrennt. Die rasche Folge der Ereignisse an diesem Morgen hat eine Entwicklung über ganze Epochen bewirkt. Unsere Eltern und Familien sind Teil einer prähistorischen Urzeit. Unsere Kleidung, unsere Schuhe, unsere Haare – hat es sie wirklich gegeben? Unser Zuhause, das wir gerade erst verlassen haben, liegt jetzt in fernen Ländern, wenn es nicht überhaupt nur in der Einbildung existiert.

Wir sind neue Wesen. Marschieren routiniert in Fünferreihen und in raschem, entschlossenem Schritt, sind Roboter, angetrieben von dem verzweifelten Willen zum Überleben.

Die Ankunft in Auschwitz haben wir schon überlebt. Ohne es zu wissen, haben wir die Selektion durch den teuflischen Doktor Mengele überlebt, dieses harmlos wirkende, besessene Ungeheuer, das liebevoll mein «goldenes Haar» gestreichelt hat und mir mit sanfter Stimme riet, seine SS-Maschinerie auszutricksen und ein falsches Alter anzugeben, um mein Leben zu retten.

Als wir wie die Roboter stramm und im Stakkato in die vor uns liegende Zukunft in Auschwitz marschieren, sehen wir aus den Schornsteinen eines niedrigen, grauen Gebäudes zu unserer Linken eine dicke Rauchwolke aufsteigen. Erst viel später erfuhren wir, was es mit dem Rauch auf sich hat. Aber da kannten wir schon alle Gesichter des To-

des. Da hatten wir lange genug im Vorhof des Todes gelebt, um das zu glauben, was wir später über den Rauch erfuhren.

Aber jetzt, da wir von den Duschen auf das Lager zumarschieren, kennen wir nur einen Gedanken: Überleben. Wir spüren auf einmal, was das bedeutet. Überleben ist tief in jede Faser unserer Muskeln eingeschrieben, und mit diesen Muskeln marschieren wir, ohne etwas zu verstehen, ohne auch nur etwas zu wünschen. Wir marschieren voran, nur vom Instinkt getrieben. Wir marschieren und sind beständig auf der Hut vor deutschen Peitschen, knurrenden deutschen Schäferhunden und vorgehaltenen deutschen Pistolen. Unaufhaltsam und schweigend marschieren wir weiter und weiter. Diese Haltung, in uns geboren in den Duschen, dieses neue, mystische Übereinkommen mit dem Tod, lässt uns weitermarschieren. Unser Marsch auf das Lager zu ist getragen von unserem Geheimpakt mit dem Tod.

Als wir das Lager C erreichen, steht die Sonne hoch am Himmel. Sie brennt auf meinen frisch geschorenen Kopf. Sie dörrt mir Lippen und Kehle aus. Meine Schuhe sind zwei Nummern zu klein und drücken meine wunden Zehen und Knöchel. Gegen den Tod will ich anmarschieren, doch übrig bleibt mir nur, ohne jede Würde hilflos zu humpeln. Unerbittliche Hitze, Staub, der das Atmen unmöglich macht, und das monotone Stampfen marschierender Füße. Durst. Unerträglicher Durst. Lieber Gott, mach, dass ich ohnmächtig werde.

Es ist Sonntag. Seit Donnerstagmorgen haben wir nichts zu trinken bekommen. In der Dusche habe ich meine Lippen befeuchtet, aber das Ganze kam zu überraschend und war zu schnell vorüber. Ich hatte keine Gelegenheit zu trinken. Jetzt bin ich vollkommen ausgetrocknet. Die Sonne blendet. Ich berühre meine weiche Kopfhaut und verbrenne mir die Hand, so heiss ist es. Gewehrläufe blitzen im gleissenden Licht. Ein Motorrad summt lautlos vorüber, wie in einem Traum. Was für ein Anblick! Alles ist lichtüberflutet, blendet, funkelt, sogar der weisse, der strahlend weisse Staub, der sich erhebt. Oh Gott. Ist das ein Traum? Ein Albtraum?

Das Lager ist ein riesiges, mit Stacheldraht eingezäuntes Ödland. Halbfertige Baracken sind am Horizont verstreut. Tiefe Krater versperren uns den Weg zu den Baracken, und wir erhalten den Befehl, um sie herumzugehen.

«Zählappell!» Wie auf Knopfdruck und mit Höchstgeschwindigkeit bilden sich die Fünferreihen vor einem flachen, schmalen Backsteingebäude, das sich im Bau befindet. Es gibt keine Fenster und Türen. Das ist unsere Baracke. Das ganze Lager befindet sich im Bau. Gibt es vielleicht Wasser in der Baracke? Nein, es gibt kein Wasser in der Baracke. Im ganzen Lager gibt es für uns kein Wasser.

Nach dem Zählappell dürfen wir uns zerstreuen. Die Nachricht von unserer Ankunft hat sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Unzählige junge Frauen schwirren um uns herum. Eine Gesichtermasse, eine anschwellende Flut von Lärm – Gekreisch, Gerufe, wildes Geschrei. Was rufen sie alle? Was soll diese ganze Aufregung?

Sie sind alle hier im Lager interniert, teilweise seit Wochen. Alle hoffen verzweifelt, auf Verwandte zu treffen. In ihrem drängenden Eifer wirken sie wie Ausgehungerte, die im Begriff sind, uns als Beute zu schlagen und uns gnadenlos wie die brennende Sonne aufzufressen. Noch bin ich nicht ohnmächtig geworden. Ich stehe inmitten dieses blendend hellen, völlig absurden Ortes, inmitten des blendend hellen Sonnenlichts, des glühend heißen Sandes, des ohrenbetäubenden Lärms. Aber noch bin ich nicht ohnmächtig. Barfuss stehe ich auf glühend heißem Boden, die Zehen und Knöchel blutüberströmt. Ich brauche Wasser.

Aus dem tosenden Sprachmeer lösen sich einzelne Worte und dringen zu mir:

«Wo bist du her? Aus welcher Stadt? Aus welchem Dorf? Aus welchem Ghetto? Weisst du, ob Budapest liquidiert wurde? Und Komárom? Und Dés? Miskolc? Hast du irgendetwas aus Kiszvárdá gehört? Aus Debrecen? Aus Szeged? Hast du? Ja?»

«Gibt es irgendwo im Lager Wasser? Bitte. Nein, ich weiss nichts von Budapest. Ich weiss nicht, ob Komárom liquidiert wurde.»

Nein, ich weiss nichts von Kisvárda. Auch nicht von Debrecen ... Wo gibt es Wasser?»

«Wo kommst du her? Aus welchem Ghetto? Sag es uns. Sag es uns, bitte.»

«Gibt es irgendwo Wasser in eurem Lager? Wir kommen aus Somorja. Slowakei. Nördliches Ungarn. Wir wissen rein gar nichts. Wir waren über drei Tage unterwegs, und davor über einen Monat im Ghetto, streng bewacht. Wir wissen nichts über andere Orte. Heute Morgen sind wir hier angekommen. Die Männer wurden ausgesondert. Und die älteren Menschen. Und die Kinder mit ihren Müttern ... auf die andere Seite. Mehr wissen wir nicht. Wo kann ich einen Schluck Wasser bekommen?»

Die Menge wird immer grösser. Neue Gesichter, neugierige, erwartungsvolle Gesichter.

«Somorja? Im nördlichen Ungarn? Dann kennst du Guta. Kennst du die Familie Weiss aus Guta? Die Rosenbaums aus Galánta? Kennst du die Guttmanns aus Surány? Hast du sie gesehen?» «Bubi!»

Die grausame Hitze. Die Menschenmenge. Der Durst ... Mein Gott: Schnappe ich jetzt über?

«Bubi!» Nein, nein, nein. Ich weigere mich überzuschnappen. Ein braunes Augenpaar späht aufmerksam in mein Gesicht. «Es ist Elli! Sieh nur, Hindi, es ist Elli. Elli ist hier! Oh Ellike!» Die Person umarmt mich. «Ich dachte, du bist Bubi. Du siehst genau so aus wie er.»

«Und wer bist du?»

«Erkennst du mich nicht? Ich bin Suri. Suri Schreiber, deine Kusine.»

«Suri!», entfährt es mir. «Und du, du musst Hindi sein!? Mein Gott, ihr seid auch hier! Seit wann?»

«Wir sind vor ein paar Tagen angekommen. Wer ist noch bei dir?»

«Mami. Sie ist hier mit mir. Alle anderen hat man uns weggenommen. Vati, Bubi, Tante Serena. Ich weiss nicht, wo sie sind.»

«Hier sind nur junge Frauen und Mädchen. Wir wurden auch von den anderen getrennt. Mami, Vater, Layi, Breindi, Tante Chaye und Grossmutter mussten auf die andere Seite gehen.»

«Und was ist mit Benzu? Und Elyu?»

«Benzu wurde vor ein paar Monaten an die russische Front gebracht. Und Elyu ist in einem ungarischen Arbeitslager. Nur wir beide sind übriggeblieben. Aber jetzt haben wir ja dich. Ab jetzt bleiben wir zusammen. Wo ist Tante Laura? Wollen wir sie nicht suchen?»

Suri und Hindi sind meine Kusinen aus Sätoraljauhely, Ungarn. Sie sind die Töchter von Tante Perl, der Schwester meines Vaters. Vor vier Jahren habe ich einen Teil meiner Sommerferien in ihrem Haus verbracht. Es waren die schönsten Ferien, die ich je hatte. Das Haus war gross und voller Kinder und Katzen. Hindi war die älteste Tochter und damals ungefähr neunzehn Jahre alt. Suri war sechzehn und eine brünette Schönheit. Layi war gleichalt wie ich und Breindi ein Jahr jünger. Die beiden Jungs, Benzu und Elyu, behandelten mich wie eine Ebenbürtige, obwohl sie viel älter als ich waren. Benzu war einundzwanzig und Elyu siebzehn. Benzu, der gut aussehende Liebling der Frauen, und Elyu, der Jeschiwa-Student mit schwarzem Hut, Peies und blauen Augen. Meine Grossmutter führte trotz ihres lahmen Beins das Regiment. Tante Perl, eine füllige, gutgelaunte Blonde mit einem Lachen, das im ganzen Haus zu hören war, und Onkel Abram, ein Chassid mit braunem Bart und grossem Herz – beide überliessen Grossmutter anstehende Entscheidungen und die häusliche Ordnung. Sie hatte die Zügel in der Hand, sowohl was die Familie, als auch was das Geschäft anging.

Jetzt sind sie alle verschwunden. Auf die ‚andere Seite‘. Nur Suri und Hindi sind da.

Wir gehen Mami suchen und finden sie auf dem Boden liegend. Sie ist im Halbschlaf, die Lippen aufgeplatzt. Eine rote Fieberblase hat sich auf ihrer Nase gebildet und erstreckt sich über die gesamte Länge.

Mami ist überrascht, meine Kusinen zu sehen, aber viel zu erschöpft, um sich freuen zu können. Ihre erste Frage ist: «Wisst ihr, wo wir Trinkwasser herbekommen?»

Es gibt kein Wasser im Lager, klären uns Hindi und Suri auf. Es gibt schwarzen Kaffee in der Früh und Suppe am Abend. Tagsüber trinken die Lagerinsassen aus dem See.

«Dem See? Wo ist er?»

Mami will auf der Stelle hingehen. Suri und Hindi führen uns zu einer grossen Pfütze, einem Loch im Boden, das mit trübem Wasser gefüllt ist. Es hat einen unangenehmen Geruch.

«Davon sollen wir trinken? Es ist faulig! Es ist dreckig! Es stinkt!»
Voll Schrecken sehe ich meine Kusinen an. «Ihr habt wirklich davon getrunken?»

«Ja, wir alle. Es gibt nichts anderes. Wenn du durstig genug bist, ist es dir egal.»

Ich bin durstig genug. Meine Zunge ist mit einer weisslichen Schicht überzogen und meine Lippen haben begonnen aufzuplatzen. Aber niemals trinke ich aus diesem verdreckten, übelriechenden Sumpf!

Mami bückt sich und führt eine Handvoll Wasser an ihren Mund. «Es ist nicht *so* schlimm, Elli. Halt dir die Nase zu und schluck es dann hinunter. Es ist nicht so schlimm. Trink, Elli. Mir geht es schon ein bisschen besser.»

Ich schöpfe eine Handvoll des sumpfigen Wassers und bringe es an meine Lippen. Von dem Geruch dreht sich mir der Magen um. Übergeben muss ich mich aber nicht. Mein Magen ist seit Langem leer.

Ich schliesse die Augen und halte mir die Nase zu. Dann schlürfe ich das Wasser schnell auf. Es ist wirklich nicht schlecht. Genau genommen ist es sogar richtig gut. Ich geniesse die Feuchtigkeit auf meinen Lippen, in meinem Mund, in meiner Kehle. Ich schöpfe noch eine Handvoll und trinke mit gierigen Schlucken, diesmal, ohne mir die Nase zuzuhalten. Der Geruch spielt keine Rolle. Das Wasser löscht den Durst und erfrischt.

«Das reicht, Elli. Mehr trink bitte nicht. Einige Mädchen sind richtig krank geworden. Weil sie zuviel getrunken haben.» Hindi zwingt mich, die dritte Handvoll wegzukippen.

Die Frauen aus unserem Transport liegen auf dem Boden herum, als wir vom ‚See‘ zurückkommen. Die meisten haben die Augen zu und ignorieren das Tohuwabohu um uns herum. Das Herumbrüllen und das Rufen von Namen hört nicht auf. Überraschte Schreie des Wiedererkennens, wilde Umarmungen, Gekreische, Weinen, noch mehr Umarmungen. Etliche einsame Gestalten treiben suchend und Ausschau haltend weiter und wirken mit jedem Misserfolg noch verlorener und niedergeschlagener.

Jedes «Ich weiss es nicht» von mir ist spürbar eine zusätzliche Belastung ihrer ohnehin beschwerlichen Suche. Und unaufhörlich kommen eine nach der anderen junge Frauen heran, die nach ihren Familien und Bekannten fragen oder einfach Kontakt aufnehmen wollen, um sich sicherer zu fühlen. Jedes «Ich weiss es nicht» vergrössert ihre Verzweiflung. Ich fange an, meine Antworten anders zu geben: «Der Transport, den du suchst, ist dort drüben. Vielleicht wissen die etwas ...»

Mami hat sich schon vor einiger Zeit zurückgezogen. Total erschöpft sitzt sie in einem der tiefen Löcher.

Plötzlich entdecke ich eine hohe Gestalt umherwandern, die «Laura! Laura! Laura!» ruft.

«Tante Celia!»

Es ist Mamis Schwester, die jüngste meiner Tanten. Meine schöne, hochelegante Tante. Sogar jetzt, da sie im grauen Sackgewand und mit geschorenem Kopf herumirrt, sieht sie nach etwas Besonderem aus.

«Tante Celia!» Meine stürmische Umarmung bringt sie fast zu Fall. Sie packt meine Schultern und starrt mir ins Gesicht. Ihre Augen sind weit aufgerissen vor Überraschung und Ungläubigkeit.

«Elli! Meine kleine Elli! *Du* bist es? Hier? Es gibt keine Kinder auf dieser Seite. Wie ist das möglich? Oh mein Gott! Oh ... mein Engel!»

Sie umarmt mich fest und wiegt mich hin und her. Sie küsst meinen nackten Kopf. Und beide fangen wir an zu weinen.

«Du bist hier. Mein kleiner Engel... Bist du allein?» «Mami ist auch da. Komm, ich bringe dich zu ihr.» «Deine Mama ist auch da? Mein Gott, lieber Gott ...» Wir finden Mami schlafend in ihrem Loch. Tante Celia kniet nieder und streichelt ihr übers Gesicht. Mami öffnet unendlich träge die Augen, als ob sie betrunken wäre. Dann erkennt sie plötzlich das Gesicht meiner Tante, das tränenüberströmt ist, und setzt sich ruckartig auf. «Celia!»

Tante Celia kriecht in das staubige Loch, und die beiden Schwestern halten einander in stiller Umklammerung. Sie haben sich seit drei Jahren nicht gesehen. Und hier, in einem heissen Erdloch in Auschwitz, kommt es zur Wiedervereinigung.

Immer noch weinend, greift Tante Celia von oben in ihren Kittel und zieht einen Klumpen eines schwarzen Etwas hervor, der an einer Schnur um ihren Hals hängt. Sie bindet ihn los und gibt ihn Mami.

«Hier. Iss das.»

«Was ist das?»

«Es ist Brot. Mein Brot. Meine Ration Brot. Iss. Es ist für dich. Ich gebe es dir. Du bist sicher sehr hungrig.»

«Das soll Brot sein? Es sieht aus wie ein Schlammkuchen. Wie soll man das nur essen?»

«Iss. Du kriegst nichts mehr bis zum Zählappell heute Abend.» Mami beisst ab, und Tränen schießen ihr in die Augen. «Ich kann das nicht essen.»

«Du musst. Es gibt nichts anderes.»

Sie beisst noch einmal ab, schluckt hinunter und muss sich sofort übergeben. Tränen laufen über ihre staubigen Wangen. «Ich kann nicht. Lieber verhungere ich.»

Auch Tante Celia weint. Sie beugt sich nieder und wischt Mami mit dem Zipfel ihres Lagerkittels die Tränen ab. «Laurie, wenn du nicht isst, wirst du nicht leben. Du musst einfach.»

Ich nehme Mami das Brot aus der Hand und fange an zu essen.

Der trockene Schlammbröckel verwandelt sich in meinem Mund in nassen Sand. Die anderen haben es auch gegessen. Ich schlucke. Die erste Nahrung in Auschwitz. Für's Überleben.

Tante Celia sagt, ihr Mann und ihr Sohn wurden von den Pfeilkreuzlern verhaftet, den ungarischen Nazis. Mein Cousin Imre ist siebzehn, gross, dunkelhaarig und bildschön – Tante Celias Ebenbild.

Wir beschliessen, zu fünft eine Familie zu gründen, und erklären feierlich, dass wir uns nie voneinander trennen.

Suri erklärt, dass es zu fünft viel einfacher ist, hier in Auschwitz zu überleben. Brot und Essen werden beim Zählappell ausgegeben. Je fünf Frauen bekommen eine Portion Brot und eine Schüssel mit Essen. Die, die vor einem dran sind, greifen sich als Erste ihr Brot und setzen zuerst die Schüssel an den Mund. Wer gross ist und hinten steht, bekommt nur kleine Brotstücke und das wenige, was in der Schüssel noch übrig ist, manchmal auch gar nichts mehr. Wenn man aber mit Familie oder Freunden in der Reihe steht, kann man gerecht aufteilen.

Am Abend stehen wir beim Zählappell zusammen. Doch als mir die Schüssel mit Essen gereicht wird, bin ich nicht in der Lage, einen Schluck zu nehmen. Ich halte eine gesprungene, dreckverkrustete Waschschüssel in der Hand, in der ein dunkelgrüner, dicker Brei schwappt. Es gibt keine Löffel. Man muss die Schüssel neigen, bis die Masse Richtung Rand fliesst, und dann schlürfen. Der dunkle Brei riecht widerwärtig und sieht auch so aus. Sofort stellt sich bei mir wieder der Brechreiz ein. Ich gebe die Schüssel schnell an Mami weiter. Sie trinkt und fängt an zu würgen. Ich probiere es noch einmal, nehme einen Schluck, bringe ihn aber nicht hinunter. Es sind Sandkörner drin ... und Sägespäne ... und Stofffetzen. Ich spucke aus und muss mich übergeben. Mein leerer Magen fühlt sich an, als ob er sich bis in meine Gurgel aufbäumen würde.

«Mach dir nichts draus. Wir haben beim ersten Mal alle gekotzt. Aber dann haben wir gelernt zu schlucken. Es ist Essen. Man muss essen,

um zu leben. Schliess die Augen. Halt dir die Nase zu. Und jetzt schluck hinunter.» Suris freundliche, aber bestimmte Anleitung gibt mir Antrieb. Ich schlucke. Und schlucke. Viermal.

«Braves Mädchen.» Welche höhere Weisheit hat bewirkt, dass meine schöne sechzehnjährige Kusine innerhalb weniger Tage dem Geheimnis des Überlebens um jeden Preis auf die Spur kommen konnte? Dem Geheimnis des Triumphierens über den Tod? Und welche grausame Vorsehung nimmt ihr letzten Endes wieder alles weg? Das werde ich nie verstehen.

Unsere Fünfer-Familie wird beim Zählappell getrennt. Tante Celia, Hindi und Suri müssen in ihre Baracken zurück.

Mami und ich müssen bis weit nach Einbruch der Nacht stehenbleiben. Es wird sehr kalt. Der scharfe Wind fährt unter meinen viel zu weiten Kittel und erreicht jeden Teil meines Körpers. Eine nach der anderen in den Reihen beginnt, mit den Zähnen zu klappern. Irgendwann ist das Geräusch von Tausenden von Frauen, die in kalten, dunklen Nächten beim Zählappell in Auschwitz stehen und im Takt mit den Zähnen klappern, meinen Ohren vertraut. Aber jetzt im Moment ist es vollkommen neu für mich. Es ist das letzte, was ich an diesem meinem ersten Tag in Auschwitz höre. An diesem ersten Tag meines neuen Lebens.

Krawall im Lager

Auschwitz, 31. Mai 1944

Zu dem Krawall kam es in der ersten Nacht in Auschwitz. Es gab keine Betten in unserer Baracke. Jede Fünfergruppe erhielt zwei Armeedecken. Eine als Unterlage, eine zum Zudecken. Die ungewohnte Härte des Bodens, die grosse Nähe fremder Körper und die extreme Erschöpfung nach dem langen, schauerhaften Tag machten das Einschlafen unmöglich. Die Fenster hatten keine Scheiben. Kalter Wind fuhr in die Decken. Unterdrücktes Schluchzen kam aus dem Dunkel.

Endlich schlief ich doch langsam ein.

Ein Kreischen zerreisst die Nacht. Innerhalb von Sekunden ist die gesamte Baracke erfüllt von Geschrei. Eine Welle der Panik rast durch die hingestreckten Körper und lässt sie in wildem Durcheinander aufahren. Hysterisch schreiend fangen die Mädchen an, aufeinander herumzutrampern.

«Ich rieche Gas!», ruft jemand. «Sie bringen uns um!»

Viele drängen zur Tür. Die ist verschlossen. Sie fangen an, gegen die Tür zu hämmern. Draussen hört man einen Schuss. Dann einen zweiten, der in ein richtiges Sperrfeuer mündet. Sofort hört das Geschrei auf. Die Tür wird aufgeworfen. Deutsche Wachleute geben laute Befehle: «Zurück auf den Boden! Hinlegen und nicht bewegen! Oder ihr werdet erschossen!»

Totenstille im Saal. Plötzlich schreit ein Mädchen: «Mami! Mami! Sie bringen meine Mami um!» Ein weiterer Schuss löst sich.

«Ruhe!! Oder ihr werdet erschossen!»

Aber sie schreit weiter und gerät immer mehr ausser sich. «Mamiiii! Wo bist du? Mamiiiiiii... Sie bringen meine Mutter um. Hört ihr nicht? Die Schüsse? Meine liebe Mami. Oh lieber Gott, sie töten sie!»

Mitten im dunklen Raum sieht man den Umriss einer aufrecht sitzenden Gestalt. Jemand legt ihr den Arm um die Schulter und versucht, sie zu beruhigen: «Schschhhh. Ruhig. Du hast schlecht geträumt. Leg dich hin, hierher zu mir. Komm, leg dich hin. Komm her.» Eine Hand zieht sie zärtlich nieder auf die Decke, doch die Sitzende reisst sich weg, springt auf und schreit wieder los, dass einem das Blut in den Adern gefriert: «Lasst mich! Ich will zu meiner Mutter!»

Durch die Tür kommen zwei deutsche Wachmänner mit vorgehaltener Waffe herein. «Wer schreit?»

Das Mädchen steht verloren im Lichtkegel der Taschenlampen. «Komm mit. Los!»

Jede der Wachen nimmt sie an einem Arm, und das junge Mädchen, das nicht aufhört zu schreien, wird aus der Baracke geführt. Sekunden später ertönt ein Schuss.

Panisch fahre ich auf. «Sie haben sie erschossen?»

«Schschhhh. Bitte. Um Himmels willen, still. Alle. Nicht noch mehr Krawall. Das ist gefährlich.» Es ist die Stimme der Frau, die versucht hat, das verzweifelte Mädchen zu beruhigen.

Frühmorgens müssen wir hinaus zum Zählappell. Es ist noch total finster, als wir uns aufstellen. Der Himmel ist übersät mit Sternen. Es ist kalt. Einige Mädchen haben ihre Decke mitgebracht und sich zu fünft eingewickelt. Warum haben wir bloss diese Idee nicht auch gehabt? Doch dann taucht ein Mädchen auf und befiehlt ihnen barsch, die Decke zurückzubringen. Als die Mädchen gehorchen und Richtung Baracke losrennen wollen, versetzt die junge Frau einer nach der anderen mit einem dicken Stock einen kräftigen Schlag auf den Kopf. Sie ist die Blockälteste, die Vorsteherin unserer Baracke.

Im Jahr 1942 wurde sie mit einem Transport sechzehnjähriger Mädchen aus der Slowakei nach Auschwitz gebracht. Zwei Jahre in Auschwitz! Überleben unter grösster Anstrengung. Jetzt ist sie achtzehn, dünn, aber kräftig, ihr Gesicht festgefroren in einem Ausdruck finsterer Entschlossenheit. Oder Verachtung. Und Wut.

Es ist ein Gesicht, das Unnahbarkeit signalisiert. Jede Blockälteste ist die uneingeschränkte Herrscherin ihres Blocks, also der Baracke. Jede hat einen eigenen Raum in der Baracke und ist jederzeit im Dienst. In unserer Baracke gibt es keinen Extraraum, deshalb schläft die Blockälteste in einer anderen Baracke. Aber sie weiss Bescheid über den Krawall.

«Ihr könnt von Glück sagen, dass man euch für das, was heute Nacht in eurem Block passiert ist, nicht alle erschossen hat.» Ihre Stimme ist kalt und hart wie Eis. «Sabotage! Wisst ihr, was das bedeutet, Sabotage? Wenn das noch einmal vorkommt, werdet ihr ins Gas geschickt. Der ganze Block. Ich bin verantwortlich für eure gute Führung. Wenn irgendeine von euch noch einmal sabotiert, werde ich das sofort melden. Ihr seid hiermit gewarnt.» Gas? Was für ein Gas? Was konnte sie damit meinen: Ihr werdet alle ins Gas geschickt? Konnte es wirklich wahr sein, was wir an schrecklichen Gerüchten gehört hatten? Und was für eine Sabotage? Sie hat es nicht erklärt und niemand hat nachgefragt. Und niemand hat nachgefragt, wer das junge Mädchen war, das mit seinem gebrochenen Herzen den Krawall ausgelöst hat. Niemand hat ihren Namen genannt. Wo kam sie her? Sie war eine dunkle Silhouette in der Nacht, und wie ein Schatten verschwand sie auch darin. Nur ihr Schrei blieb. Diesen Schrei trugen wir alle in unserer Seele.

Jugendliche Eitelkeit

Auschwitz, 3. Juni 1944

Heute, am vierten Tag in Auschwitz, habe ich mich zum ersten Mal selbst gesehen. Als wir uns auf dem Weg zur Latrine den hintersten Baracken näherten, hielt unsere Wache an, um mit einem anderen Wachmann zu reden. Während wir geduldig herumblickten und warteten, fiel mein Blick auf ein Fenster in unmittelbarer Nähe, und ich sah mein Spiegelbild in der Glasscheibe. Ich habe mich gar nicht erkannt. Es war ein schockierender Anblick.

Die Latrine ist eine lange, breite Bodenrinne, zu der wir unter Bewachung in Gruppen zu fünfzig gebracht werden. Zum Glück halten die deutschen Wachleute den Gestank nicht aus und bleiben auf Distanz, wenn wir dort sind. Dadurch ist die Latrine der ideale Ort, um Freundinnen und Verwandte zu treffen. Es gelang uns, mit Suri, Hindi und Tante Celia auszumachen, uns hier zu Mittag zu versammeln. Wir haben keine Uhren und wissen nicht, wie spät es ist. Aber die Mittagszeit erkennen wir am Stand der Sonne.

Beim ersten Mal hatte ich Angst an der Latrine. Die Rinne ist sehr breit und tief, und die Vorstellung, ich könnte hineinfallen, löste Panik in mir aus. Mami hielt mich an der Hand fest, während ich über dem stinkenden Abgrund hockte, und ich hielt ihre, als sie dasass. Aber nach und nach konnte ich immer besser auf der Kante balancieren, und jetzt ist auch die Angst weg. Erstaunlich, wie schnell man lernt. Alles. Auch jeden Tag den dunklen Brei hinunterzuschlucken, fällt mir nun leicht. Auf dem harten Boden zu liegen, ist relativ unproblematisch. Und der Zählappell ist auch auszuhalten.

Bei Tagesanbruch müssen wir aufstehen, und es ist noch total finster, als wir uns zum Zählappell aufstellen. Langsam wird es heller. Die

Sterne verschwinden und kalte Windböen fahren mir unter den dünnen Kittel und direkt auf die Haut. Ich gehe in die Hocke und lege die Arme um die Knie, um mich zu wärmen und nicht mehr so stark zu zittern. Mami verspricht, mich anzustupsen, wenn jemand kommt, damit ich mich schnell hinstellen kann.

Auf einmal sehe ich, dass dem Mädchen vor mir Blut am Bein hinunterläuft. Breite Blutströme auf der Innenseite ihrer Schenkel. Oh mein Gott, man hat auf sie geschossen! Ich kriege einen panischen Schreck: Was soll ich machen? Dann wird mir klar: Sie hat ihre Periode. Wir haben keine Unterwäsche, keine Binden ... das Blut läuft ihr einfach die Beine hinunter. Das arme Mädchen. Warum sagt sie nichts? Bittet um ein Fetzen Stoff oder irgendetwas anderes? Wen könnte sie nur ansprechen? Wen könnte sie denn nur um Hilfe bitten? Man würde sie vielleicht sogar erschiessen, weil sie blutet. Erfüllt die Menstruation den Tatbestand der Sabotage?

Ein Glück, dass meine Periode gerade vorbei war, als wir hier ankamen. Lieber würde ich sterben, als mit Blut an den Beinen hier zu stehen. Vor aller Augen. Oh mein Gott! Ich würde es nicht aushalten. Aber ... was wird nächstes Mal sein, in weniger als drei Wochen? Es gibt kein nächstes Mal! Der Krieg wird dann aus sein, und wir sind frei. So kann es doch nicht weitergehen. *Noch* länger überlebt das kein Mensch.

Am schwersten ist, sich an den Durst zu gewöhnen. Ich bin immer durstig. Mami hat am meisten mit dem Hunger zu kämpfen. Ständig klagt sie über Hungerzustände. Aber mir macht der Durst mehr aus. Das Einzige, was wir an Flüssigkeit kriegen, sind morgens beim Zählappell vier Schluck einer schwarzen Brühe, die sie Kaffee nennen. Ich habe das Gefühl, dass ich vor lauter Begierde nach Wasser verrückt werde. Es ist verboten, das Gelände um die Baracke zu verlassen, und so ist der ‚See‘ ausser Reichweite. Nichts zu trinken den ganzen Tag – und die ganze Nacht. Die Sonne brennt, und wir hungern den ganzen Tag sinnlos herum.

Es ist verboten, tagsüber die Baracke zu betreten oder in ihrem Schatten zu sitzen. Doch manchmal riskieren wir es einfach und setzen oder legen uns hinter dem Gebäude auf den Boden. Wenn dann ein Deutscher auftaucht, stupsen wir die Mädchen an, die eingeschlafen sind, und blitzschnell sind sie wieder auf den Beinen. Mami schläft dauernd ein, und ich halte Wache. Wenn sie dran ist mit Wache halten, schläft sie allerdings auch ein. Deshalb ist es für mich am besten, an die Wand gelehnt im Stehen zu dösen. So kann ich besser auf der Hut sein.

Durch die mörderische Sonne bekommen unsere Gesichter Pusteln und Risse. Aus der Haut treten bräunliche Absonderungen, die entlang der Wunden dicke Krusten bilden. Unsere Gesichter sehen lächerlich und einfach abstossend aus.

Ich sehe definitiv noch lächerlicher aus als die meisten anderen Mädchen. Da ich extrem hellhäutig bin, reagiere ich stärker auf die grausame Sonneneinwirkung, und so spriessen grosse, von Hautrötungen umrahmte Pusteln auf meiner Nase, meinen Wangen und meinem Nacken. Meine Ohren sind riesig, weil sich auf den Ohrfläppchen Pusteln auftürmen. Ich sehe aus wie ein Clown. Um meine rissigen Lippen herum habe ich zahllose eitrigte Stellen, die mich aussehen lassen, als ob ich ständig ein Grinsen aufgesetzt hätte, das bis an die Ohren reicht. Die Haare haben wieder zu wachsen begonnen – auf einem sonnenverbrannten, feuerroten Schädel. Mit den kurzen, blonden Stoppeln auf dem knalligen Untergrund sehe ich aus wie ein rot angelaufenes Stachelschwein.

In der Nacht des Tumults hat mir jemand den linken Ärmel oben eingerissen. Er hängt jetzt herunter bis zum Ellbogen. Auf der nackten Schulter hat sich auch eine grosse Pustel gebildet.

Ich gehe barfuss, da ich die Schuhe, die ich beim Duschen bekommen habe, nicht anziehen kann. Sie sind zu klein. Riesige und aberwitzige Pusteln bedecken auch meine Füsse. Eine grosse Pustel ist auch auf meinem rechten Bein. Im Viehwaggon hat mich jemand getreten, und die Schürfwunde hat sich entzündet und ist nun ebenfalls zu einer di-

cken Eiterbeule herangewachsen. So sehe ich nicht nur verboten aus, ich hinke zudem auch noch ganz entsetzlich. Wegen der Blasen auf meinen Fusssohlen ist es mir unmöglich, mich so fortzubewegen, wie es sich für ein junges Mädchen schickt. Wie kommen Mami und meine Kusinen dazu, mich mit Bubi zu verwechseln? Er sieht gut aus und hat ein schön geschnittenes Gesicht. Ich hingegen bin entstellt wie eine Vogelscheuche.

Wie es Bubi jetzt gehen mag? Ist mein hübscher Bruder womöglich auch von Sonne und Durst entstellt?

Ein neuer Hoffnungsschimmer

Auschwitz, 9-10. Juni 1944

Es ist unser zehnter Tag in Auschwitz. Tante Celia wird zu uns stossen, direkt im Anschluss an den Zählappell. Gestern Abend kam sie zu uns in die Baracke geschlichen mit der wunderbaren Nachricht, dass eine Frau von hier bereit ist, mit ihr den Platz zu tauschen. Von jetzt an werden wir beim Zählappell zusammen sein. Auch Suri und Hindi sind auf der Suche nach jemandem, der tauschen will. Dann werden wir zu fünft eine eigene Reihe bilden. Zu fünft ist es viel einfacher. Man teilt die Suppe gerecht auf. Man warnt sich gegenseitig. Man stützt einander während der langen Wartezeit. Ich kann es kaum erwarten, bis dieser Zählappell endlich vorbei ist.

Da kommen sie endlich gemächlich heranspaziert, die SS-Offiziere, fünf an der Zahl. Flott zählen sie die Köpfe der ersten Reihen durch. Alles in Ordnung. Dann bellen sie einen Befehl. Was ist das? Marschieren? Wohin?

Marschieren! Die erste Reihe setzt sich in Bewegung und wir anderen folgen nach. Wir marschieren an der Reihe der Baracken vorbei auf das Lagertor zu. Das Tor geht auf und wir marschieren hindurch. Wir marschieren zwischen Stacheldraht den Schotterweg entlang, vorbei an endlosen Reihen von Baracken. «Sieh nur, Mami. Wir verlassen das Lager. Wir verlassen Auschwitz!» Aber Mami ist total angespannt. Sie sorgt sich um ihre Schwester, die zurückbleibt.

«Wir konnten Celia nichts sagen. Und Suri und Hindi auch nicht», flüstert Mami. «Wie wird es ihr ergehen, meiner armen kleinen Schwester? Seit drei Tagen hat sie Durchfall ...» Man hat uns gesagt, dass Durchfall in Auschwitz gefährlich werden kann.

Unser Marsch führt zu den Duschen. Mit eingeübter Fertigkeit ziehen

wir uns aus. Die Blicke der SS-Leute stören nicht mehr. Wir fühlen uns genauso wenig nackt *ohne* die Uniformen, wie wir uns *in* ihnen angezogen gefühlt haben. Unsere Körper existieren nicht mehr. Es sind unsere Seelen, die nackt, schutzlos und malträtiert sind.

Das Duschen und Rasieren kennen wir mittlerweile schon. Ebenso wie die anschliessende Warterei, nass und durchgefroren – den Zählappell. Man befiehlt uns zu marschieren. Wieder gehen wir an endlosen Gebäuden hinter Stacheldrahtzäunen vorbei, die von glotzenden Häftlingen gesäumt sind; gehen vorbei an Wachtürmen und schliesslich durch das grosse, scheussliche Tor mit den überdimensionalen, schwarzen, spinnenartigen Buchstaben: ARBEIT MACHT FREI!

Wir verlassen Auschwitz!

Der Bahnhof wird sichtbar. Eine lange Reihe von Viehwaggons. Bellende Hunde. Bellende SS-Leute. Was man kennt, macht einem keine Angst mehr.

Ich habe endlich ein Paar Schuhe. Sie passen und geben mir neuen Halt im Leben. Als der Zug dann losfährt und den Morgennebel von Auschwitz hinter sich lässt, bin ich eigenartig hochgestimmt.

«Mami, du wirst schon sehen. Wir kommen an einen besseren Ort. Du wirst sehen. Danken wir Gott, dass dieses Auschwitz hinter uns liegt.»

Mami schweigt. Dass sie sich von ihrer Schwester trennen musste, liegt wie eine schwere Last auf ihr. Der Zug rollt vorbei an kargen Hügeln und vereinzelt Bauernhöfen. Durch die Ritzen im Waggon kann man hinaussehen. Manchmal bleiben wir stundenlang stehen. In der Abenddämmerung fahren wir in einen dichten Wald, und der Zug hält an. Die Nacht über stehen wir mitten im tiefen, dunklen Wald. Als am nächsten Morgen das erste Licht durch die Ritzen dringt, setzt sich der Zug wieder in Bewegung.

Der Waggon ist diesmal nicht so überfüllt: Es gibt sogar genug Platz, um sich hinzulegen. Fünf Schwestern beginnen, in wunderschönen

Ton Lieder anzustimmen, bei denen alle mitsingen, und bald weicht die Erinnerung an Auschwitz dem Schimmern einer neuen Hoffnung. Ich fange an, ein Gedicht aufzusagen, und viele Mädchen sprechen den Kehrreim meines Lieblingsgedichts mit: «Gott, hilf unserem geliebten Volk ...»

Der Zug hält an einem Bahnhof. Auf dem Schild steht KRAKAU. Mir fällt ein, was ich in der Schule über Krakau gelernt habe. Es ist die Hauptstadt eines Gebiets in Polen namens Galizien. Die Familie meines Vaters stammt ursprünglich aus Galizien. In Krakau gibt es eine grosse und weithin bekannte jüdische Gemeinde. Besser gesagt: gab es. Alle Juden sind mit Sicherheit schon längst deportiert.

«Raus! Alles raus! Aussteigen!» Auf offenen Armeelastern karrt man uns durch einen kalten, trostlosen, regnerischen Morgen und über kurvig, auf und ab führende Strassen. Die Wolken hängen tief am Himmel. Dicke Regentropfen bedecken ein grosses Schild über einem riesigen Metalltor, auf dem deutsch und polnisch geschrieben steht: LAGER PLASZÓW.

Das Tor öffnet sich, und wir kommen auf ein kreisförmiges Gelände, das rundum von hoch aufragenden Hügeln umgeben ist. Baracken sind reihenweise in strenger Ausrichtung um einen Platz in der Mitte angeordnet, auf dem ein riesiger Mast mit der SS-Fahne steht. Hier entladen die Laster ihre Fracht, bestehend aus eintausend Frauen mit frischgeschorenen Köpfen, die sich hell gegen den dunklen Himmel abzeichnen.

Wir sind in Plaszów, dem berühmt-berüchtigten Zwangsarbeiterlager in Polen.

«Mami, in deiner Suppe ist ein Wurm»

Plaszów, Juni 1944

Auf den kurzen morgendlichen Zählappell folgt die Arbeitsaufstellung Tausender Gefangener. Furcht erregende Kapos treffen ein, und jeder Kapo wählt mehrere hundert Arbeiterinnen für seinen Trupp aus.

Kapo sein bedeutet, uneingeschränkt über Leben und Tod zu herrschen. Von der SS mit absoluter Befehlsgewalt ausgestattet, exerzieren die Plaszówer Kapos alle Formen der Gewaltherrschaft genussvoll durch – von brutaler Prügel bis hin zu Folter mit Todesfolge. Sie scheinen über jedes Bedürfnis nach zwischenmenschlichem Umgang erhaben, und das sogar untereinander.

Starr vor Angst beobachte ich die grauenhafte Gestalt unseres Kapos, wie er hoch auf einem Stein oder Felsblock steht, mit der Peitsche in der Hand. Er hat mehrere junge Adjutanten, die auf sein Kommando die Peitschen schwingen. Wenn man für einen Moment mit der Arbeit innehält, schickt der Kapo sofort einen seiner Jungen vor, und dessen Schlag peitscht einen zurück in den Trott. Und wenn die Schläge ihm zu mitleidig und schwach vorkommen, lässt er von seinem hohen Standpunkt aus Anweisungen verlauten wie: «Auf den Kopf, mein Bester! Bist du unkonzentriert? Gib's ihr ordentlich auf den Kopf!»

Wer vor Schmerz aufschreit, erhält die doppelte Anzahl von Schlägen. Nach und nach lernen wir, sogar unser Wimmern zu unterdrücken. Nach und nach lernen wir, alles stillschweigend auszuhalten.

Was wir tun, ist die Planierung, also die Abflachung der Hügel mit Schaufeln und Spaten, um das Gelände für Bauarbeiten zu präparieren. Am Anfang war unsere Arbeit wahnsinnig hart. Wir kamen in den Hügeln an und waren bereits vom Aufstieg völlig entkräftet. Und das noch vor Beginn eines Zwölfstundentages.

Jetzt, da wir uns in gewisser Weise akklimatisiert haben, ist die Arbeit erträglicher geworden. Die Blasen an den Händen sind zu Schwielen geworden. Das Bücken geht mittlerweile ohne Schmerzen. Graben, Wegschaukeln, Schubkarrenschieben – alles ist auszuhalten. Es wäre nur gut, von Zeit zu Zeit für einen Moment verschnaufen zu können. Gestern hielt ein paar Meter von mir entfernt eine ältere Frau mit der Arbeit inne, um ihre Arme auszuschütteln. Anstatt sich die Mühe zu machen, mit der Peitsche auszuholen, hob einer der Assistenten einfach einen Stein vom Boden auf und warf ihn nach ihr. Der Stein schlug ein grosses, blutendes Loch in den Kopf der Frau, und sie brach bewusstlos zusammen. Der Junge erschreckte sich, rannte schnell zu der Verletzten hin, und drehte sich dann entschuldigend zu seinem Herrn und Meister um. Der Kapo kommentierte mit teuflischem Lachen: «Daneben, du Trottel! Sie ist ja nur bewusstlos. Du hättest sie töten müssen!» Zu Mittag haben wir eine halbe Stunde Pause und bekommen eine warme Mahlzeit. Die besteht aus einer Schüssel Eintopf oder Krautsuppe mit Graupen.

Heute ist das Essen früh eingetroffen und stand stundenlang in der Sonne. Jetzt ist es schlecht geworden und voller Würmer. Ich entdeckte einen dicken weissen Wurm auf Mamis Löffel, den sie gerade zum Mund führte. Vor Entsetzen schrie ich auf. Mami zuckte zusammen und sah voller Erstaunen zu mir. «Was ist los?»

«Mami, in deiner Suppe ist ein Wurm! Sieh doch nur, Mami, Hunderte von Würmern in deiner Schüssel! Und in meiner! Siehst du!?»

«Unsinn! Das sind keine Würmer. Iss und lass mich in Ruhe.» «Aber Mami, das *sind* Würmer. Lebendige Würmer. Sie bewegen sich. Schau.»

Ich fische eine der Insektenlarven aus meiner Schüssel und setze sie auf den Boden. Sie fängt an zu kriechen. Dann fische ich noch eine heraus. Auch die fängt an zu kriechen.

Mami sieht in hilfloser Verzweiflung zu mir her. «Was fängst du damit an? Was bezweckst du damit? Sag, was willst du von mir?» Ich verstehe nicht. Ich wollte Mami vor einem grauenhaften Schicksal bewahren, vor Krankheit oder Tod. Oder einfach davor, dass sie Würmer isst. Und sie reagiert wütend. Meine Mutter, die pingelige Dame, die nie im Restaurant und nicht einmal bei Freunden essen wollte aus Sorge, dass Gemüse oder Hände nicht anständig gewaschen wurden; die nicht nur Plätzchen und Kuchen, sondern auch unser tägliches Brot selbst gebacken hat, aus Angst, dass in gekauften Backwaren schlecht gesiebtetes Mehl verwendet worden sein könnte – diese Frau starrt mich jetzt an. «Ich kann das Essen nicht stehen lassen. Ich bin sehr, sehr hungrig. Willst du, dass ich vor Hunger sterbe?» Ihre Stimme ist nicht wiederzuerkennen. Auch ihr Gesicht ist nicht wiederzuerkennen, als sie fortfährt: «Und es sind keine Würmer drin! Kein Wort mehr davon!»

Mami isst weiter, doch ich drehe meine Schüssel um, leere den Inhalt auf den Boden, und renne weg. Ein Stück weiter setze ich mich auf einen Felsbrocken und fange an zu weinen. Mein Gott. Lieber, lieber Gott. Ist das wirklich alles wahr?

Rätselhafte Helden

Plaszów, Juli 1944

Eines heissen Tages im Juli, etwa drei Wochen nach unserer Ankunft, wird unser Mittagessen von einem ungewöhnlichen Ereignis gestört. An diesem Tag arbeiten wir in der Planiersektion, die die Spitze des Hügels oberhalb des Lagers aufgräbt und abträgt. Wir sitzen am Hang, essen unsere Mahlzeit, und sehen direkt auf den Hauptplatz des Lagers, als grosse, geschlossene Lieferwagen auftauchen.

Männer und Frauen in Zivilkleidung steigen aus den Transportern aus und werden zur SS-Kommandobaracke getrieben. Die Zivilisten sind gut angezogen und wirken frei und unabhängig. Sie sehen aus wie Menschen. Nicht wie Lagerinsassen.

Einer der Neuankömmlinge zeigt eine Geste des Widerstands, als er von einem SS-Mann mit dem Gewehrlauf vorwärts gestossen wird. Der Zivilist, ein grosser Mann in grauem Trenchcoat, dreht sich um und rempelt den Deutschen an. Ein Schuss fällt und der Zivilist geht zu Boden. Dann steht er auf und rennt los. Noch ein Schuss. Der Zivilist beginnt zu taumeln. Ein dritter Schuss streckt ihn zu Boden. Der Zivilist schleppt sich am Boden weiter und hinterlässt dabei eine rote Spur im Staub. Der deutsche Soldat wird fuchsteufelswild. Er feuert seine ganze Ladung in die immer noch kriechende Gestalt und versetzt ihr dann völlig ausser sich einen brutalen Fusstritt nach dem anderen. Die übrigen Zivilisten werden unter Rempelen und mit vorgehaltener Waffe in das SS-Kommandogebäude gedrängt. Die einsame Gestalt im grauen Trenchcoat bleibt mitten auf dem Platz im Staub liegen, um sich herum eine stetig grösser werdende Blutlache.

Wir essen weiter. Keine Zeit innezuhalten: Wir stehen unter Jackos Befehl, dem Kapo, bei dem nicht gesprochen wird, nicht pausiert wird, und kaum genug Zeit ist, die Suppe fertig zu essen.

Die Fenster unseres Blocks liegen den Fenstern des Kommandogebäudes direkt gegenüber, sodass wir am Abend beim Verhör zusehen können. Die Zivilisten werden einer nach dem anderen in den Raum des Kommandanten geführt und vernommen. Im Verlauf des Verhörs werden sie übel zugerichtet. Das Gebrüll der SS und die Schmerzensschreie der Opfer halten uns die ganze Nacht lang wach.

Beim morgendlichen Zählappell auf dem Hauptplatz wage ich einen verstohlenen Blick Richtung Fahnenmast, bei dem die Zivilisten, insgesamt etwa sechzig Personen, aufgestellt sind. Jetzt wirken sie eher wie zerlumpte Marionetten, nicht mehr wie Menschen. Sie sehen mitgenommen und zerzaust aus und stehen wie Verdammte in wirrer Anordnung. Das einzige menschliche Gefühl, das ihnen noch innewohnt, ist Angst.

Ab und zu werfe ich von meiner Arbeit am Abhang aus einen Blick auf sie. Ich sehe, wie sie vom Platz weg und in eine Baracke geführt werden. Was geschieht mit ihnen?

Dann werden zehn von ihnen wieder heraus auf den Platz geführt und gegenüber dem Fahnenmast an einer Mauer aufgestellt.

Ein einzelner SS-Mann besorgt die Hinrichtung. Als ob es eine alltägliche Schiessübung wäre, knallt er einen Zivilisten nach dem anderen ab.

Eine nächste Zehnerreihe wird von einem anderen SS-Soldaten niedergemäht. Die zehn werden an der gleichen Mauer aufgestellt wie die vorigen. Um diese Stelle zu erreichen, müssen sie über die Leichen der ersten zehn Opfer steigen. Ich sehe, wie eine junge Frau, die ebenfalls einen grauen Trenchcoat anhat, über den toten Körper eines Mannes stolpert, über den sie gerade steigt, und so lange auf dem Leichnam liegen bleibt, bis ein deutscher Soldat sie hochzieht und gegen die Wand schleudert. Er erschießt sie mit den anderen.

Reihe um Reihe erledigt das Erschiessungskommando seine Aufgabe und marschiert dann weg. Die blutigen Körper bleiben übereinander auf dem Platz liegen. Auf einmal beginnt einer der Körper, ein Mann,

in Richtung der abziehenden Deutschen zu krabbeln. Einer der Deutschen bemerkt das und dreht sich um. In dem Moment springt der Verwundete den Soldaten an und reisst ihn zu Boden. Die anderen Soldaten eilen ihrem Kameraden zu Hilfe und befreien ihn aus dem Griff des stark blutenden Angreifers. Der Schwerverwundete wird schliesslich von Kugeln aus drei gleichzeitig abgefeuerten deutschen Waffen niedergestreckt.

Für den Rest des Nachmittags ist es um den Gleichmut meiner Mitinsassen geschehen. Immer wieder starren wir hinunter auf die toten Körper mitten auf dem Hauptplatz, wohl wissend, dass das schwere Strafen nach sich ziehen kann.

Ich hatte meine erste direkte Begegnung mit dem Tod. Oder etwa nicht? War das, was wir gerade gesehen haben, und das, was darauf folgte – tote Körper, verstreut im Dreck, im grauen, indifferenten Dreck, gefärbt nur von Blut, Blut, Blut –, war das der Tod? Oder war das etwas anderes, etwas noch Unerklärlicheres?

Abends, als wir uns dem Lager nähern, schnürt es mir die Kehle zu. Ich fürchte mich davor, auf dem Weg zum Zählappell an den blutüberströmten Leichen vorbeizugehen. Werden sie sehr stinken? Ich habe gehört, dass Leichen unter Hitzeeinwirkung schnell verwesen. Und diese Leichen haben den ganzen Tag in der brennenden Sonne gelegen. Zu meiner grossen Erleichterung sind die Leichen nicht mehr da, als wir im Lager ankommen. Auf dem Platz sind nur doch die grossen Blutlachen. Nach dem Zählappell erhalten wir den Befehl, mit Eimern vom Brunnen hinter der letzten Baracke Wasser zu holen und den Platz zu schrubben und zu säubern.

Dass ich das Blut mit der Bürste berühre, schafft eine eigenartige Verbindung zwischen den Getöteten und mir. Trauer, Mitleid und Angst – oben am Berg noch erfolgreich verdrängt – wallen jetzt so stark auf, dass ich nichts mehr dagegen tun kann. Der Brechreiz ist kaum zu unterdrücken.

Wer waren diese Männer und Frauen in den schicken grauen Trenchcoats und im Besitz ihrer Würde? Wer waren sie und was hatten sie ge-

tan, dass man sie so unbarmherzig und grausam zertreten hat. Welche Bedeutung hatte ihr letztes Aufbäumen?

Oh, wie sehr ich sie betrauere. Wie sehr betrauere ich diese rätselhaften Helden. Die Sinnlosigkeit ihres Heldenmuts. Wie sehr betrauere ich die Sinnlosigkeit des ganzen.

Was ist der Tod? Und was ist das Leben?

Der Aufstand

Plaszów, Juli 1944

Mitte Juli breitet sich eine Durchfall-Epidemie im ganzen Lager aus. Innerhalb weniger Tage sind wir nur mehr Schatten unserer selbst, kaum noch fähig, uns überhaupt zu bewegen. Mir ist furchtbar schwindelig, doch Mami ermuntert mich, tief zu atmen und aufrecht zu gehen. Ich habe schreckliche Krämpfe im Unterleib. Der Schmerz ist kaum auszuhalten. Der Tagesablauf ändert sich allerdings nicht. Zählappell, Abmarsch zur Arbeit, Zwölfstundentag. Am Rand des Zusammenbruchs machen wir weiter.

Bis zu dem einen Tag. Einem kalten, verregneten Tag, an dem wir nachmittags schon bis auf die Haut nass sind und mit dreckverklumpten, glitschigen Schaufeln die schwere, mit Wasser vollgesogene Erde bearbeiten. Ein plötzlicher Wolkenbruch lässt uns alle Schutz unter ein paar Baracken suchen, die auf Pfählen stehen und nicht weit entfernt sind. Kaum hocken wir eng aneinandergespresst unter den tropfenden Planken, marschiert unter der Führung des Lagerkommandanten Goetz ein Trupp von SS-Offizieren heran, um den Fortgang unserer Arbeit zu begutachten. Die Empörung äussert sich in ohrenbetäubendem Gebrüll und in wütendem Kläffen der Hunde. Die Handlanger des Kapos knallen mit ihren Peitschen unter die Baracken, und im nächsten Moment sind wir wieder bei der Arbeit. Alle zittern derart vor Kälte, dass niemandem klar ist, um was es eigentlich geht. Wir haben Sabotage begangen. Und Kommandant Goetz und seine Leute wurden Zeuge dieser Sabotage.

Abends beim Zählappell erhalten wir die furchtbare Ankündigung. Bei Tagesanbruch werden wir für die Sabotage bestraft: Wir werden dezimiert.

Wir wissen schon, was Dezimierung bedeutet. Unsere polnischen Mit-

häftlinge verwenden das Wort oft genug. In früheren Jahren wurde offenbar bei jedem noch so kleinen Vergehen entweder gleich das gesamte Lager oder nur eine Baracke oder ein Arbeitstrupp dezimiert. Die Insassen der betreffenden Einheit, die sich etwas hatte zuschulden kommen lassen, mussten sich im Morgengrauen aufstellen und einem Schiesskommando direkt in die Augen blicken. Jeder Zehnte – nach der Zählung eines SS-Offiziers – wurde erschossen. Niemand wusste, wo die Zählung beginnen und wer der Zehnte sein würde, bis eben der Schuss knallte. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun und ... zehn ... Feuer! Manchmal wurde in der Mitte einer Reihe mit dem Zählen begonnen. Manchmal am Anfang oder am Ende, und zwischendrin wechselte die Richtung. Man wusste nicht, ob man nicht selbst der Zehnte sein würde. Bis zum letzten Moment nicht.

Jetzt sind wir an der Reihe. Unser Trupp wird bei Tagesanbruch antreten und... Das kann doch gar nicht wahr sein!

«Es *ist* wahr», sagt Felicia, die Blockälteste. «Ihr habt Sabotage begangen. SABOTAGE! Bei Sabotage erschossen sie normalerweise den ganzen Trupp. Ihr habt Glück. Nur Dezimierung.» Dezimierung. Um Gottes willen. *Ich* könnte die Zehnte sein. Oder Mami. Guter Gott. Was, wenn es Mami ist?

Ich bin nicht in der Lage, auch nur einen Löffel der Abendsuppe hinunterzuwürgen. In den letzten Tagen habe ich nie mehr als einen oder zwei Löffel essen können. Der Durchfall hat mir jeden Hunger genommen. Nur Durst hatte ich dauernd. Jetzt kriege ich gar nichts mehr hinter. Mami redet unaufhörlich auf mich ein: «Iss. Wie willst du weitermachen, wenn du nichts isst?» Weitermachen? Bei Tagesanbruch werden wir dezimiert. Eine von uns beiden wird die Zehnte sein... Weitermachen? Wozu? Wenn Mami stirbt, sterbe ich auch. Lieber Gott, lass mich die Zehnte sein.

Hysterisch beginne ich zu weinen. Während der ganzen Nacht bestehe ich darauf, dass Mami mich zur Latrine begleitet, wenn ich gehen muss, und wenn sie muss, bestehe ich darauf, sie begleiten zu dürfen,

um jeden Moment mit ihr zusammen sein zu können. Jeden Moment, der uns noch geschenkt ist. Wir liegen die ganze Nacht eng umschlungen im Bett, wenn wir nicht gerade den Abort aufsuchen. Die Durchfall-Epidemie klingt noch immer nicht ab.

Dieses Gefühl des Schreckens ist neu. Ich habe entsetzliche Angst zu sterben. Ich fürchte mich davor, zu spüren, wie die Kugel durch meinen Körper dringt. Wie mein Blut fließt. Ständig sehe ich meinen von Kugeln durchlöcherten Körper vor mir im Staub liegen und mein Blut den grauen Staub auf dem Platz rot färben ... Noch mehr Angst macht mir aber die Vorstellung, zu sehen, wie meine Mutter erschossen wird. Beim blossen Gedanken daran, sie in eine Blutlache fallen zu sehen, dreht es mir den Magen um. Ich spüre, wie es unablässig in meinen Schläfen hämmert. Wie es mir die Kehle zuschnürt und die Brust. Wie ein unaufhaltsamer Schmerz von den Eingeweiden nach oben kriecht. Im Bett über mir wird leise gemurmelt. Die Mädchen aus Guta sagen die Psalmen auf. Den Gesang derer, die dem Untergang geweiht sind. Von irgendwoher haben sie ein kleines Gebetsbuch, das sie versteckt halten konnten. Täglich sprechen sie das Abendgebet. Ab und an haben sie Mami das Büchlein geliehen, damit auch sie Gebete sprechen konnte.

Mami flüstert ihnen zu: «Sprecht doch bitte ein bisschen lauter. Dann können wir mitbeten.»

Das Murmeln ist jetzt lauter. Mami und ich können die Verse auf Hebräisch nachsprechen. Das Hämmern in meinen Schläfen lässt ein wenig nach.

Als zwischen zwei Abschnitten eine Pause eintritt, höre ich gedämpftes Schluchzen. Fast die ganze Baracke gehört dem Planiertrupp an und ist also an der Sabotage beteiligt. Wir bemerken, dass fast alle noch wach sind. Die Mädchen stimmen eine nach der anderen in die Psalmen mit ein. Und das Schluchzen verschwindet. Immer wieder sehe ich kurz zum Fenster. Es ist noch dunkel. Gott sei Dank.

Schwach dringt das erste Licht der Morgendämmerung in die Baracke. Das gemeinsame Gebet hört schlagartig auf. Eine Starre überkommt uns und kein Atemhauch ist mehr zu hören.

«Lest weiter», ruft jemand. «Lest weiter, bis sie uns holen.»

Und die beiden kleinen, abgemagerten Schwestern aus Guta lesen weiter, während es draussen hell und heller wird. Die kühle Morgenluft schickt ein Frösteln durch die Stockbetten, und die Psalmen ertönen durch klappernde Zähne hindurch.

Draussen ist es jetzt ganz hell, doch niemand holt uns. Wie spät wird es sein? Offenbar hat man beschlossen, uns erst beim Zählappell zu erschiessen.

«Es ist halb sieben. Zeit für den Zählappell», ruft Felicia. Ihre Stimme klingt aber nicht angespannt. Eher müde und traurig. Sie weiss irgendetwas. Aber niemand traut sich zu fragen.

Langsam und schwerfällig verlassen wir die Baracke.

Das grelle Licht des jungen Tages blendet. Ein seltsames Leuchten liegt über den Baracken und dem Hauptplatz. Die kalte Brise auf der Haut, schüttelt es mich vor Angst. Mutter und ich stehen beim Zählappell eng umschlungen und bibbern im Takt. Gleich wird die SS kommen.

Die Sonne geht auf und das grelle Leuchten wird immer unerträglicher. Wir warten schon über zwei Stunden. Vom Zittern ist nur mehr ein tauber Nachklang übrig. Ich bin unendlich müde. Die SS kommt nicht. Sämtliche Lagerinsassen stehen stundenlang herum, und keine SS taucht auf. Felicia nagt nervös an ihren Lippen. Was ist geschehen? Der Lagerälteste, ein grosser Häftling Anfang dreissig und mit dem reglosen Gesicht eines Indianerhäuptlings, verlässt seinen Posten am Fahnenmast. Was ist los? Die Spannung ist unerträglich.

Dann kommen plötzlich die Kapos. Rasch stellt jeder seinen Trupp zusammen. Unser Kapo Jacko kommandiert seinen Trupp wortlos ab: Mit einer hastigen Kopfbewegung fordert er uns auf, ihm zu folgen. Ihm einfach zu folgen. Wie an jedem anderen Tag. Einfach in Formation hinter ihm herzumarschieren, weg vom Platz, durch das Tor,

Richtung Berg. Weg vom Lager und hinauf auf den Hügel zu der Stelle, an der wir gestern unsere Planierung unterbrochen haben. War das erst gestern, dass ich diese Schaufel in der Hand hatte? Sie ist noch nass. Der Boden ist noch durchweicht vom Regen. War das erst gestern? Ein ganz normaler Arbeitstag beginnt. Niemand spricht. Wir sind am Leben. Am Leben. Die Sonne scheint und das feuchte Gras strahlt im hellsten Grün. Tiefblauer Himmel. Ein sanftes Lüftchen. Meine Müdigkeit von vorher verwandelt sich in entspannte Schläfrigkeit. Wie im Traum und weggetreten schaufle ich die weiche Erde. Wir schreiben das Jahr 1944, es ist Juli, und ich bin am Leben. Dreizehneinhalb und am Leben. Der Tag ist klar und wunderschön.

Was ist geschehen? Warum haben sie uns nicht erschossen? Haben sie es auf morgen verschoben?

Ganz langsam fangen wir an zu reden. Die meisten der Mädchen glauben, dass die Dezimierung am Abend oder morgen früh stattfindet. Einige können sich an Fälle erinnern, in denen so verfahren wurde. Recht oft sogar. Die Deutschen stellen auf die Art die Häftlinge auf die Folter. Tag für Tag, manchmal eine ganze Woche lang. Abends wird die Dezimierung für den nächsten Tag angekündigt und dann ohne Kommentar auf den folgenden Tag verschoben.

Aber ich mache mir keine Sorgen mehr. Ein Wunder ist geschehen und ich gehe völlig darin auf. Dass entweder Mami oder ich heute Morgen tot sein würden – dessen war ich mir absolut sicher. Ich habe schmerzhaft das Eindringen der Kugel gespürt und mein Blut geschmeckt. Ich habe mich als blutige Leiche neben all den anderen im Staub hingestreckt gesehen. Ich habe den Tod erlebt. Und jetzt bin ich am Leben. Ich habe gesehen, wie die Sonne aufging. Ich bin im Kontakt mit der Erde, mit dem Gras. Ich bin hier auf dem Berg. Es ist so leicht, lebendig zu sein. Man bewegt sich, atmet, ist mit allem verbunden. Man fühlt die Luft um sich herum. Man kann sehen, kann den Blick schweifen

lassen. Über den Berg, die Menschen, die Baracken. Zum Himmel. Ich habe keine Angst mehr.

Unten im Lager herrscht fieberhaftes Treiben. Grosse Laster kommen herangerollt. Sie spucken eine grosse Anzahl von Zivilisten aus. Zu Hunderten stehen sie auf dem Platz herum, umzingelt von SS-Leuten mit gezogener Waffe. Gruppenweise bringt man sie nacheinander in die Kommandobaracke, dann zurück in die LKWs, die wieder abfahren. Immer mehr Laster kommen an, immer mehr Gefangene. Manche von ihnen in dunkelgrünen Overalls. Oder sind das Uniformen? Alle werden in die Zentrale gebracht und dann wieder weggeführt. Den ganzen Tag geht das so.

Als wir wieder ins Lager kommen, werden wir von der SS total ignoriert. Den Zählappell erledigt der Lagerälteste. Danach müssen wir die Baracken aufsuchen und dürfen nicht mehr heraus.

Von den Fenstern aus können wir sehen, wie die ganze Nacht über Lastwagen mit Gefangenen ankommen und wieder abfahren. Und wir hören, wie die Gefangenen im Kommandogebäude verhört werden.

Am nächsten Tag ist wieder alles ruhig. Alles wie gehabt. Keine Rede mehr von einer Dezimierung. Allem Anschein nach hat die SS Wichtigeres zu tun. Wie man hört, gab es einen Aufstand in einer Fabrik, revoltierten sowohl Vorgesetzte wie auch Arbeiter, und die SS war vollauf beschäftigt. Anderen Quellen zufolge handelt es sich bei den grün uniformierten Gefangenen um Partisanen, also Untergrundkämpfer aus den Bergen, gegen die nun offensiv vorgegangen wird.

Von den Partisanen wird aber noch mehr erzählt. Es heisst, sie seien in die umliegenden Hügel vorgedrückt, um unser Lager anzugreifen und die Gefangenen zu befreien. Der Versuch schlug allerdings fehl. Die ganze Sache wurde entdeckt, bevor es überhaupt losging, und jetzt durchstreifen die Deutschen das gesamte Gebiet im Umkreis. Offenbar hat man hier im Lager Personen mit Verbindungen nach draussen ausgemacht, und die werden nun eingesetzt, um die Partisanen im Gelände aufzuspüren.

Und wenn der Befreiungsversuch der Partisanen gelungen wäre? Dann wäre die Nacht, die wir in panischer Angst vor unserer Dezimierung verbracht haben, die Nacht unserer Errettung gewesen. Genau wie in der Erzählung vom Purim-Fest. Es hat aber nicht geklappt, und wir bleiben die Sklaven Deutschlands.

Dennoch ist ein Wunder geschehen. Das, was passiert ist – sei es Fabrikrevolte oder Partisanenangriff – und wenige Stunden vor der geplanten Dezimierung entdeckt wurde, hat uns das Leben gerettet.

Hitler ist nicht tot

Plaszów, 20. Juli –
Auschwitz, 8. August 1944

Ein schockierender Anblick auf dem Platz – die Fahne mit dem Hakenkreuz flattert auf Halbmast. Beim Zählappell wird in den Reihen getuschelt.

«Hitler ist tot!»

Und ausserdem: Russische Truppen sind im Anmarsch. Unruhen in Berlin. Unruhe in den Generalstäben an allen Fronten. Die ganze Sache nähert sich dem Ende.

Eines brennend heissen Augusttages fahren Lastwagen im Lager vor und laden uns auf. Die endlose LKW-Karawane fährt vom Hauptplatz weg und durch das Tor hinaus. Das Lager wird komplett geräumt.

Die Laster holpern auf kurvigen Strassen durch die vertraute Hügelkette. Wohin fahren wir? Der Krakauer Bahnhof kommt ins Blickfeld. Auch der ist uns schon vertraut. Nur siebeneinhalb Wochen ist es her, dass wir ihn bei unserer Ankunft gesehen haben. Nur siebeneinhalb Wochen. Und trotzdem eine Ewigkeit. Da hatte ich noch nicht die Bekanntschaft mit Tod, Blut und nacktem Horror gemacht. Nicht auf eine Dezimierung gewartet, nicht den Vorgeschmack des Todes auf der Zunge gehabt. Das war, bevor ich gesehen hatte, wie Menschen gefoltert und erschossen werden. Und bevor ich lernen musste, dass die menschliche Grausamkeit keine Grenzen kennt.

In diesen siebeneinhalb Wochen habe ich mich verändert. Ich bin zu einem Häftling eines Konzentrationslagers geworden. Ich habe gelernt, mit Furcht, Hunger und Missachtung zu leben. Ich habe gelernt, Kälte, Schmerz und stundenlange harte, körperliche Arbeit auszuhalten. Ich habe gelernt, ohne jede Hoffnung zu leben und mich an eine Wirklich-

keit zu klammern, die ich mir selber ausdenke. Ich habe gelernt zu warten ... zu warten ... und nochmals zu warten.

Ich bin sehr dünn und sehr gross geworden. Mein Hals ist lang. Meine Haare sind gewachsen und stehen nach oben. Ich sehe aus, als ob ich eine gelbe Borstenkrone aufhätte. Die anderen Mädchen haben jugendhafte Frisuren. Manche haben sogar Locken rund ums Gesicht. Aber ich mit meinem Dornenkranz sehe aus wie ein Stachelschwein. Auf meinen stark hervortretenden Wangenknochen haben sich von der extremen Sonnenstrahlung Pusteln gebildet. Brandblasen auf meinen Lippen lassen diese aussehen wie den aufgemalten Mund eines Clowns.

Die Sonne brennt gnadenlos, als wir den Bahnhof überschwemmen und wie eine Art zäher menschlicher Belag Bahnsteige, Gleise und die Fläche drumherum überziehen. Stunden vergehen im gleissenden Sonnenschein. Irgendwann ist es dann soweit, dass wir in die Waggons verladen werden.

«Hundert in jeden Waggon!», schreit der Kapo.

Hundert! Lieber Gott! Es wird nicht einmal Platz zum Sitzen geben. Hoffentlich kriegt wenigstens eine von uns einen Sitzplatz. Mami ist kurz vor dem Umfallen, die Hitze macht ihr schwer zu schaffen. Sie muss unbedingt sitzen.

Man drängt und stösst uns in die Waggons. Mami erwischt ein Plätzchen an der Wand und nimmt mich auf ihre Beine. Gleich darauf muss sie aber die Beine eng an den Körper ziehen, denn es drängen mehr und mehr Menschen in den Waggon und beschweren sich, weil sie so halb ausgestreckt zu viel Platz wegnimmt. Sie setzt an zu erklären, dass Platz gespart wird, wenn ich auf ihren Beinen sitze. Doch man tritt sie und sagt ihr, sie soll die Beine anziehen. Also stehe ich auf, und sie tut, wie ihr geheissen. Ich kann mich nicht auf den Füßen halten, denn man schubst und stösst mich herum, sodass ich immer wieder auf den Sitzenden lande. Mami kreischt: «Lasst sie in Ruhe!» Sie will aufstehen und mir ihren Platz überlassen, doch als sie sich hochstemmt, drängen andere auf ihren Sitz und sie fällt.

Immer mehr Menschen werden in den Waggon gezwängt. Hitze und Gestank nehmen zu. Immer weniger Luft ist im Waggon. Das Atmen fällt zunehmend schwerer.

Stundenlang steht der Zug. Es kommen neue Lastwagen. Hunde bellen. Geschrei. Und noch mehr Geschrei. Dann hören wir einen Kapo: «Noch dreissig in jeden Waggon!»

Noch dreissig? Das ist unmöglich. Wir sind alle kurz vor der Ohnmacht. Die Enge, die Hitze und der Mangel an Atemluft sind jenseits des Erträglichen. Noch dreissig und wir ersticken.

Die polnischen Häftlinge, die ‚Veteranen‘, versichern uns, dass es *wohl* möglich ist. Es hat so etwas schon gegeben. Fälle, in denen mehr als der halbe Transport erstickt ist, bevor das Ziel erreicht war.

Und wirklich, wir stellen fest, dass es möglich ist, weitere dreissig aufzunehmen. Es wird still, als die schwitzenden Leiber noch enger aneinandergesprengt werden. Das Atmen fällt schwer. Niemand spricht. Die Luftknappheit bestimmt alles andere. Man folgt einfach. Sitzt oder steht mit geöffnetem Mund und halb geschlossenen Augen. Atmet nicht, sondern schnappt in kurzen Abständen nach Luft. Sitzt oder steht nicht aufrecht, sondern lehnt sich an den Körper neben einem. Nimmt jede Spannung aus dem Körper. Denkt nicht. Nimmt jede Spannung aus dem Gehirn.

Mami tropft der Schweiss von der Stirn. Es gelingt ihr nicht, ihn abzuwischen. Jemand sitzt ihr auf der Schulter. Wieder und wieder fahre ich mit dem Saum meines Kittels über ihr Gesicht. Sie schliesst die Augen. Und schläft, wie ich glaube. Doch dann merke ich mit Schrecken, dass sie ohnmächtig ist. Was soll ich tun? Auch viele andere werden ohnmächtig. Kalkweiss sind sie, haben die Augen geschlossen und den Mund weit geöffnet. Sie liegen schweigend einer über dem anderen. Die Frau, auf der Mami liegt, ist auch ohnmächtig und toleriert jetzt geduldig den reglosen Körper auf sich. Zuvor hat sie bei jeder von Mamis Bewegungen gestöhnt und sie mit dem Knie oder Ellbogen gerammt. Jetzt sind beide still und atmen nur noch schwer.

Als der Abend kommt, nimmt die Hitze sogar noch zu. Lautes Gestöhne und Geächze erfüllt die Dunkelheit. Ich liege mittlerweile schweissgebadet inmitten eines Menschenhaufens. Jemand liegt auf mir, leblos, nass und schwer. Ich kann mich nicht rühren. Und habe keine Ahnung, wo Mami ist. Wahrscheinlich nicht weit weg. Vielleicht sogar im selben Haufen wie ich. Genau weiss ich es aber nicht.

Irgendwann mitten in der Nacht setzt sich der Zug in Bewegung. Er nimmt Geschwindigkeit auf, und das Rattern überdeckt das Gestöhne. Da geht es mir besser. Die Bewegung des Zuges – das Bewusstsein, dass man sich vorwärts bewegt – erzeugt Zuversicht. In der Bewegung steckt Leben. Hoffnung. Stillstehen hingegen ist entsetzlich.

Der Zug fährt die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag. Am zweiten Abend wird die Luft ein bisschen kühler. Anscheinend fahren wir Richtung Norden. Das Atmen fällt leichter. Der fahrende Zug bläst durch die Ritzen der Wände Luft ins Innere der Waggons. Die meisten von uns erholen sich ein bisschen.

Auch Mami geht es besser. Sie besteht darauf, dass ich ihren Platz einnehme und sie aufsteht. Aber sie schafft es nicht. Den Tag und die folgende Nacht über stehe und hocke ich abwechselnd.

Am Morgen des dritten Tages kommt der Zug zum Stehen. Die Vorschläge öffnen sich und kühle Luft dringt in den Waggon. Benommen von Licht und Luft versuchen wir uns langsam aufzurichten. Einige können überhaupt nicht mehr aufstehen.

Männer in gestreiften Uniformen zerren uns wie Strohpuppen aus dem Zug heraus. Über zwei Tage lang hatten wir keinen Platz, keine Nahrung, kein Wasser zum Trinken und so gut wie keine Luft zum Atmen. Unsere Gliedmassen sind verkrampft und unsere Lungen und Hirne ausgetrocknet. Dass wir jetzt Platz haben und uns bewegen können, ist einfach unbeschreiblich.

Ich taumle aus dem Waggon, und mein Blick fällt auf das Stationschild: AUSCHWITZ.

Hitler ist also doch nicht tot.

Tätowiert

Auschwitz, 8. August 1944

Ein Motorrad donnert an uns vorbei und wirbelt jede Menge Staub auf. Mami kann vor lauter Erschöpfung kaum noch weiter. Die Zugfahrt von Krakau hierher hat ihre Energie aufgebraucht. Ihr Wille zum Leben ist gebrochen. Als wir uns an der Rampe schwankend in Marschformation aufstellen, scheint es, als wären ihr sämtliche unserer simplen Überlebentechniken abhandengekommen. Sie will im Waggon bleiben, bei denen, die nicht mehr gehen können. Es ist ihr gleichgültig, was das für sie bedeutet. Sie beharrt darauf, nicht mehr marschieren zu können, und bittet mich an, ich soll sie einfach liegenlassen.

In meinem Entsetzen packe ich sie am Arm und rüttle sie ordentlich durch. «Hör auf damit! Das darfst du nicht sagen! Du *kannst* gehen. Komm schon. Geh!»

Ich zerre und ziehe sie mit mir. Willenlos wie eine Marionette setzt sie einen Fuss vor den anderen und folgt. Als wir dann eingereiht auf der Strasse Richtung Lager marschieren, fährt ein Offizier auf einem Motorrad die Reihen entlang und befragt Frauen, die schwanken und torkeln, ob sie denn überhaupt in der Lage sind zu arbeiten. Mami flüstert mir zu: «Ich kann nicht arbeiten. Ich kann nicht einmal gehen. Ich schaffe es nicht bis zum Lager.» «Und ob du gehen kannst. Im Lager kriegen wir etwas zu essen. Und zu trinken. Dann geht es dir besser», zische ich durch die Zähne.

Das Motorrad kommt wieder zurückgefahren und hält abrupt an. Der grosse, stämmige SS-Offizier in grauer Uniform nähert sich unserer Reihe. Es schnürt mir die Kehle zu. Mein Herz schlägt so laut, dass er es mit Sicherheit hört. Lieber Gott, mach, dass er weitergeht. Mach, dass er ganz wegfährt. Lieber Gott, beschütze uns. Doch ich spüre seinen Blick. Wir marschieren weiter, heben stoisch die Beine, um Schritt

zu halten, und vermeiden jeden Blick in seine Richtung. Aber ich spüre genau, dass er prüfend hersieht. Er bleibt mit unserer Reihe auf gleicher Höhe. Mit unserer Reihe. Kein Zweifel. Er beobachtet jemanden in unserer Reihe!

Auf einmal streckt er seinen Stock zwischen uns und klopft damit auf Mamis Schulter. «He, Oma, kannst du noch arbeiten?» Zu meinem Entsetzen spricht er Ungarisch. Ein ungarischer Volksdeutscher! Ein Angehöriger der deutschsprachigen Minderheit in Ungarn also und freiwillig in der SS. Die sind noch schlimmer als die aus Deutschland.

Mami hastet weiter und ignoriert die Frage. Ihr Schweigen scheint seinen Verdacht zu bestätigen, und der SS-Mann setzt an, sie am Arm zu ergreifen und aus der marschierenden Einheit herauszuziehen. Ich ramme ihr den Ellbogen in die Rippen und zische: «Sag ja. Um Gottes willen. Sag es!»

Sie wendet sich dem SS-Offizier zu. Mit dünner Stimme, die mehr wie der gepresste Schrei eines Vogels klingt, sagt sie kaum hörbar: «Wenn ich muss, werde ich es tun. Ich werde arbeiten.» Einen furchtbaren Moment lang steht die Zeit still. Dann schwingt sich der Offizier wieder aufs Motorrad und braust davon. Meine Beine zittern. Gott sei Dank. Lieber Gott!

Mami marschiert wie ein Roboter.

Als wir im Lager ankommen, erhält jede von uns einen Papierstreifen. Auf den Streifen stehen Nummern. Wir müssen uns aufstellen, um unsere Nummer auf den Arm tätowiert zu bekommen. Lange Schlangen bilden sich. Die Sonne knallt uns auf den Kopf. Immer wieder überkommen uns Anfälle von Müdigkeit. Keine Unterbrechung erfährt allerdings das penetrante Durstgefühl. Aber Mami erträgt alles schweigend. Gleichgültig.

Mir fällt auf, dass die Tätowierungen in einer bestimmten Reihe kleiner und ordentlicher ausfallen als anderswo, und erneut zerre ich meine Mutter hinter mir her, diesmal ans Ende dieser Schlange, die viel länger ist als die vorige. Arme Mami. Arme, kleine Mami.

Stunde um Stunde harren wir aus. Schliesslich ist Mami dran. Ich stütze sie, als sie ihren ausgemergelten Arm zum Tätowieren hinhält, und auch, als mir langsam, sorgfältig und schmerzhaft die Nummer A-17360 auf meinen Arm tätowiert wird.

Beim Zählappell beginnt es plötzlich zu regnen. Wir strecken die Zungen heraus und richten unsere offenen Münder zum Himmel. Regen fällt auf ausgetrocknete Zungen und benetzt verdorrte Kehlen. Nasser, kalter, herrlicher Regen. Wir lecken die Tropfen von unseren Lippen, Händen und Unterarmen. Es regnet und regnet, und wir sind unersättlich.

Mami hat sich ein bisschen erholt. Sie muss nicht mehr gestützt werden, sondern kann alleine stehen. Sie streckt ihr Gesicht dem Himmel entgegen und lässt sich den Regen über die geschlossenen Augen und ihre vollendet geformten Wangen laufen. Kleine Rinnsale bahnen sich den Weg von ihrem geschorenen Kopf über die hohen Wangen herab bis auf ihren Schwanenhals und die knöchigen Schultern. Wie schön sie doch ist!

Unsere Identität wurde um eine Dimension erweitert. Um eine frisch tätowierte Nummer auf dem linken Arm. Ich bin kein Niemand mehr. Ich habe jetzt einen Namen. Er lautet A-17360.

Das kaputte Bett

Auschwitz, 8. August 1944

Die Nacht bricht schon ein, als wir nass und durchgefroren, wie wir sind, in eine Baracke getrieben werden. Die Baracken hier sind anders. Sie unterscheiden sich von denen in dem anderen Auschwitz Lager, in dem wir früher waren, und von denen in Plaszów. Ob wohl Tante Celia noch in dem anderen Lager ist? Und Hindi und Suri? Ob wir sie jemals wiedersehen? Bei den Baracken hier handelt es sich um riesige, langgestreckte Backsteingebäude mit gewaltigen Portalen an den Enden. Wenn man eintritt, überwältigt einen das gewaltige Ausmass des Innenraums, seine Höhe und Länge, überwältigt einen die unermessliche Anzahl von Stockbetten, die auf beiden Seiten bis unter die Decke reichen. Oben im Dunkel schliesst ein beängstigendes Giebeldach den Saal ab. Durch die Mitte zieht sich eine eigenartige, brusthohe Backsteinmauer, die den Block der Länge nach in zwei Hälften teilt. Über allem liegt eine modrige, düstere, gruslige Stimmung. Die Betten bestehen aus Holzplanken und sind quadratförmig und mit Armeedecken bedeckt. Wir dürfen uns auf die Betten begeben – zwölf Frauen pro Quadrat. Die Abstände zwischen den Ebenen sind so gering, dass ich mit dem Kopf an das Bett über mir anstosse, wenn ich mich aufsetze.

Ich ziehe meine durchnässten Kleider aus und krieche auf der untersten Ebene ganz nah an Mami heran. Es ist gut, unter die Decke zu schlüpfen, auch wenn darunter nur nacktes Holz ist. Ich muss nicht mehr ganz so erbärmlich zittern. Ohne auf das Durcheinander um sie her zu achten, liegt Mami reglos mit geschlossenen Augen da.

Plötzlich gibt es ein Krachen von oben. Eine Planke des Bettes über uns bricht, worauf die Frauen oben in kreischendes Gelächter ausbrechen. Mutters regloser Körper liegt direkt unter der herabhängenden

Planke, reagiert aber überhaupt nicht auf das Geschehen. Alle Frauen auf unserer Ebene rücken auf die Seite. Nur Mami bleibt reglos liegen, wenige Zentimeter unter der geborstenen Holzplanke.

Ich versuche sie wachzurütteln, doch sie will von nichts wissen. Hastig richte ich mich auf der Bettkante auf, um mit den Frauen oben zu sprechen. Ich will sie dazu bewegen, ihr Bett zu verlassen, damit es nicht ganz durchbricht. Doch je erregter ich auf sie einrede, desto mehr lachen sie mich aus. Die Essensausgabe ist im Gang, und jede hat nur Augen dafür, wann sie ihre Ration bekommt. Keine interessiert sich für mein dringendes Anliegen. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als die Blockälteste um Hilfe zu bitten. Sie ist eine kräftige, hübsche Brünette aus der Slowakei, die uns bei unserer Ankunft im Block in perfektem Ungarisch empfangen hat. Ihr Name ist Elsa Friedmann, sie ist sechzehn und die Tochter eines Schusters aus Presov. Ich werde ihr klarmachen, dass es mir nicht darum geht, den Frauen Probleme zu bereiten. Sie als Blockälteste soll ihnen nur sagen, sie sollen heruntergehen, bis ihr Bett repariert ist. Ich bin mir sicher, dass Elsa das versteht und die Frauen nicht dafür bestraft, dass sie meiner Bitte nicht gefolgt sind.

Ich suche Elsa und finde sie an der Tür ihres Raums. Sie gibt ihrer Gehilfin Anweisungen für die Essensausgabe. Keine der beiden reagiert auf mich, deshalb bitte ich um Verzeihung und erkläre Elsa, dass es sehr dringend ist. Elsa fixiert mich und sagt: «Geh sofort auf deinen Platz zurück.»

«Bitte. So versteh doch. Das Bett über meiner Mutter ist zerbrochen, und sie ist zu schwach, um sich zu bewegen. Sag bitte *du* den Frauen, dass sie ihre Bretter verlassen sollen, bevor alles durchbricht und auf meine Mutter fällt. Bitte. Auf dich werden sie hören ...»

Vor lauter Anspannung spreche ich mit erstickter Stimme. Elsa sieht mich fassungslos an. «Du! Du wagst es, hierher zu kommen und mich zu stören? Hau ab, du dummer kleiner Köter!»

Ihre Wut macht sich in einem heftigen Schlag auf meine rechte Wange Luft. Mein Kopf wird von der Wucht des Hiebs zurückgeschleudert. Tränen schießen mir in die Augen. Ich renne zurück zum Stockbett. Die Planke baumelt nach wie vor bedrohlich herab, und die Frauen sitzen ungerührt oben und denken nur ans Essen. Vielleicht liege ich ja auch völlig falsch. Vielleicht bricht das Holz gar nicht. Vielleicht bin ich nur leicht hysterisch. Ich bin zu jung und zu ängstlich, und ich sorge mich viel zu sehr um meine Mutter, weil ich eben noch ein Kind bin. Die Erwachsenen wissen es besser. Ich dachte eigentlich, im Lager sei ich älter und reifer geworden, aber das stimmt nicht, denn ich fühle mich auf wie ein Baby.

Ich bin verletzt und todmüde. Ich lege mich neben Mami hin und beschliesse, mich nicht mehr um die gebrochene Planke zu kümmern. Falls alles durchbrechen sollte, würden sich ja schliesslich auch die Frauen oben verletzen. Diese Sorge scheinen sie aber nicht zu teilen. Warum bin nur ich allein so ein Feigling?

Die Essensausgabe ist jetzt bei unserem Bett angekommen. Es gelingt mir, Mami ein wenig aufzurichten und ihr ein volles Schüsselchen im Schoss zu platzieren. Sie fängt an zu essen. Dann will ich mir auch eines nehmen, doch der Kessel ist leer. Ich muss auf den nächsten warten. Also lege ich mich wieder hin und stütze mit einer Hand Mamis Rücken.

Plötzlich kracht es. Die gesamte obere Ebene stürzt auf uns nieder. Ich spüre einen stechenden Schmerz an der Stirn: Eine Planke nagelt mich aufs Bett. Geborstenes Holz rings um mich her. Frauen kreischen. Nackte Körper baumeln in einer dicken Staubwolke.

Langsam will ich den Kopf nach rechts bewegen, um zu sehen, ob Mami nichts passiert ist. Das geht aber nicht, denn ein anderes Planckenstück drückt gegen meine Wange und versperrt mir den Blick. Ich höre nur ein dünnes, klagendes Stimmchen auf der anderen Seite der Planke. «Joooi ... Joooi ...»

Es klingt, als ob es von ganz weit wegekäme. Und doch hebt es sich

deutlich von dem ganzen Lärm drumherum ab. Mir wird klar, dass das die Stimme meiner Mutter ist. Direkt neben mir. Um Gottes willen. Sie muss schwer verletzt sein.

Ich versuche, die Schultern zu heben, und merke, dass mein Körper frei beweglich ist, nur eben der Kopf nicht. Mit einer Hand drücke ich die Planke über mir weg und befreie meinen Kopf. Langsam arbeite ich mich in Rückenlage unter den Trümmern hervor.

Mami ist in sonderbarer Körperstellung unter einem Haufen Holz eingeklemmt. Sie liegt auf dem Rücken, doch ihr Kopf ist so sehr nach vorn geneigt, dass sie mich aus ihrem ganz aufgerichteten Gesicht direkt anzusehen scheint. Sie hat die Augen weit offen, aber sehen tut sie mich offenbar nicht. Aus ihrem Mund dringen nach wie vor die hohen, unheimlichen Klagelaute: «Joooi ... Jooooi ...»

Immer noch hocken die Frauen auf den kaputten Planken, manche schreien vor Schmerz. Hysterisch fange ich an zu rufen: «Runter da! Sofort runter! Direkt unter euch liegt jemand. Ihr quetscht sie ja zu Tode!» Wie Wahnsinnige kreischen und plärren sie weiter, ohne auf mein Rufen zu reagieren. Eine nach der anderen versuche ich sie wegzuziehen und schlage auf die ein, die Widerstand leisten. Heulend und schreiend bearbeite ich ihr nacktes Fleisch mit den Fäusten.

«Ellike, was geht hier vor?» Es ist Frau Grünwald, eine ehemalige Nachbarin von daheim. «Was ist passiert?»

Ich kann nicht sprechen. Deute nur auf Mamis Körper unter dem Haufen. Frau Grünwald ruft die Frauen zur Ordnung, und einige verlassen tatsächlich ihren Platz. Die restlichen bleiben, wo sie sind. Sie sind einfach nicht mehr im Besitz ihrer Sinne.

Frau Grünwald und ihre Tochter Ilse helfen mir dabei, die Planke anzuheben, die Mamis Kopf gegen ihren Brustkorb presst, und sie dann an den Füßen herauszuziehen.

«Lasst doch dieses weisse Zeug und helft mir!», schreit Mami. «Was ist das für ein weisses Ding, an dem ihr da zieht?»

Ich bin schockiert. «Mami, das ist dein Bein. Ich ziehe dich an den Beinen heraus. Merkst du das denn nicht?» Mami antwortet nicht. Sie schliesst die Augen. Zu dritt schaffen wir es, sie unter den Trümmern herauszuziehen und auf den Raumteiler aus Backsteinen zu legen. Sie fällt in eine Starre. Reagiert weder auf meine Stimme, noch auf meine Berührung.

Eine junge Mitgefangene, eine Ärztin, sagt mir, ich soll einen spitzen Gegenstand suchen, eine Nadel zum Beispiel. Jemand hat eine Nähnaedel, und die Ärztin sticht Mami damit an mehreren Stellen. Sie zeigt keine Reaktion. Mit verbissener Miene durchbohrt die Ärztin Mamis Fusssohlen mit der Nadel, doch der leblose Körper rührt sich überhaupt nicht.

Sie legt den Arm um meine Schulter. «Du bist schon ein grosses Mädchen. Du wirst verstehen, was ich dir jetzt sage. Deine Mutter hat kein Gefühl mehr im Körper. Sie ist bewusstlos und vollkommen gelähmt. Ich fürchte, ihre Wirbelsäule ist gebrochen. Sie wird das Bewusstsein nicht wieder erlangen. Es kann sich jetzt nur noch um Stunden handeln. Bereite dich vor. Du musst dich auf das Schlimmste gefasst machen.» Nein! Nein! Nein! Das darf nicht sein. Ich will nicht mehr leben, wenn Mami stirbt.

Ist das wahr mit dem Rauch?

Auschwitz, August 1944

Ich sitze auf der Backsteinmauer direkt neben Mamis Kopf. Regenwasser tropft stetig durch ein Loch im Dach direkt auf ihr Gesicht und ich wische ihr das Wasser ab, die ganze Nacht lang.

Es ist sehr kalt hier im Block. Ich bin nass bis auf die Knochen und völlig durchgefroren. Und sehr hungrig. Aufgrund des Unfalls habe ich meine Schüssel mit Essen nicht mehr bekommen.

Mami muss auch sehr durchgefroren sein. Ihre Füße sind wie Eis. Aber ich habe nichts, um sie zuzudecken. Alles, was ich tun kann, ist, ihre Beine zu reiben, um sie ein bisschen zu wärmen. Abwechselnd reibe ich sie und wische den Regen von ihrem Gesicht. Von Zeit zu Zeit beuge ich mich über sie und lege meine Wange an ihre Lippen. Sie atmet. Gott sei Dank.

Als der Morgen kommt, sehe ich, dass ihre Augen zumindest teilweise geöffnet sind. Immer wieder reißt sie sie sogar weit auf und hält sie für einige Sekunden geöffnet. Bitte, bitte, bitte: Sie soll leben. Ich bitte inständig darum ... sie soll leben. Wenn nicht, will ich auch sterben. Ohne sie kann ich nicht weitermachen ... Ich muss Mami alleinlassen und mich zum Zählappell aufstellen. Die Blockälteste sagt, dass Mami nicht im Block bleiben kann: Ich muss sie aufs Revier bringen. Das Revier ist die Krankenstation. Dort liegen die, die arbeitsunfähig sind. Aber höchstens einen Monat. Einmal pro Monat findet im Revier eine Selektion statt, und die, die sich nicht erholt haben, werden weggebracht.

Frau Grünwald und Yitu Singer, die Tochter unseres Rabbis aus Somorja, helfen mir, Mami auf einer Bahre ins Revier zu transportieren. Ich darf Mami in der Krankenstation nicht besuchen. Immerhin berichtet mir Juliska, unsere Ärztin von daheim, täglich über ihren Zustand.

Das allerdings erst abends, was bedeutet, dass ich den ganzen Tag über in Sorge bin. Jeden Morgen nach dem Zählappell schleiche ich mich ans Ende der Gebäudereihe, zum letzten Block, in dem die Krankenstation ist, und warte. Sobald jemand vom Personal herauskommt, frage ich nach Mami. Manche bleiben stehen und antworten. Andere schauen nur kurz auf und sagen gar nichts. In der Hoffnung, herauszufinden, wo Mami ist, klopfe ich vorsichtig die hölzerne Aussenwand ab und rufe ihren Namen.

Ein einziges Mal antwortet mir ein Patient von drinnen und sagt, dass Mamis Bett noch weiter hinten steht und dass sie am Leben ist. Gott sei Dank.

Und ich finde heraus, wo genau sie sich befindet. Indem ich an die Wand klopfe und beständig ihren Namen rufe, hoffe ich, Mami aus ihrer Starre zu erwecken und zum Sprechen anzuregen. Auf einmal fällt mein Blick auf ein lockeres Astloch in den Wandbrettern. Als ich draufpochte, löst es sich und fällt hinein. Ich spähe durch die Öffnung und entdecke direkt dahinter Mamis Kopf. «Mami!», rufe ich aufgeregt, «ich kann deinen Kopf sehen!» Und Mami antwortet! Mit müder Stimme zwar, aber durchaus verständlich. Ihre Worte bilden langsam und stockend eine Frage: «Ellikem ... Meine kleine ... Elli. Wie geht es dir?»

Ich kann nichts sagen. Die Tränen überfluten alles. Das ist meine Mami, wie ich sie kenne. Sie hat ihre Sprache wiedergefunden. Sie ist wieder sie selbst geworden.

Jeden Tag drücke ich mich in der Nähe der Krankenstation herum und warte auf den richtigen Augenblick, um zum Loch zu huschen und mit Mami zu sprechen. Eines Morgens berichtet sie stolz, dass sie den Kopf heben kann. Am nächsten Tag schon den rechten Arm. Dann fängt sie an sich aufzurichten. Und bald beklagt sie sich, dass sie Hunger hat. Lieber Gott, ich danke dir. Es geht Mami zunehmend besser. Sie wird es schaffen.

Die meiste Zeit muss ich mich hinter dem Revier verstecken, um nicht von der SS entdeckt zu werden. Manchmal kann ich nur ein paar Worte

mit Mami wechseln. Sobald ich sehe, dass sich ein Wachmann nähert, sause ich schnell wie der Blitz weg. Aber auch die wenigen Worte geben mir Kraft für den ganzen Tag.

Eines Morgens spreche ich gerade mit Mami durch das Astloch hindurch, als mich ein SS-Mann von hinten an der Schulter packt und zum Kommandogebäude bringt. Das war's. Ende. Wie sie mich wohl umbringen? Erschiessen sie mich? Oder schicken sie mich in die Gaskammer?

Ich werde nicht erschossen. Ich erhalte eine Strafe. Ich muss vor der Kommandobaracke im Kies niederknien und so vierundzwanzig Stunden ohne Essen und Trinken ausharren.

Die Kommandobaracke ist ein Stück von den Lagerblöcken entfernt und befindet sich direkt am Lagereingang. Der Teppich aus spitzen, schwarzen Kieselsteinen, auf dem ich knien muss, erstreckt sich bis zum Stacheldrahtzaun. Ich knie und blicke direkt auf ihn.

Jenseits des Zaunes ist eine Strasse, an die wieder ein Stacheldrahtzaun angrenzt, und jenseits dieses Zaunes stehen endlose Reihen von Blöcken, die genau wie die bei uns aussehen. Von dem Punkt aus, an dem ich knie, sehe ich die Strasse in beide Richtungen verlaufen, und in beide Richtungen erstrecken sich unzählige Gebäudereihen wie die unseren, meilenweit ... so weit das Auge reicht.

Erst jetzt wird mir klar, wie unwahrscheinlich gross Auschwitz wirklich ist. Zuvor hatte ich noch keine Gelegenheit, das alles zu sehen. Eine eigene Welt, bestehend aus Baracken und Stacheldraht.

Auf der Strasse herrscht reger Verkehr. Lastwagen und Militärfahrzeuge rasen vorüber. Menschengruppen marschieren vorbei, Männer in gestreiften Uniformen, begleitet von SS-Leuten und Hunden. Frauen, die Karren mit riesigen Kesseln ziehen, andere mit Holzplatten über den Schultern, an denen Kessel hängen. Frauen und Männer, in verschiedenen Stadien unterernährt.

Manche können kaum gehen und sehen so aus, als würden sie jeden Augenblick zusammenbrechen. Andere wirken wie Gerippe und gehen

doch problemlos und aufrecht. Niemand blickt zur Seite. Niemand schenkt mir Aufmerksamkeit. Sie bewegen sich schnurgerade in ihrer Richtung, wie von einem Magneten angezogen.

Plötzlich kommt eine marschierende Kolonne heran. Männer und Frauen und – Kinder! Sie marschieren in Fünfer reihen. Frauen mit Haaren auf dem Kopf, bunter Kleidung, einige mit Hüten. Männer und Knaben und ganz kleine Kinder! Ein kleines Mädchen hat eine Puppe fest im Arm. Ihre Gesichter sind weiss, ohne Pusteln und wunde Stellen. Sie gehen rasch, atemlos, verängstigt. Aber sie gehen wie Menschen, sind verwirrt und aufmerksam. Das sind keine Roboter, die von einer unsichtbaren, äusseren Kraft bewegt werden. Das sind Menschen, getrieben von einer eigenen, inneren Energie.

Sie müssen gerade erst in Auschwitz angekommen sein! Von draussen. Noch bewegen sie sich wie Freie. Noch haben sie nicht die Körperhaltung und Ausstrahlung von Häftlingen. Wie anders sie sind!

Einige sehen durch den Stacheldraht hindurch zu mir her. Ein paar Frauen blicken verwundert drein. Eine junge lächelt mich sogar an. Ich greife die Gelegenheit blitzschnell beim Schopf und rufe ihr auf Deutsch zu: «Wo seid ihr her?»

«Aus Łódź.»

«Sagtest du Łódź?»

«Ja. Aus dem Ghetto von Łódź.»

«Ihr kommt jetzt aus Łódź?»

«Ja. Wir sind gerade erst angekommen.»

Ihre letzten Worte höre ich nur noch aus der Entfernung. Sie hat sich mitsamt ihrem Transport in schnellem Schritt weiterbewegt. Ein kleiner Bub hat seine Kasperlpuppe fallenlassen. Als er sie gerade aufheben will, rast ein Motorrad heran. Ein älterer Junge, der den Kleinen an der Hand hält, reisst ihn zurück und der Bub muss ohne seine Puppe weitermarschieren. Das schmutziggelbe Kasperl bleibt am Strassenrand liegen.

Die Kolonne nimmt kein Ende. Eine Reihe folgt auf die andere. Irgendwann sind sie weg. Es ist still und der Staub senkt sich. Dann setzt der Verkehr wieder ein. Und immer noch liegt der Kasper in der Sonne.

Lieber Gott. Die kleinen Kinder. Das kleine Mädchen mit der Puppe. Der kleine Bub ohne seinen Kasper. Und die vielen, vielen anderen. Die Kinder aus unserem Transport vor drei Monaten. Vor Urzeiten. Wo sind sie alle hin? Wo sind sie hinmarschiert? Wo marschieren diese Männer, Frauen und Kinder nur hin? Von dem Platz aus, an dem ich knie, sehe ich den Rauch aufsteigen, gar nicht weit entfernt. Den ganzen Vormittag sehe ich ihn schon. Die ganze Nacht habe ich ihn gerochen. Lieber Gott. Hab' Erbarmen.

Von den Häftlingen, die schon länger hier sind, haben wir erfahren, dass sich unser Lager direkt an das Krematorium anschliesst, und dass der Rauch, der uns in den Augen, der Kehle, der Lunge brennt, der Rauch verbrannter Körper ist.

Lieber Gott, ist das wahr? Ist es wahr, dass kleine Kinder in der Gaskammer niedergetrampelt werden? Ist es wahr, dass die Erwachsenen, die stärker sind, sich wie wildgewordene Tiere nach oben boxen, um dort einen Rest Luft zu kriegen, und dabei auf den Schwächeren und den Kindern herumtrampeln?

So hat man es uns erzählt, und nicht nur einmal. Damit wir nicht mehr vor Entsetzen aufschreien, wenn wir es hören. Damit wir es glauben.

Mir wird schwindlig von der Hitze. Die Sonne steht hoch und knallt unerbittlich auf meinen nackten Kopf. Ich bin wahnsinnig durstig. Das gleissende Licht tut in den Augen weh. Meine Kehle ist ausgedörrt. Die Sonne ... ich kann die Sonne nicht mehr ertragen.

Oh mein Gott. Hab' Erbarmen.

Die Selektion

Auschwitz, August 1944

«Sie wissen, dass Sie Ihr Leben aufs Spiel setzen?», flüstere ich. «Aber ich brauche Ihre Hilfe.» Ohne einen Moment zu zögern, antwortet Frau Grünwald: «Ich bin dabei.» «Ich auch», vermeldet ihre Tochter Ilse.

«Gott schütze Sie beide», hauche ich. «Ich bin gleich wieder da.» Eine Person fehlt mir noch, die mir hilft, Mami aus der Krankenstation zu schmuggeln und in unsere Baracke zu transportieren. Es ist ein gefährliches Unterfangen – und wenn wir erwischt werden, schickt man uns in die Gaskammer. Der Kommandant der SS hat mir bereits den Tod im Gas angedroht für den Fall, dass ich noch einmal auch nur in die Nähe des Reviers komme.

Aber ich habe keine andere Wahl. Mami muss da weg. Dr. Tauber, die junge, befreundete Ärztin aus Somorja, hat mir die dringende Nachricht zukommen lassen: «Die Selektion ist für morgen früh angesetzt. Alle Kranken, die länger als drei Wochen im Revier sind, werden in die Gaskammern geschickt. Deine Mutter kann nicht gehen und nicht einmal länger als ein paar Sekunden alleine stehen, und sie liegt jetzt genau drei Wochen auf der Station. Wenn du ihr Leben retten willst, musst du sie sofort hier heraus – holen ...»

Ich muss schnell etwas tun. Eine Person fehlt mir noch. Im Dunkeln tapse ich durch den Block zu Yitus Bett und klettere in die zweite Etage. Sie ist wach. Und nickt. Ja, der Plan leuchtet ihr ein. Ja, sie macht mit. Ich kann kaum einschlafen. Bitte, lieber Gott, hilf uns.

Bei Tagesanbruch finden Frau Grünwald, Ilse, Yitu und ich uns am Eingang des Blocks ein und machen uns vorsichtig auf, Richtung Krankenstation. Stossgebete zum Himmel schickend, huschen wir durchs Halbdunkel. Kein SS-Wachmann in Sicht. Ohne Bewachung darf man

nicht einmal die Aborte aufsuchen. Man muss warten, bis sich mindestens fünfzig Mädchen gesammelt haben, und dann einen SS-Mann bitten, dass er die Gruppe den kurzen Weg zur Latrine eskortiert. Manchmal dauert es Stunden, bis überhaupt einer von der SS auftaucht. Wir haben gelernt zu warten und körperliche Bedürfnisse zu kontrollieren. Niemand würde es wagen, den Block unbeaufsichtigt zu verlassen.

Doch da gehen wir nun alleine, wir vier, ohne Erlaubnis, ohne Eskorte, auf die Krankenstation, auf streng verbotenes Terrain zu. Gott sei mit uns.

Immer noch ist keine SS zu sehen. Wir schaffen es bis zum Revier. Dort klopfte ich hastig an die Wand, und innerhalb von Sekunden bringen vier Krankenschwestern meine Mutter zur Tür heraus. Es können immer nur zwei gleichzeitig tragen. Wir verschränken die Hände fest über Kreuz und darauf setzen die Schwestern meine Mutter in aufrechter Haltung. Mami schlingt ihre Arme links und rechts um unsere Nacken, und so tragen wir sie ein paar Schritte. Dann wechseln wir uns mit den anderen beiden ab. Keine von uns ist stark genug, sie mehr als nur ein paar Schritte zu tragen. Wir gehen so schnell wir können und erreichen unseren Block unentdeckt. Gott sei Dank.

Die Häftlinge stellen sich gerade zum Zählappell auf. Wir huschen an einer Reihe nach der anderen vorbei. Frau Grünwald und ich schleppen Mami ganz nach hinten und setzen sie in einer hockenden Stellung ab. Wir stellen uns schützend vor sie und warten auf die SS-Leute und das Durchzählen. Aber Mami kann nicht lang in der Hocke bleiben. Alles, was sie kann, ist liegen oder an mich angelehnt und mit ausgestreckten Beinen sitzen. Uns bleibt keine Wahl. Wir müssen es riskieren und Mami sitzen lassen. Als die SS-Offiziere dann anrücken, helfen mir einige Mädchen dabei, Mami hochzuziehen und auf die Füße zu stellen. Ich stehe hinter ihr und stütze sie mit dem ganzen Körper. So gelingt es, dass sie in den paar Sekunden aufrecht steht, in denen die SS die Köpfe in der ersten Reihe abzählt.

Es hat funktioniert. Mit Gottes Hilfe. Aber wie lange können wir das weiterspielen? Zwei Tage? Drei Tage? Und dann?

Mutter ist nicht in der Lage, nach Ende des Zählappells alleine in den Block zu gehen. Wir müssen sie tragen. Der Blockältesten kann das nicht verborgen bleiben. Wenn sie es sieht, wird sie Mutter als Invalide melden. Sie wird mit Sicherheit keine Invalide in ihrem Block dulden. Das wäre fraglos ein Fall von Sabotage. Es gelingt uns, Mami in den Block zu schmuggeln und sie in unserem Etagenbett zu verstecken. Ohne besondere Vorfälle verstreicht der Tag. Aber was ist mit morgen? Werden meine Freundinnen wieder da sein und mir helfen, Mami unauffällig zum Zählappell zu schleppen? Werden sie mich unterstützen und dabei riskieren, jeden Augenblick entdeckt zu werden?

Auf einmal entsteht auf der Seite des Barackeneingangs Unruhe. Es ist wohl kurz vor Mitternacht; die Lichter sind längst gelöscht. Was geht da vor, was wird da gelärmt? Die Neuigkeit verbreitet sich rasch. Selektion. Morgen früh wird der gesamte Block zur Selektion aufgestellt. Frauen aus unserer Baracke werden zur Fabrikarbeit in Deutschland ausgewählt.

Selektion! Wie wird Mami eine Selektion überstehen? Gerade habe ich sie aus dem Revier geschmuggelt, um die Selektion zu umgehen und sie vor der Gaskammer zu retten. Und jetzt ... Oh mein Gott, was habe ich getan?

Der Transport

Auschwitz, 1. September 1944

Lautes Gebell und Geschrei gellen durch den schlafenden Block: «Los! Los!» Das Selektionskomitee, bestehend aus drei SS-Offizieren, zwei Hunden, dem Lagerältesten, der Blockältesten und einer Übersetzerin, postieren sich im offenen Flügel des Eingangstores.

«Ausziehen und rechts von der Trennwand in einer Reihe aufstellen! Los!»

Alle eintausend Blockinsassinnen klettern hastig von vier Bettetagen herab, streifen sich die Kleider vom Leib und nehmen Aufstellung entlang der Backsteinmauer, die den Block der Länge nach halbiert.

«Los! Setzt euch in Bewegung!»

Es ist sehr kalt in der Baracke. Die ganze Nacht hat es geregnet. Der Boden ist mit Pfützen bedeckt. Die lange Schlange zitternder, nackter Körper bewegt sich auf das Selektionskomitee zu, und eine Frau nach der anderen wird begutachtet. Diejenigen, die die Selektion überstehen und ausgewählt werden, gehen durch das Tor hinaus und müssen sich wieder anziehen. Die anderen müssen ihre Kleider neben dem Tor auf einen Haufen legen und wieder in die Baracke hinein auf die andere Seite der Trennwand gehen. Dort bleiben sie nackt stehen und erwarten ihr weiteres Schicksal.

Als Mami und ich das Tor erreichen, liegt bereits ein ganzer Haufen patschnasser Kleidungsstücke auf dem Boden, und eine Anzahl bibbernder Körper drängt sich auf der anderen Seite der Mauer eng aneinander. Beim Vorwärtsgang hake ich mich bei Mami unter, um sie zu stützen, und mit Gottes Gnade schafft sie es, zu gehen, ohne einzuknicken. Als wir dann vor das Komitee treten, tue ich so, als würde ich mich eng an sie schmiegen, weil es so kalt ist, und nicht, weil sie allei-

ne nicht stehen kann. Der erste SS-Mann packt sie am Arm und entzieht sie meinem Griff. Er mustert ihren Körper und stösst sie heftig und ungeduldig aus dem Tor hinaus in die dunkle, neblige Dämmerung, die von unablässigem Regen durchweicht ist.

Mein Gott, ich muss schnell hinter ihr her und aufpassen, dass sie nicht fällt. Doch es gelingt mir, Ruhe zu bewahren und meine Sorge meisterlich zu verbergen, und ich harre stoisch aus und lasse die Prüfung über mich ergehen. Ich bin kräftiger als Mami. Es besteht kein Zweifel daran, dass ich bestehe. Beeilung. Beeilung. Gleich werde ich durch das Tor stürzen und nach Mami sehen, doch da entdeckt einer der SS-Männer die Wunde auf meinem Unterschenkel. Sie stammt von der Verletzung vor drei Monaten, als mich jemand getreten hat, und ist seither immer weiter geeitert. Jetzt ist sie ein tiefes Loch, das eine ecklige, dunkelbraune Flüssigkeit absondert und grauenhaft riecht. Um das Loch herum ist das Bein rot und dick angeschwollen. Seit einiger Zeit tut es ziemlich weh.

Der SS-Mann tippt seinen Kameraden an: «Sehen Sie sich das an.» Er deutet auf die Wunde an meinem Bein. «Was, denken Sie, ist das?»

Schnell, bitte. Ich muss zu meiner Mutter ...

«Ich weiss nicht so recht. Aber es sieht schlimm aus. Sie kann damit nicht arbeiten. Ich gebe ihr eine Woche, dann ist sie tot.» «Leg deine Sachen hier auf den Haufen und geh zu den anderen da drüben!»

«Aber Herr Offizier, bitte. Das war meine Mutter, die gerade vor mir war. Lassen Sie mich ihr nach. Bitte. Ich bin stark. Ich kann hart arbeiten. Ich verspreche, dass ich ganz hart arbeiten werde! Bitte, lassen Sie mich zu meiner Mutter!»

«Maul halten, Schweinehund! Auf die andere Seite!»

Ich muss zu meiner Mami. Ich muss ihr auf der Stelle nach.

Ich wende mich an den anderen SS-Mann. Er ist jung. Vielleicht erhört der mich. «Herr Offizier. Bitte. Ich *kann* arbeiten. Ich bin sehr stark.

Die Wunde ist harmlos. Harmlos, ja. Ich habe sie schon seit drei Monaten und habe Schwerstarbeit in den Bergen verrichtet. Planierung. Ich bin eine gute Arbeiterin. Und ich verspreche, dass ich noch härter arbeite. Bitte ... bitte, lassen Sie mich zu meiner Mutter.»

Der junge Offizier sieht mich angewidert an. Mit einem verächtlichen Laut richtet er seinen Stock auf mich und stösst mich mit solcher Gewalt in die Brust, dass ich rückwärts taumle. Dann dreht er sich wortlos wieder um und setzt seine Auswahl fort. Und ich muss mich den Nackten, eng aneinander Gedrängten am Ende der Baracke anschliessen.

Ich fange an, heftig zu zittern. Das darf alles nicht wahr sein. Mami hat die Selektion überstanden, und ich muss Zurückbleiben. Eine grausame Ironie des Schicksals macht, dass wir beide draufgehen.

Die anderen versuchen mich zu trösten. Es ist alles nicht so schlimm. Vielleicht schickt man uns ja gar nicht ins Gas. Vielleicht werden wir für leichtere Arbeit eingeteilt. Und es wird noch andere Transporte geben ...

Ich höre gar nicht zu. Ich muss zu Mami. Ich muss zu ihr, bevor es zu spät ist. Sie ist draussen im strömenden Regen. Sie kann nicht stehen, ohne dass jemand sie stützt. Sie kann sich nicht alleine anziehen. Sie liegt da draussen im Regen, nackt, in irgendeiner Pfütze. Mittlerweile hat man sicher schon entdeckt, dass sie Invalide ist. Mittlerweile befindet sie sich sicher schon auf dem Weg ins Gas ...

Mir ist schwindlig. Ich zittere immer stärker.

Ich erkenne ein Mädchen, mit dem ich in Plaszów zusammengearbeitet habe. Sie ist die jüngste von drei Schwestern. Die beiden älteren sind dem Transport zugeteilt, und jetzt steht sie alleine hier drin, zittert heftig und weint. Ich gehe schnell zu ihr hin und flüstere ihr ins Ohr: «Annie, lass uns hier hinausschleichen und uns dem Transport anschliessen. Dort sind deine Schwestern. Versuchen wir, den Transport zu erwischen ...»

Sie schnieft nur noch, antwortet aber nicht. «Annie, komm. Geh mit mir. Wir schleichen durch das hintere Tor. Niemand kriegt etwas mit.»

«Ich habe Angst. Sie werden uns erschiessen.»

Ich blicke mich um. Niemand achtet auf uns. Ich laufe zum hinteren Tor. Es ist abgeschlossen! Das bedeutet, der einzige Fluchtweg geht durch das Eingangstor.

Dort kommt die Selektion jetzt zum Abschluss. Die Warteschlange auf der anderen Mauerseite wird schnell immer kürzer. Gleich werden die letzten Häftlinge durch das Tor ins Freie verschwinden. Die Blockälteste kommt mit ein paar Kleidungsstücken in der Hand heran. «Hier. Das kannst du anziehen. Mach schnell. Man holt euch gleich ab.»

Es ist aus. Unter dem wachsamen Auge der Blockältesten schlüpfe ich mit meinem bibbernden Körper in einen tropfnassen Lageranzug. Sie dreht sich für einen Moment um. Blitzschnell schwinge ich mich über die brusthohe Trennmauer und ducke mich kurz. Ich reiße mir den Anzug vom Leib und spürte ans Ende der sich auflösenden Schlange. Drei oder vier Mädchen sind noch vor mir. Ich lasse den Anzug an meiner rechten Seite herabhängen, um die Wunde zu verbergen. Der klatschnasse Stoff bleibt auf der Haut haften und bedeckt meinen ganzen Unterschenkel. Die SS-Männer haben es jetzt ziemlich eilig. Der Selektionsvorgang hat zu lange gedauert.

Ich bin als Letzte an der Reihe. Ich halte die Luft an.

Ein kurzer Blick gleitet von oben nach unten über meinen Körper, und der Offizier schiebt mich durch das offene Tor hinaus in den Regen.

Ich sehe mich um. Es ist niemand mehr da. Der Regen hängt wie Blei und nimmt mir jede Sicht. Wo sind alle hin? Wo ist Mami?

Die Blockälteste schliesst das Eingangstor zur Baracke. Das Selektionskomitee, die SS-Leute mit ihren Hunden, der Lagerälteste und die Übersetzerin, marschieren Richtung Kommandogebäude.

Ich streife den Anzug über meinen Kopf. Nirgendwo ist der Transport

mit den Ausgelesenen zu sehen. Schnell laufe ich zum nächsten Block. Der ist dunkel und still. Auch der daran anschliessende. Der dritte Block ist beleuchtet und von Geräusch erfüllt. Ich renne hinein.

Drinnen herrscht ein Heidenlärm. Eine fette Frau steht mitten im Saal auf einem Tisch und schreit Nummern heraus, die sie von einem Blatt in ihrer Hand abliest. Diejenigen, deren Nummern aufgerufen werden, lösen sich aus der wogenden Masse von Frauen und stellen sich am hinteren Blockende in einer Schlange auf, die noch viel gewaltiger ist als die unsrige.

Ich lasse meinen Blick über die Menge schweifen auf der Suche nach einem bekannten Gesicht. Kein einziges. Ich habe Angst, Fragen zu stellen. Ich habe Angst zu fragen, ob dies der Transport ist, der gerade eben aus Block 40 selektiert wurde.

Wo kann Mami nur sein? Immer mehr Nummern reihen sich in die Schlange, sodass die Masse übersichtlicher wird. Mami kann ich immer noch nicht entdecken. Und immer noch sehe ich kein vertrautes Gesicht.

Die Reihen stehen stundenlang und warten auf den Zählappell. Schliesslich kommen die SS-Leute und beginnen ihre Zählung. Erst spät am Abend erhalten wir den Marschbefehl. Der Regen hat ein bisschen nachgelassen, ist mittlerweile aber sehr kalt. Wir marschieren an der Kommandobaracke vorbei, vor der ich vor ein paar Tagen vierundzwanzig Stunden knien musste, und durch das Lagertor hindurch. Wir marschieren die Strasse entlang, auf der der Transport aus Łódź ankam. Ich halte nach dem gelben Kasper Ausschau. Er ist nicht mehr da.

In Marschformation stehen wir über eine Stunde lang vor den Duschen. Wo bringen sie uns hin? Was ist das für ein Transport, in den ich mich da eingeschlichen habe? Wohin geht er?

Hat Mamis Transport sich vielleicht in einem anderen Block formiert, gerade als ich Hals über Kopf in diesen hineinstolperte? Wird Mamis Transport vielleicht just in diesem Moment in Züge verladen und wer weiss-wohin gebracht? Oder ist sie womöglich in diesem Augenblick

in der Dusche, die als nächstes wir betreten ...? Und wenn sie am anderen Ausgang gerade dann heraustritt, wenn ich von hier vorne einträte? Oder ist sie schon lange aufgefliegen und bereits vor Stunden ins Gas geschickt worden?

Mein Körper wird von einem heftigen Beben erfasst. Was soll ich nur machen? Ich will jetzt nicht von Auschwitz weg. Vielleicht hat man Mami entdeckt und hält sie doch hier fest ... um sie erst später in die Gaskammer zu schicken. Vielleicht kann ich sie noch retten.

Die Eingangstore der Duschbaracke gehen auf, wir werden hineingescheucht, und die Türen schliessen sich. Flucht ist unmöglich. Es gibt keinen anderen Weg nach draussen.

«Auskleiden! Los!»

In dem völlig überfüllten Raum, in dem alle sich hektisch ihrer Kleider entledigen, fällt mein Blick auf eine einsame Gestalt, die ganz ruhig an der Wand kauert.

«Mami!»

Sofort bin ich neben ihr. «Mami, du bist es! Du bist es wirklich!

Ich kann es kaum glauben!»

Mami nimmt meine Gegenwart gar nicht wahr. Mit leerem Blick klebt sie zitternd an die Wand. Sie scheint ernsthaft krank zu sein.

Wie kommt sie hierher? Wer hat ihr geholfen beim Anziehen, Gehen, Aufstellen? Sie kann meine Fragen nicht beantworten. Oh Gott, ich habe sie gefunden. Nach all der Panik, all der Anspannung, all der Furcht ... habe ich sie gefunden. Sie ist hier. Hier bei mir in den Duschen. Wir befinden uns im selben Transport. Was für ein Riesenglück! Wir sind beisammen, Mami und ich. Wir verlassen Auschwitz gemeinsam. Welch göttliche Fügung.

Ein Taschentuch

Auschwitz, 1-2. September 1944

In den Schuhen bewahrt man das auf, was einem noch geblieben ist. Vor dem Betreten der Dusche muss man seine Kleider auf einen Haufen legen, und nachher nimmt man sich neue, desinfizierte, von einem anderen Haufen am Ausgang. Die Schuhe behält man aber. Man nimmt sie mit in die Dusche. In den Schuhen versteckt man Dinge, die man gern behalten möchte, wie etwa ein Andenken an daheim.

Mami hat ein solches Andenken. Es ist ein kleines Taschentuch mit ihren aufgestickten Initialen an einer Ecke. Es hat zu ihrer Aussteuer gehört. Sie trägt es im Schuh um einen ihrer Füsse gewickelt.

Ich helfe Mami, sich zu entkleiden, und stecke das Taschentuch in ihren Schuh. In grosser Eile treibt man uns in den Duschraum. Die Brause mit kaltem Wasser, das aus Löchern in der Decke kommt, dauert weniger als fünf Minuten.

«Los! Los! Blöde Hunde.» Schuhe anziehen. Und zwar flott.

Ich kämpfe mit meinen durchnässten Schuhen. Als ich sie endlich an habe und Mami mit ihren helfen kann, ist der Raum fast leer. Die grosse, barsche SS-Aufseherin steht im Durchgang zum anschliessenden Raum und treibt die restlichen Mädchen hinein. Mami sitzt auf dem nassen Fussboden und versucht unbeholfen, das Taschentuch um ihren Fuss zu wickeln. Die SS-Frau bemerkt sie.

«Du, blöder Hund! Beeil dich und geh nach nebenan!»

Aber Mami hört sie nicht. All ihre Sinne sind einzig und allein darauf ausgerichtet, mit einem unlösbaren Problem fertig zu werden – nämlich das Taschentuch mit gelähmten Händen um ihren Fuss zu binden. Die SS-Frau springt zu ihr, packt ihren Arm und beginnt wütend, ihn zu verdrehen.

Das ist zuviel für mich. Ich vergesse alles. Das Einzige, woran ich den-

ken kann, ist, dass Mamis Arm gelähmt ist, dass sie krank und sehr geschwächt ist, und dass die SS-Frau dabei ist, ihr den Arm zu brechen. Ich werfe mich auf die grosse Frau und stosse sie an die Wand. «Lassen Sie meine Mutter in Ruhe! Sehen Sie nicht, dass Sie ihr den Arm brechen?»

Die riesige, breite Gestalt in der Angst einflössenden SS-Uniform dreht sich schnell um. Ihre Faust auf meiner Wange bringt mich ins Schwanken. Mit dem zweiten Schlag gehe ich zu Boden. Jetzt ist sie über mir. Sie tritt mich ins Gesicht, in die Brust, in den Unterleib. Sie tritt meinen Kopf. Die schwarzen Stiefel glänzen und mein Blut tropft auf den nassen Fussboden. Sie tritt mich in den Rücken und schickt mich rollend Richtung Ausgang. Dann wird die Tür zugeschlagen, und ich liege ausgestreckt auf dem kalten, glitschigen Boden. Kaltes Wasser tropft von irgendwoher in mein Gesicht.

Irgendwie formt sich ein Gedanke – ich bin lebendig! Ich schmecke Blut. Ich kann meinen Kopf nicht heben. Mein Körper fühlt sich komplett betäubt an. Aber ich bin lebendig. Sie hat mich nicht zu Tode getrampelt. Erschiessen hätte sie mich können. Aber sie hat es nicht getan. Ich habe etwas Udenkbares, etwas Unverzeihliches begangen. Ich habe jemand vom SS-Personal angegriffen. Die schwerwiegendste Form der Sabotage ... trotzdem bin ich lebendig. Brutal misshandelt, aber lebendig.

Der Lärm im angrenzenden Raum hat sich gelegt. Ich höre Mamis dünne Stimme: «Elli ... Ellikém. Kannst du mich hören? Versuch aufzustehen. Versuch es. Hörst du mich? Elli, versuche es. Ich kann dir nicht helfen. Du musst. Du musst aufstehen. Jetzt. Ganz alleine.»

Ich drehe mich auf den Bauch und versuche langsam, mich aufzurichten. Mein Kopf fährt Karussell. Blut tropft mir aus Nase und Mund. Mein linkes Auge kann ich gar nicht öffnen. Ich spüre einen stechenden Schmerz in meiner linken Seite. Aber die Beine sind nicht gebrochen. Ich kann stehen.

Langsam humpele ich aus dem feuchten Raum. In einer Pfütze in der Mitte entdecke ich einen lumpigen kleinen Stofffetzen. Es ist Mamis Taschentuch.

«Mami, warte.» Ich stolpere zu der Pfütze hin und hebe das nasse Fetzen auf.

«Lass es liegen.» Mamis Stimme ist von Schmerz und Resignation erfüllt. «Ich will es nicht mehr haben.»

«Aber *ich* will es.»

Im Nebenraum gelingt es mir, meine Kleider anzuziehen, Mami mit den ihrigen zu helfen, und mich dann in die Formation von Frauen zu stellen, die in der kalten, dunklen Septembernaut zittern.

Bis zum Morgengrauen stehen wir draussen vor den Duschen. Die ganze Nacht – mit frisch geschorenen Köpfen, nassen Körpern, in abgetragenen grauen Lageruniformen. Es gibt keinerlei Schutz vor dem unbarmherzigen Herbstwind. Die Backsteinmauer der Baracke hat keine Nischen oder Ecken, in die man sich drücken könnte. Die Kälte ist gnadenlos. Der Kälte ausgesetzt zu sein, dem Hunger, der Erschöpfung – all das ist nicht mehr auszuhalten.

Manche Mädchen fangen an, laut zu schluchzen. Andere wimmern mit zusammengebissenen Zähnen. Und einige sagen bruchstückhafte Sätze aus den Psalmen auf.

Meine linke Seite schmerzt immer mehr. Meine linke Wange ist angeschwollen. Der Riss über meiner Lippe macht das Sprechen fast unmöglich. Meine alte Wunde am rechten Bein macht sich wild pochend bemerkbar. Auf diesem Bein kann ich nicht mehr stehen.

Eine besonders schmerzhaft Beule habe ich am Hinterkopf. Mami sagt, ich sei mit einem schlimmen Knall auf dem Steinboden des Duschraumes aufgeschlagen. Und dann hat die SS-Frau noch einmal genau auf diese Stelle getreten. Aber der Schädel ist nicht gebrochen. Hartes Material, wie mein Vater zu scherzen pflegte. Hart wie Stein. Und genauso störrisch und unnachgiebig.

«Du bist ja verrückt», sagen mir ein paar Mädchen in den Reihen.

«Echt verrückt. Hast du denn den Verstand verloren? Eine SS-Frau anzugreifen? Sei froh, dass sie dich nicht erschossen hat.» Ich hocke mich an die Barackenwand neben Mami, die bewusstlos und zusammengesunken am Boden kauert. Ich lege den Arm um ihre abgemagerten Schultern und schmiege mich an sie, um uns beide zu wärmen. Ihr offener Mund ist ein schwarzes Loch.

Die SS-Wachen haben sich für die Nacht in ein Gebäude in der Nähe zurückgezogen, und wir sind uns selbst überlassen. Alle kauern sich so gut es eben geht zusammen. Die Nacht ist entsetzlich und nimmt kein Ende. Kein einziger Stern steht am Himmel. Das dämmernde Morgenlicht bringt unsere stramm heranmarschierenden deutschen Peiniger mit sich. Der Zählappell macht uns bewusst, dass wir wirklich existieren. Wir haben die Nacht überlebt.

Zahllose, aneinander gereihte Viehwaggons erwarten uns am Bahnhof. Langsam und unter Schmerzen helfe ich Mami beim Einsteigen. Dann klettere ich mit zusammengebissenen Zähnen selbst hinauf. Ein Gefühl des Triumphs überdeckt das Leid. Ich habe gewonnen. Ich habe den ersten – und grössten – Sieg meines Lebens errungen.

Mein gesamtes Ich ist von tiefer Dankbarkeit erfüllt.

Wir sind im Himmel

Augsburg, 3. September 1944

«Elli, wach auf. Wir sind da.» Sonnenlicht fällt durch die geöffneten Türen in den Waggon. Der Zug steht. Zart rüttelt Mami an meiner Schulter.

Ich kann nur ein Auge öffnen. Mein Kopf wiegt eine Tonne. Langsam setze mich auf.

«Du hast vierundzwanzig Stunden geschlafen», sagt Mami. «Wir sind da.»

«Wo sind wir?»

«Auf dem Stationsschild steht Augsburg.»

Augsburg. Augsburg. Augsburg hatten wir in der Schule. Die Schlacht bei Augsburg. Wann war das nochmal? Wann war die Schlacht bei Augsburg?

Deutsche Militärangehörige, Männer und Frauen, stehen auf der Rampe herum und mustern uns interessiert. Sie starren uns an und wechseln untereinander verwirrte, ungläubige Blicke.

Der hochgewachsene Offizier am Kopf der Gruppe bricht das beklemmende Schweigen und richtet das Wort an uns. «Wir haben Frauen erwartet. Fünfhundert Frauen.» Dann, nach einigen Momenten des Zögerns, fragt er: «Wer hat hier das Kommando?» Unsere Wachmannschaft ist im Zug geblieben und kehrt ins Lager zurück. Wir sind ohne Aufsicht und ohne Führung. Es gibt nur diese ganz offensichtlich verblüfften, verunsicherten Männer und Frauen in Uniformen, die wir nicht kennen. Sie sind unsere neuen Herren.

«Spricht jemand Deutsch?», fragt der Offizier weiter.

Mehrere Mädchen melden sich.

«Wir haben einen Transport mit Frauen aus Auschwitz erwartet», wiederholt der Offizier. «Kommt ihr aus Auschwitz? Seid ihr anstelle der Frauen hier?»

«Wir kommen aus Auschwitz. Und wir sind Frauen.»

Eine Welle der Ungläubigkeit zieht durch die Reihen der versammelten Militärs. Unsere kahlen Köpfe, grauen Gefängniskleider und spindeldürren Körper wirken nicht sehr überzeugend.

Rasch formieren wir uns in Fünferreihen, bereit zum Abmarsch. Unsere neuen Herren stehen jedoch reglos und warten. Wir stehen auch und warten unsererseits auf den Marschbefehl.

Der Zug fährt aus dem Bahnhof, der letzte Waggon verschwindet um die Kurve und wir warten immer noch in Habt-Acht-Stellung. Schliesslich richtet der Kommandant erneut das Wort an uns: «Aber wo sind eure Sachen?» Gelächter ertönt in den Reihen. Unser Gepäck?

«Wir haben kein Gepäck, Herr Offizier», sagt die Übersetzerin leise. «Nichts haben wir.»

«Sag ihm, das Gepäck bringen unsere Diener mit dem nächsten Zug.» Der auf Ungarisch gemachte Witz wird mit allgemeinem Gelächter begrüsst. Alle fünfhundert sprechen wir Ungarisch. Ein Witz folgt auf den anderen.

«Meine Koffer kommen erst noch per Eilboten.»

«Himmel, ich habe meine Golfschläger in Auschwitz liegen lassen.» Die Reihen sind von Gelächter erfüllt.

«Ihr habt überhaupt kein Gepäck? Keine persönlichen Dinge? Wie ist das nur möglich?» Der Offizier kann es gar nicht fassen. «Nein», berichtet die Übersetzerin und sagt noch einmal mit gesenkter Stimme: «Nichts haben wir.»

Wir marschieren durch saubere Strassen. Häuser, hübsche Vorgärten, gepflasterte Gehsteige. Von den Fenstern aus beobachten uns Menschen. Passanten bleiben stehen und sehen uns erstaunt nach.

Häuser. Menschen. Strassenbahnen. Mein Gott, das Leben geht weiter. Trotz Auschwitz. Trotz der Gaskammern.

Mami schlurft schwerfällig neben mir her. Sie kann das Tempo der anderen nicht halten. Eine kleine, blonde Frau in Uniform kommt auf sie zu. «Wie ist Ihr Name?», fragt sie beinahe schüchtern.

«Mein Name?», stammelt Mami. «A-17361.»

«Das ist aber doch eine Nummer. Wie ist ihr Name?»

«Sie wollen meinen *Namen* wissen?»

«Ja. Wie heissen Sie?»

«Laura Friedmann.»

«Frau Friedmann, können Sie ein bisschen schneller gehen?» Frau Friedmann? Hat sie Mami wirklich mit ihrem Namen angesprochen und ausserdem eine Anrede verwendet – *Frau* Friedmann? Träume ich vielleicht?

«Nein. Ich kann nicht schneller. Es ist so schon sehr anstrengend für mich. Ich habe mich in Auschwitz verletzt und bin teilweise gelähmt.» Hoffentlich ist es nicht gefährlich, all das gegenüber deutschem Militärpersonal zu äussern – auch wenn die Frau offenbar nicht der SS angehört. Genauso wenig wie die anderen. Sie tragen die Uniform der deutschen Armee, der Wehrmacht.

«Machen Sie sich keine Sorgen», antwortet die Frau von der Wehrmacht. «Hier werden Sie sich erholen. Wir werden uns um Sie kümmern.»

Ganz sicher träume ich.

Auf einem grossen Platz werden wir in für uns reservierte Strassenbahnen verladen und von dort aus durch dichten Stadtverkehr ins Industriegebiet gefahren. Dort steigen wir am Eingang einer Fabrikanlage aus, an dem gross und schwarz geschrieben steht: MICHELWERKE. Die Michelwerke sind ein ganzer Fabrikkomplex, in dem Geräte und Maschinen für die Luftwaffe hergestellt werden. Um die Produktion zu steigern, hat die Betriebsleitung fünfhundert weibliche Arbeitskräfte aus Konzentrationslagern angefordert. Und da sind wir nun also. Unsere Unterkünfte befinden sich in einem der Fabrikgebäude. Zuerst führt man uns zu den Duschen im Untergeschoss. Es gibt hier richtige Duschköpfe aus Metall und nicht bloss Löcher in der Decke. Auf dem

Boden sind hölzerne Roste, und das Wasser kann warm und kalt eingestellt werden. Jede von uns erhält ein sauberes Handtuch! Und Seife. Ein ganzes Stück Seife pro Person! Handtücher und Seife!

«Kinder, meine Seife ist parfümiert!»

«Meine auch!»

«Kinder, das ist nur ein Traum!»

«Wir sind im Paradies gelandet.»

«Das ist alles gar nicht wahr. Das bilden wir uns nur ein.»

Man dreht das Wasser selbst auf. Wenn man auf warm stellt, kommt warmes Wasser aus der Brause. Und man dreht es selbst ab, wenn man fertig ist. Ganz nach Belieben. Es fängt nicht an zu laufen oder hört einfach auf wie von unsichtbarer Hand getrieben. In dieser Dusche ist man sein eigener Herr. Und dann das Handtuch. Es ist sauber und weich.

Wir verlassen die Duschen und spüren, wie ein winziger Funke eines Selbstwertgefühls tief in unserem Innern zu glimmen begonnen hat. Eine göttliche Botschaft. Eine Verheissung der Erlösung. Eine Botschaft des Glaubens. Der Hoffnung.

An langen Tischen sitzen wir im Fabrikhof und bekommen eine warme Suppe serviert. Eine goldgelbe Suppe mit langen, gelben Nudeln drin und in weissen, sauberen Porzellantellern. Echtes Essen in echtem Geschirr.

Viele Mädchen fangen an zu weinen. Sie weinen still vor sich hin, und ihre Tränen rinnen herab in die Teller mit der dampfenden Suppe. Sie weinen, und die warme Flüssigkeit benetzt wohlthuend ihre ausgedörrten, begierigen Lippen. Und ihre gequälten Seelen. Nach der Suppe geht es weiter. Mit einem zweiten Gang. Es gibt Knödel mit Sauerkraut. Das schmeckt so gut, wie noch nie etwas geschmeckt hat.

Aber satt bin ich überhaupt nicht. Meine Gier nach mehr wächst und wächst. Als das Essen dann vorbei ist, habe ich immer noch Hunger. Meine Seele schwebt allerdings im Himmel.

Auch Mami verlangt es nach Unmengen zu essen. Und ebenso wie ich ist sie begeistert davon, wie gut alles schmeckt.

Nach dem Essen werden wir von unseren neuen Herren zu den Unterkünften im fünften Stock gebracht. Wir beziehen drei grosse Räume, die hell und sogar einigermaßen gemütlich sind, und für jede von uns gibt es in den doppelstöckigen Betten eine eigene Schlafstatt. Auf jedem Bett liegt eine Strohmattatze, bezogen mit einem Leintuch. Ein weisses, sauberes Leintuch!

Wir sind im Himmel.

Und was wird morgen sein?

Herr Zerkübel

Augsburg, September 1944

Da sind wir nun, eine ganz besondere Arbeitseinheit – fünfhundert junge Frauen, die meisten davon zwischen zwanzig und dreissig, frisch eingetroffen aus Auschwitz. Wir sind KZ-Häftlinge – ausgehungert, geschunden, misshandelt.

Der Empfang hier in Augsburg war atemberaubend, weil er andeutete, dass wir wie Menschen behandelt werden, und uns neue Hoffnung schöpfen liess.

Wir müssen uns im Fabrikhof aufstellen, um verschiedenen Arbeitsbereichen zugeteilt zu werden. Ein grosser Mann in weissem Kittel und mit kurzem, feuerrotem Haar tritt vor uns. Seine Augen sind blau wie Eis und genauso kalt; das Gesicht wirkt wie eine gefrorene Maske und ist ernst und schwer. Das ist Herr Zerkübel, der Direktor unserer Fabrik, der Herr und Gebieter unserer neuen Welt. Mit einer Stimme, die kaum zu hören, aber doch unmissverständlich energisch ist, befiehlt er uns, eine nach der anderen aus der Reihe zu treten, und eine nach der anderen inspiziert er uns. Er unterwirft jede Einzelne einer peinlich genauen Prüfung, blickt tief in die Augen, misst die Abstände zwischen Augen, Augenbrauen und Wangenknochen sowie Höhe und Breite der Stirn mit einem kleinen Lineal. Ich kann mein Zittern kaum verbergen. Grossgewachsene, blonde, hellhäutige Mädchen mit blauen oder grünen Augen müssen auf die Seite treten. Wir sind insgesamt acht.

Dann sucht Herr Zerkübel noch etwas kleinere Mädchen aus, die ebenfalls blondes Haar, blaue oder grüne Augen sowie helle Haut haben. Wie er sagt, braucht er fünfunddreissig in seiner Gruppe. Schliesslich

nimmt er noch ein paar Rothaarige und sogar Mädchen mit hellbraunen Haaren. Alle haben aber die hellen Augen und eine helle Hautfarbe.

Die Gruppe ist für die Montage ausgewählt worden. Für die Arbeit in der Montage braucht man hohe Intelligenz, erklärt er. Herr Zerkübel erkennt hohe Intelligenz an den Farben der Haare, der Haut und der Augen. Den Farben der «arischen Rasse».

Die nächste Kategorie umfasst Mädchen mit braunem Haar, braunen Augen und heller Haut. Sie sind für weniger komplizierte, eher mechanisch zu verrichtende Arbeit in der Dreherei eingeteilt. Die schwarzhaarigen Frauen mit dunklen Augen, darunter eine bekannte Physikerin, eine Ärztin und eine Hochschulprofessorin, müssen die primitivste Arbeit verrichten – sie werden in der Lackiererei Metallteile säubern.

Herr Zerkübel nickt kaum wahrnehmbar in Richtung unserer Aufsicht, und wir werden in unsere Unterkünfte eskortiert. Jetzt werden den neuen Einteilungen entsprechend die Räume neu zugeordnet. Die Montage-Mädchen bekommen den schönsten der drei Räume. Hier stehen die Betten weit auseinander, und der Raum wirkt grosszügig; die anderen beiden sind enger und auch dunkler. Mami ist der Putzkolonne zugeteilt – trotzdem darf sie bei mir im Montage-Raum wohnen. Wir belegen zwei nah beieinander stehende Betten der unteren Ebene.

Der nächste Tag beginnt im Morgengrauen mit Zählappell und Frühstück – schwarzer Kaffee und ein Stück Schwarzbrot. Die Aufstellung zum Arbeitseinsatz erfolgt in den drei Gruppen: Montage, Dreherei und Lackiererei.

Wie von der Wehrmacht-Frau angekündigt, erholt sich Mami langsam. Die Arbeit, die sie verrichten muss – Fenster und Böden putzen –, ist zur Erholung wie geschaffen. Niemand beaufsichtigt sie, und so kann sie immer wieder ausruhen. Ruhe ist ihre einzige Medizin. Doch auch ohne eine wirkliche medizinische Betreuung beginnt ihr Zustand sich zu verbessern. Nach und nach kann sie ihre rechte Hand wieder bewegen. Die linke bleibt jedoch teilweise gelähmt. Auch das Gehen fällt ihr jetzt leichter. Und mit der Zeit kehrt auch ihr Gleichgewichtsgefühl

wieder und sie fängt an, sich selbstständig zu bewegen. Langsam, ganz langsam, nimmt sie auch wirklich die ihr zugewiesene Arbeit im Putzkommando auf. Ihr Körper bleibt trotzdem verändert. Der Kopf ist fast so stark nach vorne gebeugt wie unmittelbar nach dem Unfall. Und ihr Gang ist immer noch schwerfällig, unsicher und ungleichmässig. Aber die Angst vor der drohenden Gaskammer lastet nicht mehr auf uns.

Herr Zerkübel hat die Oberherrschaft über die Montage. Auf die Minute genau um zehn Uhr kommt er jeden Vormittag aus seinem gläsernen Kabuff in der Mitte der Montagehalle. Wie er da wie Zeus vom Olymp herabsteigt, gemessenen Schritts und in aufrechter Haltung, jede unserer Bewegungen schweigend und genau erfassend, flösst uns Respekt ein. Kein einziger Muskel bewegt sich in seinem Gesicht, kein einziges Augenzwinkern gibt Hinweis auf irgendeine menschliche Regung. Niemals lässt er auch nur andeutungsweise erkennen, dass er uns überhaupt wahrnimmt.

Wenn ihm etwas missfällt, ruft Herr Zerkübel nach Rückkehr in sein Glasbüro unsere Aufsicht zu sich und lässt die Übeltäterin zu sich bringen, um in seiner abgehobenen, schlimmen Art einen Verweis zu erteilen. Der Verweis wird von ihm immer an eine Stelle *über* der betreffenden Person adressiert, unter beleidigender Missachtung ihrer Existenz.

In der Montage zu arbeiten, ist interessant. Hier wird ein kleines, kompliziertes Gerät produziert, das aus vielen kleinen Teilen zusammengesetzt ist. Diese Kleinteile werden in der Dreherei gestanzt, in der Lackiererei gefeilt, gesäubert und eingefärbt, und dann zu uns in die Montage gebracht, wo sie zu einem Präzisionsinstrument zusammengebaut werden, das die Entfernung und Ausrichtung einer vom Kampfflugzeug aus abgeworfenen Bombe bestimmen kann.

Ich arbeite an drei kleinen Maschinen und setze winzige Teile zu einem faszinierenden Ganzen zusammen. Das fertige Instrument sieht aus wie

ein mittelgrosser Fotoapparat, der mit bunten Drähten und Schrauben in komplizierter Anordnung übersät ist.

Wir arbeiten am Fliessband, alle fünfunddreissig, und jede fügt dem wachsenden Gerät ein oder zwei Komponenten hinzu.

Nur vier oder fünf deutsche Zivilisten arbeiten in der Montage. Ihr Job ist es, die komplizierten Geräteteile zu prüfen, bevor die Konstruktion dann weitergeht. Herr Scheidels Maschine prüft beispielsweise, wie präzise ich gearbeitet habe. Er legt das von mir fabrizierte Teil in seine Maschine, und die zeigt an, ob ich einen Fehler gemacht habe. Wenn ja, muss das komplette Teil weggeworfen werden – ein unverzeihlicher Verlust. Fehler werden als vorsätzliche Fahrlässigkeit interpretiert. Oder schlimmer: als Sabotage.

Jedes fertige Gerät gelangt zum Glasbüro. Zuvor wird es jedoch von zwei deutschen Experten nochmals geprüft. Herr Zerkübel darf nicht mit fehlerhaftem Material belästigt werden. Doch wir wissen, dass er von seinem gläsernen Aussichtsposten aus alles mitkriegt – er weiss Bescheid über jeden Zwischenfall, auch über jeden noch so kleinen. Wir wissen das und befinden uns dauernd im Zustand der Angst.

Nur ein absolut vollkommenes Endprodukt gelangt in Herrn Zerkübels Büro. Er nimmt jedes einzelne Gerät förmlich und feierlich entgegen und baut es in seine komplizierte Prüfapparatur ein. Sämtliche Bestandteile werden aktiviert und bewegen sich in harmonischer Komplexität, lassen dabei ein Surren und Rattern erklingen, das die ganze Montagehalle erfüllt. Ein selbstbewusster Klang ist das, ein fröhlicher Klang. Das Gerät arbeitet perfekt, und wir können uns beruhigt auf die Schultern klopfen. Wir haben etwas Schwieriges geschaffen, etwas Kompliziertes, etwas ganz Besonderes.

Der Klang hat aber auch etwas Tragisches. Der Erfolg unserer Arbeit trägt zum Erfolg der deutschen Kriegsbemühungen bei. Wir sägen an unserem eigenen Ast.

Leah Kohn » vergib mir... Augsburg, Winter 1944/1945

Der Anblick einer wohlvertrauten SS – Uniform lässt mich zusammenfahren.

Mit der Ankunft eines neuen SS-Offiziers aus dem unweit gelegenen Konzentrationslager Dachau ist es um unseren Hafen der Hoffnung geschehen. Radikale Veränderungen haben in Augsburg stattgefunden. Fünf Tage flüchtigen Glücks sind vorüber.

Die weissen Leintücher wurden von unseren Betten entfernt, sodass wir jetzt auf den nackten Strohmattentzen schlafen. Das Essen besteht mittlerweile aus einem Brei ohne Geschmack und fernab jeder Beschreibung. Tische und Sitzbänke wurden entfernt, sodass wir unsere Mahlzeiten jetzt auf den Betten oder auf dem Fussboden sitzend einnehmen. Und den Zählappell gibt es zweimal täglich.

Die schmerzhafteste Veränderung ist aber die, die unsere deutschen Militärs vollzogen haben. Ihre Freundlichkeit hat sich in Schroffheit verwandelt, teilweise sogar in Feindseligkeit. Zwei Tage nach Eintreffen des SS-Manns hat eine unserer Wachen uns «blöde Hunde» genannt, und diese wohlbekannt Bezeichnung hat uns einen Schauer über den Rücken gejagt. Anstatt uns in die Augen zu sehen, begannen die Wachleute, einen direkten Blickkontakt zu vermeiden. Sie fingen an, Befehle zu brüllen. Und manche tragen seither Peitschen mit sich. Als wir eines Abends im Hof Schnee schippen, entdecken wir kleine Hügel, unter denen sich Kartoffeln für den Winter verbergen. Wir legen sie schnell frei und schmuggeln unter unserer Kleidung so viele Kartoffeln in unsere Unterkünfte, dass jede von uns mindestens eine essen kann. Mami spart ihre Kartoffel auf. «Für Schabbat-Kerzen» sagt sie. Freitags bei Sonnenuntergang zündet sie Lichter in den ausgehöhl-

ten Kartoffelhälften an. Das Öl dafür ist aus der Fabrik gestohlen, als Dochte verwendet sie Fäden aus unserer Decke. Das bringt uns auf die Idee, Kartoffeln für das Chanukka-Fest aufzubewahren, das in zehn Tagen beginnt.

Vor dem Anzünden der Kartoffel-Öllampen für Chanukka entwickeln wir ein Warnsystem und postieren Wachen an den Eingängen. Und es geschieht ein Wunder. Acht Tage lang erfreuen wir uns an brennenden Lichtern und am Singen von Chanukka-Liedern, ohne dabei ertappt zu werden.

Der Lagerkommandant, der Oberscharführer, ist immer noch fair und zeitweilig sogar freundlich. Kurz nach unserer Ankunft hat er Kleidung für uns angefordert. Wir trugen ja noch die graue Einheitskleidung der Gefangenen mit den zwei grossen roten Buchstaben, K und L, auf dem Rücken. Die Buchstaben stehen für Konzentrationslager. Er sagte, diese Uniformen seien nicht winterauglich.

Nun sind Kleider, Mäntel und Oberteile eingetroffen. Schöne, bunte Kleidungsstücke – nicht sackartige Lageranzüge für Häftlinge, sondern Gewänder für junge Frauen.

Unsere Begeisterung kennt keine Grenzen. Die neuen Kleider verwandeln uns und machen aus Unpersonen Menschen. Aus geschlechtslosen, alterslosen, gestaltlosen Nummern machen sie – Mädchen! Mit den Kleidern nehmen wir wieder mehr Platz ein. Die Mädchen machen sich teilweise die Finger nass und formen ihr sprießendes Haupthaar zu aufreizenden Frisuren, kneifen sich in die Wangen, um Farbe ins Gesicht zu bekommen und attraktiver auszusehen, und nehmen anmutige Körperhaltungen ein. Unglaublich, wie sich das auswirkt.

Ich habe ein rosa Wollkleid und einen eleganten, warmen Tweedmantel mit dunkelbraunem Pelzkragen bekommen. Wenn ich den anziehe, fühle ich mich luxuriös und verwöhnt. Material und Schnitt sind herrlich und ich sehe aus wie eine junge Frau. Er schmiegt sich an meinen langen, knöchigen Körper und liebkost ihn, und ich fühle mich wohlgenährt und wirke auch so. Der Mantel macht, dass ich nicht mehr dürr, sondern schlank aussehe.

Vor lauter Aufregung kann ich nicht einschlafen. Wieder und wieder greife ich nach dem Mantel, der am Fussende meines Bettes liegt, streiche mit den Fingern über den feinen Stoff und reibe meine Wangen am weichen Pelz.

Am nächsten Morgen trage ich mein neues rosa Kleid beim Zählappell, dann gehe ich darin zur Arbeit in die Montage.

Herr Scheidel, der ältere deutsche Zivilist, der neben mir arbeitet, hält im Gehen inne, als er auf mich zukommt. Zunächst erkennt er mich gar nicht. Doch dann zeigen mir sein Lächeln und sein überraschter Blick, wie sehr sich meine Erscheinung verändert haben muss. Und ich fühle mich wie ein menschliches Wesen.

Ich sehe die Welt jetzt mit anderen Augen. Die Reaktion von Herrn Scheidel, die Reaktion eines freien Menschen, eines deutschen Zivilisten, der in der wirklichen Welt lebt, ist von entscheidender Bedeutung für mich. Sein anerkennender Blick hat mein neues Lebensgefühl bestätigt. Und meine Welt neu erschaffen. Wir Mädchen sitzen selbstsicher an unseren Arbeitsplätzen und kichern in stiller Vorfreude auf Herrn Zerkübel's Reaktion in uns hinein. Um zehn hat Herr Zerkübel, der Leiter der Montage, seinen gewohnten schweigsamen und teilnahmslosen Auftritt. Er durchschreitet die Reihen junger Frauen, die aufgeregt sind und kaum an sich halten können, mit vollkommener Reserviertheit. Mit steinigem Gesicht und stoischer Haltung geht er nach wie vor so, als ob wir gar nicht da wären. Trotz unserer neuen Kleider sind wir für Herrn Zerkübel auch jetzt schlicht und einfach unsichtbar. Doch sein Verhalten kann meinen Enthusiasmus nicht mindern. Ich spüre eine Veränderung bei Herrn Scheidel, meinem älteren Kollegen, und das reicht mir.

Am Abend, als wir dann im Schlafraum sind, ziehe ich meinen Mantel wieder an. Er ist wunderschön!

Auf einmal bemerke ich, dass am Saum des Innenfutters mit weissem Faden etwas aufgenäht ist. Ich schaue genauer hin, und aus den Fäden formen sich Buchstaben. LEAH KOHN – DÉ.S. Ein Name und ein Ort.

Eine Stadt in Ungarn. Und der Name einer Frau. Einer jüdischen Frau. Diese Kleider gehörten jüdischen Frauen. Man hat sie ihnen weggenommen und uns gegeben. Dieser Mantel ... dieser Mantel hat Leah Kohn aus Dés gehört. Sie war gross und schlank, genau wie ich. Und sie hat diesen Mantel sehr geliebt, deshalb hat sie ihren Namen ins Futter eingenäht.

Ob sie noch am Leben ist? Friert sie sich womöglich durch bitterkalte Wintertage und -nächte, mit nichts bekleidet als einem dünnen Lagerkittel – während ich mich behaglich in ihren warmen Mantel kuschele? Oder hat man sie in die Gaskammer geschleppt, wo sie qualvoll erstickt ist, nachdem sie zuvor ihren schönen Mantel ausziehen musste?

Leah Kohns Mantel ist für mich jetzt kein Quell der Freude mehr. Er ist zu einer bedrückenden Last geworden. Genauso wie das hübsche rosa Kleid, das einer Frau ohne Namen gehört hat.

Mit dem Tragen dieser Kleider bin ich eine Komplizin der brutalen und räuberischen SS geworden. Ich leiste Beihilfe zu den Verbrechen der Nazis, indem ich von Plünderung und vielleicht sogar Mord profitiere. Wie kann ich es wagen, diesen Mantel zu tragen? Wie kann ich es wagen, dieses Kleid anzuziehen?

Leah Kohn, vergib mir.

Ein Teller Suppe Augsburg, 1. April 1945

Die «Ziege» ist an diesem Morgen besonders nervös. Dieser störrische SS-Mann sieht aus wie eine Ziege und bewegt sich auch so wie das dumme Tier. Er hat ein Gebiss wie ein Bock und ein spitzes Kinn, und wenn er geht, bewegt sich der Kopf auf und ab wie bei einer Ziege. Und jetzt heisst er so.

Beim Zählappell verkündet er, er braucht vierzig Frauen, um ein paar Trümmer vom Fabrikhof wegzuräumen. Ein paar Trümmer! Wir wissen, dass zu Beginn des gestrigen Bombenangriffs der Alliierten erhebliche Schäden entstanden sind. In unserer Fabrik kann deshalb heute nicht gearbeitet werden. Von den Fenstern unseres Schlafrums aus haben wir gesehen, dass der Durchgang zur Fabrik durch zerstörtes Mauerwerk versperrt ist, verbogene Eisenteile und anderen Schutt – die Überreste eines Nebengebäudes, das vergangene Nacht dem Erdboden gleichgemacht wurde. Die Häufigkeit und Intensität der Luftangriffe weckt in uns eine stille Vorfreude. Wir spüren, dass die Alliierten die Oberhand gewonnen haben. Das Ende des Krieges scheint in Sicht zu sein. Und die bevorstehende Befreiung wird immer stärker spürbar. Doch gleichzeitig mit der Hoffnung steigt auch die Angst vor dem Tod. Eine mit Händen greifbare Anspannung liegt in der Luft.

Die Ziege trennt acht der angetretenen Reihen ab und gibt den Befehl zum Losmarschieren. Ich bin auch dabei. Es ist unglaublich kalt heute Morgen. Ein heftiger Wind peitscht harschigen Schnee an die Fensterscheiben. Der Erdboden, der zwischen Schneeverwehungen herauslugt, ist von glitzerndem Eis bedeckt.

Wir laufen in Richtung unserer Unterkünfte los, um die Mäntel zu holen, die man uns zu Beginn des Winters zugeteilt hat. Aber die Ziege fängt an zu toben und befiehlt uns, schnurstracks hinaus ins Freie zu marschieren.

«Los!», brüllt er voller Wut. «Folgt mir. Marsch!»

Das ist Wahnsinn. Wir haben nichts an ausser dünner Kleidung und Schuhen. Keine Unterwäsche oder Strümpfe. Wir holen uns den Tod, wenn wir nicht zumindest unsere Mäntel anziehen. Normalerweise ist die Ziege nicht sonderlich grausam mit uns. Aber heute morgen verhält er sich anders. Als der Kessel mit dem Morgenkaffee gebracht wurde, hat er uns nicht einmal erlaubt, das heisse Getränk zu uns zu nehmen. «Aber unsere Mäntel! Bitte, Herr Offizier, lassen Sie uns schnell unsere Mäntel holen. Es dauert nur eine Minute. Bitte!»

«Los!», schreit er, mittlerweile vollkommen ausser sich. «Sofort mir nachmarschieren!»

Er steuert auf die Treppe zu. Wir folgen auf dem Fuss. Als wir an der Toilette vorbeigehen, huschen einige Mädchen hinein. Ich ihnen nach. Hinter hohen Mülltonnen verstecken wir uns in der Toilette.

Bei Ankunft unten im Hof zählt die Ziege die Gruppe durch und entdeckt, dass acht fehlen. Rasend vor Wut schickt er die ganze Gruppe zurück in die Unterkünfte. Der Oberscharführer bekommt Meldung, und im ganzen Lager beginnt eine hektische Suche nach den fehlenden Mädchen.

Wir kauern immer noch hinter den Tonnen. Aus dem, was von draussen zu hören ist, können wir schliessen, was vor sich geht, und halten den Atem an. Es dauert nicht lange, und eine unserer Mitinsassinnen betritt die Toilette und ruft: «Kommt raus, Mädels. Der Oberscharführer ist richtig böse. Er hat angeordnet, dass niemand im Lager heute etwas zu essen kriegt, wenn ihr euch nicht sofort meldet.»

Eine nach der anderen schleichen wir aus der Toilette. Der Oberscharführer herrscht uns an: «An der Wand aufstellen. Augen geradeaus! Keine Bewegung – bis Mitternacht.»

Den ganzen Tag und den ganzen Abend in der Halle, ohne Essen, ohne uns zu bewegen. Das ist schlimm. Aber es hätte schlimmer kommen können.

Wir müssen nicht draussen arbeiten. Und die anderen kriegen noch Pullover zu ihren Mänteln dazu.

Als wir dann da stehen, werde ich wahnsinnig hungrig. Es ist der fünfte Tag des Pessach-Festes. Mami und ich haben vereinbart, dass eine von uns das Fest begeht, indem sie auf ihre Brotration verzichtet. Die andere gleicht das aus, indem sie ihre warmen Mahlzeiten zu Mittag und am Abend teilt. Ich habe mich bereit erklärt, diejenige zu sein, die kein Brot isst. Mami hat zugestimmt, weil sie in viel schlechterer körperlicher Verfassung ist als ich.

So habe ich morgens immer nur eine Tasse Kaffee getrunken und mittags und abends eineinhalb Teller Suppe zu mir genommen. Wegen der vielen Flüssigkeit und dem Mangel an fester Nahrung wurde ich gnadenlos hungrig, und bereits am dritten Tag des Pessach fühlte ich mich recht abgeschlagen. Heute, am fünften Tag und ohne den Morgenkaffee, bin ich sogar richtig schwach. Meine Wunde am Bein, die schon fast verheilt ist, fängt wieder an weh zu tun. Das Stehen fällt mir schwer, doch ich traue mich nicht, in die Hocke zu gehen, selbst wenn die Deutschen gerade nicht hersehen. Ich wage nicht, einen zweiten Verstoss zu begehen.

Einige von uns fangen allmählich an zu wanken, trauen sich aber nicht zusammenzubrechen. Unsere Lagerkolleginnen dürfen weder mit uns sprechen, noch dürfen sie uns irgendwelche Zeichen geben. Sie huschen vorüber und blicken uns mitleidig an. Meine arme Mami geht auf und ab und kommt alle paar Minuten an mir vorbei mit einem Gesicht, in das sich Trauer und Verzweiflung tief eingegraben haben. Ich versuche, ihr Mut zu machen, doch mit den Stunden, die vergehen, erweist sich das als immer schwieriger. Ich habe das Gefühl, jeden Augenblick ohnmächtig werden zu können.

Zu Mittag wird in der Halle direkt vor unserer Nase das Essen aus dem Suppenkessel ausgegeben. Am Abend dasselbe mit Suppe und Brot. Wir stehen immer noch. Meine Beine fühlen sich an wie Holz, und mein Rücken ist ein einziger Schmerz. Mein Magen fühlt sich an wie eine Tonne Ziegelsteine. Ein leichtes Beben erfasst meinen ganzen Körper. Mir ist sehr kalt.

Um zehn Uhr begibt sich das Lager zur Nachtruhe. Auf dem ganzen Stock gehen die Lichter aus. Nur die trübe Notbeleuchtung erhellt den Korridor ein bisschen. Unsere Schultern sacken ab. Unsere Köpfe hängen zur Seite. Unsere Lippen und Hände zittern. Wir sind jenseits der Müdigkeit. Jenseits des Hungers. Aber wir stehen immer noch.

Energische Schritte nähern sich. Es ist der Oberscharführer. «Seid ihr müde? Seid ihr hungrig? Habt ihr etwas daraus gelernt?»

Wir fangen an zu weinen.

«Ab in euren Block!»

Wir können uns kaum noch bewegen. Langsam schleppt sich jede in ihre Kojе.

In meinem Block ist es dunkel und totenstill. Lautlos nähere ich mich meinem Bett. Mami schreckt auf. Sie setzt sich ruckartig auf und umarmt mich mit ungewohnter Heftigkeit. «Gott sei Dank! Gott sei Dank, dass es vorbei ist! Komm, setz dich her.» Unter ihrer Decke zieht Mami eine Schüssel hervor. Es ist Suppe drin. Die Schüssel ist fast bis zum Rand voll mit dicker, kalter Suppe. Ihr Abendessen. Und ihr Mittagessen. Sie hat alles für mich aufgehoben.

«Iss.»

«Dein Mittag- und Abendessen? Wenn, dann esse ich die Hälfte. Nimm deinen Löffel und lass uns gemeinsam essen.»

«Nein. Ich esse nichts. Du hast den ganzen Tag nichts gehabt. Du musst alles aufessen.»

«Hör zu, Mami. Es stimmt, ich bin sehr, sehr hungrig. Und ich werde die Hälfte der Suppe essen. Aber du musst die andere Hälfte essen, weil du sehr abgenommen hast und weil jeder noch so kleine Bissen, den du dir verweigerst, schlimme Folgen nach sich ziehen kann. Also nimm deinen Löffel, und wir essen zusammen.»

Mami wird richtig zornig. Sie flüstert erregt: «Hör auf zu reden und iss!»

Sie packt den Löffel, taucht ihn in die Suppe und führt ihn an meinen Mund. Ich schüttele mit zusammengepressten Lippen den Kopf. Mami sieht mir direkt in die Augen, ihr Gesicht ist von Wut verzerrt. Aber ich bleibe eisern: «Ich esse nichts, wenn du es nicht mit mir teilst.»

Mami ist unglaublich wütend und verzweifelt. «Wenn du das nicht isst, leere ich die Schüssel hier über dem Bett aus!» Ich schüttele den Kopf. «Ich esse nur, wenn du auch isst.»

Mami ergreift die Schüssel und kippt sie um. Der Inhalt klatscht auf ihre graue Armeedecke. Kartoffelstückchen spritzen in alle Richtungen. Die Flüssigkeit versickert im Bett.

Ich kann meinen Augen nicht trauen.

Die Suppe. Sie ist weg! Mami hat sie absichtlich ausgeleert. Aufs Bett! Mein Gott, was geschieht hier mit uns?

«Mami, warum hast du das getan? Um Gottes willen, Mami, warum?»

Sie bricht in Tränen aus. Sie presst mich fest an sich und weint. Wir sinken auf meine Seite des schmalen Lagers nieder. Ich fange auch an zu weinen. Wegen der Suppe, wegen meiner Mutter, wegen allen ausgehungerten, unglücklichen, durchgefrorenen Häftlingen auf dieser Welt.

Bis in den Morgen hinein weinen wir. Weinen, ohne Trost zu finden, ohne Erleichterung zu spüren, ohne Hoffnung zu schöpfen. Grausam schnürt es mir die Kehle zu. Die Ausweglosigkeit, Beklemmung, Verzweiflung. Mit einbrechender Dämmerung scheint der Himmel noch schwärzer zu werden. Unser Leid ist unermesslich und – zum ersten Mal – jenseits irgendeiner Kontrolle.

Viel später erst erfahren wir, dass in dieser Nacht mein Vater gestorben ist – am fünften Tag des Pessach.

Der goldene Vogel Augsburg, 2. April 1945

Aus unerfindlichen Gründen erinnere ich mich an diesem dunklen Morgen im Frühjahr 1945 an einen seltsamen Traum, den ich vor über einem Jahr gehabt habe.

Ich stand gemeinsam mit meinem Vater mitten in unserer *Kamra*, wie wir auf Ungarisch zu unserer Speisekammer sagten. In diesem Raum bewahrten wir Säcke mit Mehl, Futter für unsere Tiere, Feuerholz und andere Vorräte auf.

Die Kamra war mir verhasst. Sie war ein düsterer, trostloser Ort. Wenn Mutter mich Mehl oder Holz holen schickte, verliess ich den Raum wieder, so schnell es nur ging. Als Kind glaubte ich, dass in den dunklen Ecken der Kamra böse Geister wohnten, und ich fürchtete mich sehr davor, sie zu betreten.

In meinem Traum stand ich aber nun mit meinem Vater mitten in der Kamra – ohne einen besonderen Zweck zu verfolgen. Wir standen einfach da, schweigend, mit dem Rücken zum Eingang, durch den ein schwaches Licht hereindrang. Die Säcke mit Mehl lehnten leise drohend an der Wand und auf dem Holzstoss lastete eine eigenartige, brütende Stille.

Plötzlich flatterte ein Vogel in die Kamra. Ein seltsamer Vogel mit eiförmigem Körper, goldenem Gefieder und grossen, grünlich gelben Flügeln. Mit dem Vogel drang ein heller Lichtstrahl in den Raum. Der Lichtstrahl folgte dem Flug des Vogels. Der flatterte schliesslich über dem Kopf meines Vaters, und der Strahl wurde immer heller und tauchte den Vogel in ein gleissendes, funkelndes Licht.

Doch der Raum war immer noch in tiefe Dunkelheit gehüllt. Und auch wir, mein Vater und ich, standen nach wie vor im Dunkeln. «Schau diesen Vogel an!», rief mein Vater, bleich vor Schreck. Er war völlig erschüttert. Nicht verängstigt, sondern tief berührt von dem sonderba-

ren Anblick. Ich warf einen kurzen Blick auf den Vogel und schaute dann schnell weg. Ich wagte nicht hinzusehen. Mir war das alles viel zu befremdlich und zu beängstigend. Ich begann zu zittern. Mein Vater packte mich am Arm und rief nochmals: «Schau diesen Vogel an!»

Er stand da wie angewurzelt und konnte den Blick einfach nicht abwenden von dieser erschreckend schönen Erscheinung. Der Griff um meinen Arm wurde fester. Ich sah ihn an, und was ich sah, war nicht mehr ein lebendiges Wesen, sondern eine graue Statue mit weit aufgerissenen, nach oben gerichteten Augen. Seinen Lippen, den bewegungslosen, entwich ein letztes Flüstern: «Schau diesen Vogel an ...»

Ich wachte mit dem klaren Gefühl auf, dass mein Vater gestorben sei. Ich erzählte niemandem von meinem Traum. Und vergass ihn auch schnell wieder.

Bis heute. Jetzt auf einmal bringt mir die schmerzzerfüllte, bitterkalte Morgendämmerung den Traum wieder ins Gedächtnis.

Ein Echo aus dem Nebel

Unterwegs nach Dachau, 3.-4. April 1945

Ende März kommen fantastische Gerüchte auf: Die Alliierten rücken vor. Unsere Befreier, die Amerikaner und Engländer, sind schon ganz nah ... Dann gibt es andere Gerüchte. Wir sollen evakuiert werden. Man wird uns nach Osten bringen. Nach Österreich ...

Äusserliche Anzeichen dafür, dass die Gerüchte stimmen, gibt es keine. Unser Tagesablauf bleibt der gleiche. Nichts ändert sich in der Fabrik. Kein einziger deutscher Arbeiter scheint von bevorstehenden Ereignissen zu wissen. Herr Scheidel, der sich mit mir angefreundet hat, macht nicht die geringste Andeutung. Nichts. Eines Tages im April verliert dann der Oberscharführer am Schluss des Zählappells die Anweisung. Morgen früh werden wir unter Bewachung nach Dachau gebracht. Kein Wort ist darüber mit irgendjemandem zu wechseln. Weder im Lager noch bei der Arbeit.

Erwartungsvoll, wie wir sind, schleppen wir uns mühsam durch den Tag. Herr Scheidel scheint meinen Zustand überhaupt nicht wahrzunehmen. Warum darf ich mich nicht vom ihm verabschieden? Warum darf ich ihm nicht mitteilen, dass ich Angst habe ... oder mich dafür bedanken, dass er mir heimlich geholfen hat? Ich denke an den Tag, an dem er ein braunes Papiertütchen auf die Werkbank gelegt und mich mit einer Geste aufgefordert hat, es zu nehmen. Die Tüte war voll mit dünnen getrockneten Brotrinden. Ich wollte mich bedanken, doch er wandte panisch seinen Blick ab und beschäftigte sich fieberhaft mit seiner Arbeit. Ich versteckte die Tüte auf dem Rückweg in die Unterkünfte unter meinem Kleid, und Mami und ich teilten uns das köstliche Knabberzeug. Aufgrund seines Verhaltens wagte ich es, ihn um Papier zu bitten. «Papier?» Seine Verblüffung überraschte und erschreckte

mich. «Sagtest du Papier? Was für Papier? Wofür brauchst du denn Papier?» Ich wusste, wie gefährlich es war, um irgendetwas zu bitten – und speziell um eine Sache wie Papier –, aber dass ich auf einen derartigen Widerstand stossen würde, war mir nicht klar gewesen. Ich be-reute meinen Fehler sofort, wollte aber auch seine Frage beantworten. «Irgendwelches Papier. Ein kleines Stück. Zum Schreiben.» «Zum Schreiben? Was willst du denn schreiben?»

«Ein Gedicht. Ich möchte ein Gedicht schreiben. Ich ... früher habe ich Gedichte geschrieben. Aber verzeihen Sie. Ich wollte nicht ...»

«Ein Gedicht also. Du bist eine Dichterin, was? Eine Dichterin!» Sein schallendes Gelächter jagte mir Angst ein.

Doch am nächsten Morgen reichte er verstohlen ein paar gelbe, in zerknittertes Packpapier eingehüllte Blätter unter der Werkbank durch auf meinen Schoss. Das war der Beginn von Herrn Scheidels schleichender Papiersmuggel-Operation und gleichzeitig der Beginn meiner Karriere als Lagerdichterin.

Auf Wiedersehen Herr Scheidel, alter Freund. Sie werden mir fehlen. Auf Wiedersehen Montage. Und Sie, Herr Zerkübel, Sie versteinertes Herrscherstandbild. Wenn Sie aus ihrem Glasbüro heraustreten – werden Sie bemerken, dass wir gar nicht mehr da sind?

Die Fahrt durch Augsburg ist traumhaft. Unsere Strassenbahn windet sich um Renaissance-Häuser entlang der Strassen mit Kopfsteinpflaster. In der Stadt steigt ein leichter Frühjahrsnebel auf, der die alten Bauwerke zart umhüllt und zu Silhouetten der Vergangenheit macht.

Auf Wiedersehen Augsburg. Ich hatte gehofft, du könntest der Schauplatz unserer Befreiung sein. Unzählige Male habe ich geträumt, dass alliierte Truppen über das Kopfsteinpflaster auf mich zumarschieren und mit dem Geratter der Militärfahrzeuge und Panzer die Freiheit mitbringen. Ich habe ein süßes, rätselhaftes Vorgefühl der Freiheit gehabt, als ich dich vor acht Monaten zum ersten Mal in deiner Renaissance-

Pracht daliegen sah, als ich zum ersten Mal deine entspannte, kultivierte Ausstrahlung wahrnahm. Acht Monate lang habe ich unablässig geträumt, gehofft, gebetet. Jetzt gehen wir – Mami und ich, wir alle – weg von dir und sind immer noch Gefangene. Welcher Zukunft entgegen?

Dachau.

Was erwartet uns in Dachau?

Auf dem grossen Platz steigen wir aus und gehen zu Fuss weiter. Der Weg führt durch zerbombte, ausgebrannte Strassenzüge. Die letzten Monate sind nicht spurlos an der Stadt vorübergegangen. Auch der Bahnhof ist völlig zerstört. In einiger Entfernung stehen die aneinander gehängten Viehwaggonen. Um dorthin zu gelangen, müssen wir über endlose Trümmerhaufen steigen. Der Zug setzt sich sofort in Bewegung. Bei Einbruch der Nacht erreichen wir einen trostlosen, düsteren Ort namens Landsberg und marschieren auf einer schmalen, steinigen Strasse durch öde Landschaft und vorbei an kahlen Bäumen und endlosen Leitungsmasten. Es wird dunkel, und gegen den metallisch leuchtenden Himmel zeichnen sich scharenweise Krähen ab, die auf den Leitungen hocken. Ihr heiseres Krächzen jagt mir Schauer den Rücken hinunter.

Das Lager Landsberg ist ein Ableger von Dachau. Es ist riesig und liegt breit ausgestreckt vor uns, doch seine finsternen Tore öffnen sich nicht für uns. Das Lager ist bereits randvoll: Gefangene aus etlichen anderen Lagern der Umgegend sind vor uns angekommen. Wir müssen uns in der Nähe des Tores aufstellen und bis spät in der Nacht warten. Unsere Bewacher versuchen, telefonisch neue Befehle zu erhalten, und im Morgengrauen treffen diese dann schliesslich ein. Zurück zu den Viehwaggonen.

Gott sei Dank – wir verlassen diesen Furcht erregenden Ort.

Spät am Nachmittag hält der Zug an einem Ort namens Mühlendorf. Lastwagen mit offenen Ladeflächen warten schon auf uns, und man kartt uns durch kultivierte grüne Felder und schliesslich durch die Tore eines kleinen, überfüllten Lagers. Abgemagerte Häftlinge drängeln sich lär-

mend um uns. Sie haben grosse, wilde, rasende Augen, ein unstillbarer Wissensdurst steht ihnen ins Gesicht geschrieben, und sie stellen hastig und energisch Fragen. Aus welchem Lager wir kommen. Was wir dort gemacht haben. Wo wir ursprünglich her sind. Ausgemergelte Frauen wie diese hier haben wir noch nirgendwo gesehen. Nicht einmal die Häftlinge in Landsberg, die an den Zaun kamen und deren erbärmlicher Zustand uns total schockiert hat, wirkten so verhungert wie diese schreienden Skelette vor uns. Mit krächzenden Stimmen rufen und verlangen sie nach Antworten noch und noch.

Wir erfahren, dass in Mühldorf und in allen anderen Lagern dieser Gegend den ganzen Winter über der Typhus gewütet hat. Diese schreckliche Seuche hat bis zu fünfzig Todesopfer täglich gefordert und die Überlebenden bis auf die Knochen ausgezehrt. Die männlichen Häftlinge hinter dem Stacheldrahtzaun sehen sogar noch mitgenommener aus. Schon in der ersten Stunde finden wir heraus, dass sich unter ihnen auch Männer aus Somorja befinden, unserer Heimatstadt. Und ein Stückchen vom Paradies wird sichtbar: Bubi, mein Bruder, ist im Waldlager, das zu Mühldorf gehört und im angrenzenden Waldgebiet liegt!

Mami und ich schaffen es kaum, unsere Erregung im Zaum zu halten. Wie stellen wir es an, Bubi zu treffen? Täglich, so sagt man uns, gehen Versorgungstransporte ins Waldlager – vielleicht haben wir Glück und werden irgendwann einem Arbeitskommando zugeteilt, das die LKWs zu entladen hat. Und wenn wir uns bei dieser körperlich anstrengenden Tätigkeit bewähren, kann es sein, dass wir die Laster regelmässig begleiten dürfen.

Am nächsten Morgen werden einhundert Frauen ausgewählt, die ins Waldlager verlegt werden sollen. Mami und ich sind auch dabei! Gleich nach dem Zählappell werden wir auf Transporter aufgeladen und durch üppig grüne Wälder gefahren. Sonnenstrahlen und eine leichte Brise spielen im Grün, und mein Inneres pulsiert vor Glück. Mami und ich befinden uns im Zustand der Ekstase. Alles ist so wunderbar. Oh mein Gott. Danke!

Das Waldlager sieht aus wie ein Wald aus gigantischen Pilzen. Hunderte von kleinen, mit Gras bewachsenen Hügeln bedecken eine unterirdische Bunkeranlage, die Tausende Häftlinge beherbergt, fünfzig in jedem der langgezogenen Bauten.

Unser Loch ist düster und feucht und hat nur ein kleines Fenster in der Decke, das genau wie der Eingang zum Bunker von hohem Gras verdeckt ist. Aufgeregt wie wir sind, können Mami und ich an nichts anderes denken als an Bubi. Wir finden heraus, dass sich direkt hinter dem Stacheldraht, den wir in der Nähe entdeckt haben, das Lager der Männer befindet, und dass man, wenn die Wachen uns den Rücken zudrehen, nach der Arbeit und dem abendlichen Zählappell die Männer sehen und sogar mit ihnen reden kann.

Mami und ich können es den ganzen Tag lang kaum erwarten, bis endlich der Abend kommt.

Dann, nach dem Zählappell, stehen wir dicht aneinander gedrängt am Zaun. Es regnet in Strömen. Das ganze Lager ist tiefend nass und neblig, und keine Menschenseele rührt sich auf der anderen Seite des Zaunes. Gerade, als Mami und ich beschliessen, uns auf den Weg zu unserem Bunker zu machen, lösen sich zwei spindeldünne Gestalten aus dem Nebel und kommen auf den Zaun zu. Einer der beiden Männer murmelt auf Jiddisch und mit kaum vernehmbarer Stimme: «Ihr seid mit dem neuen Transport gekommen?»

«Ja.»

«Aus welchem Lager?»

«Aus der Flugzeugfabrik in Augsburg.»

«Ihr habt es dort wohl ganz gut gehabt. Ihr seht kräftig aus. Woher seid ihr?»

«Tschechoslowakei. Ungarische Zone. Somorja heisst unsere Stadt.»

«Es sind ein paar Männer aus Somorja hier.»

«Wir haben davon gehört. Deshalb sind wir da», sagt Mami, und ihre Stimme wird vor Anspannung lauter. «Kennen Sie meinen Sohn? Bubi

Friedmann? Gross. Blond. Er war in Auschwitz Übersetzer. Kennen Sie ihn?»

«Ja, wir kennen ihn. Er ist in einem Bunker gemeinsam mit anderen aus Somorja. Bleibt, wo ihr seid. Wir sagen ihm, er soll herkommen.» Die beiden Gestalten schlurften langsam davon, verschwinden im milchigen Dunkel und lassen Mami und mich im eiskalten Regen stehen. Der Stacheldrahtzaun sieht aus wie ein schwarzes, gefährliches Netz und hängt voller Regentropfen, die unablässig ineinanderlaufen, zu Boden rinnen und dunkle Pfützen bilden. Linas Brotstückchen in Mamis Hand wird nass und weicht auf. Lina wurde heute Morgen für den Küchendienst eingeteilt und hat das Brot von dort herausgeschmuggelt. Während des Zählappells steckte sie es Mami zu und sagte: «Frau Friedmann, geben Sie das ihrem Sohn, wenn Sie ihn am Abend sehen. Die Männer kriegen hier im Lager sehr wenig zu essen.»

Aus der Dunkelheit schält sich der Umriss einer hoch aufgeschossenen, schlanken Gestalt, die auf uns zukommt. Endlich! Bubi! Doch beim Näherkommen erkennen wir nichts als ein Skelett mit tiefen, dunklen Höhlen anstelle der Augen. Eine zerrissene Lageruniform hängt in Fetzen vom Körper herab. Die seltsame Erscheinung nähert sich hinkend und mit Getöse. Ein Blechnapf, der an ihrer Hüfte hängt, scheppert bei jedem Schritt, den die Gestalt sich abringt.

Als sie dann den Zaun erreicht, bleibt sie einige Schritte vor uns unbeholfen stehen. Auf diese Entfernung ist das Gesicht klar zu sehen. Es ist ein Totenschädel, mit pergamentartiger Haut überzogen, teils mit Flaum, teils mit Schorf bedeckt. Die Wangen sind von schweren Wunden gezeichnet. Ein Gesicht wie dieses habe ich noch nie gesehen. Es erinnert mich, wenn überhaupt an etwas, an Gesichter wie die in den Science-Fiction-Heftchen, die mein Bruder immer gelesen hat.

Das Wesen steht schweigend da und starrt uns an, da packt mich eine furchtbare Gewissheit. «Bubi!» Er ist es. Ich weiss es.

Mami reisst voller Schreck die Augen auf. «Das ist er nicht. Das ist nicht Bubi.»

Bubis Augen sind auf das Stückchen Brot in Mamis Hand gerichtet. Mit unwirklicher Stimme keucht er: «Du kannst das Brot über den Zaun werfen, Mami. Den Wachleuten ist das egal.» Mamis Aufschrei lässt mir das Blut in den Adern stocken.

«Bubi! Bist du das? Oh mein Gott, bist das wirklich du?» «Mami, wirf das Brot über den Zaun.»

Mami schluckt heftig. Sie holt aus, und das durchweichte Brotstückchen fliegt über den Stacheldraht und landet in einer Pfütze zu Bubis Füßen. Zielsicher und kantig wie ein Roboter bückt sich Bubi, um es aufzuheben, doch er fällt vornüber und klatscht mit lautem Getöse in den Matsch. Mami stöhnt auf. Ich greife ihr unter den Arm, um sie zu stützen, doch mein eigenes Zittern zu kontrollieren, will mir nicht gelingen.

Entsetzt müssen wir zusehen, wie Bubi sich aufrappelt, wie er sich mit dem Brot in der Hand hinwegschleppt, und wie dabei die Dreckklumpen von ihm abfallen.

Wir warten. Doch er dreht sich nicht um. Er hinkt immer weiter, und bald wird seine Gestalt vom Zwielflicht verschluckt. Das Scheppern des Blechnapfs bleibt aber als Echo aus dem Nebel hörbar.

Die ganze Nacht lang klingt es in meinem Inneren nach.

Um in der Welt zu leben

Waldlager, April 1945

Mami wird dem Küchendienst zugeteilt. Gemeinsam mit vielen anderen Frauen sitzt sie von früh bis spät in einer länglichen Baracke und schält Kartoffeln. Wer schält, darf von den Kartoffeln essen. Ab und zu werden auch Karotten geschält, und auch davon darf man essen. Es ist allerdings streng verboten, irgendetwas aus der Küche mit hinaus zu nehmen – die Arbeiterinnen werden jeden Abend gefilzt, bevor sie in ihre Bunker gehen. Vor ein paar Tagen wurde ein Mädchen aus unserem Transport auf dem Appellplatz, dem zentralen Platz im Waldlager, gehenkt, weil bei der Durchsuchung eine Karotte und zwei Kartoffeln bei ihr gefunden wurden. Mami wagt es nicht, irgendwelches Gemüse mit sich zu tragen, und ich bin froh darüber. Wer in der Küche arbeitet, bekommt keine Brotration, weil man ja während des Schälens so viel essen kann. Mami und ich haben also nur eine einzige Ration. Bisher haben wir uns eine geteilt und die andere über den Zaun zu Bubi geworfen. Jeden Abend nach dem Zählappell gingen wir zum Zaun und sahen, wie Bubi mit seinem scheppernenden Blechnapf heranhumpelte und darauf wartete, dass das Brot auf seiner Seite landet. Er hob es mühevoll vom Boden auf und hinkte wieder weg – alles, ohne ein Wort zu sprechen.

Mittlerweile gehe ich alleine zu ihm, denn das Küchenkommando arbeitet jetzt bis spät in die Nacht. Er hat die Veränderung nicht wahrgenommen, sondern seine gewohnten Roboterbewegungen vollführt. Ich versuche gar nicht mehr, mit ihm zu reden, und nehme sein Schweigen hin. Doch heute, gerade als er wieder am Gehen ist, blickt mir Bubi in die Augen und beginnt langsam und stockend zu sprechen. «Wo ist Mami?», fragt er.

Bubis Stimme versetzt mir einen Schock, und es verschlägt mir den

Atem. Seit unserer Ankunft vor fast zwei Wochen hat er nichts gesagt. «Wo ist Mami, Schwesterchen?», fragt er nochmals, und vor lauter Überraschung, die familiäre Anrede zu hören, falle ich beinahe in Ohnmacht. Schnell versuche ich mich zu sammeln.

«Mami arbeitet in der Küche.»

«Das ist gut. Dort kann sie Kartoffeln essen, so viel sie will.» Bubi fügt hinzu, dass er sich schon recht kräftig fühlt. Die Brotration, die wir ihm regelmässig gegeben haben, hat seinen Zustand deutlich verbessert.

Vor Freude berstend, berichte ich Mami abends im Bunker davon. Gott sei Dank, Bubi wird gesund. Auch mental hat er wohl keinen Schaden genommen: Er weiss, wer wir sind, und das Sprechen funktioniert.

Unsere Sorge war unbegründet.

Mami und ich können vor lauter Aufregung über diese positive Entwicklung kein Auge zutun. Wir haben neue Hoffnung geschöpft. Bubi wird es schaffen.

Einige Tage später treten plötzliche und unerwartete Veränderungen ein. Wie ein Lauffeuer verbreiten sich Gerüchte im Lager: Die Amerikaner sollen im Anmarsch sein, und die Deutschen verlassen kampflos die Gegend. Mami ist gerade eben weg zur Arbeit, und ich mache mich auf zum Zaun, um Bubi eine Botschaft zukommen zu lassen. Ich eile aus dem Bunker, da läuft mir ein Häftling über den Weg. Ein männlicher Häftling! Aus dem Männerlagerjenseits des Stacheldrahtzauns!

«Was machen Sie denn hier?», rufe ich, während mir der Kopf schwirrt vor lauter Nachdenken darüber, was das jetzt zu bedeuten hat.

«Das Tor ist offen», ruft er zurück.

«Und die Wachen?»

«Am inneren Tor gibt es keine mehr. Nur am Haupttor des Lagers ...»

Schnell renne ich zum Eingang des Männerlagers. Noch bevor ich ihn erreiche, sehe ich Bubi auf mich zukommen. Ich eile zu ihm und schlin-

ge die Arme um ihn. Auch er legt seine dünnen Arme um mich, und wir stehen einfach da in stiller, endloser Umarmung. Ich schliesse die Augen. Die Freiheit. Sie ist da. Sie ist da.

Gemeinsam gehen wir zu unserem Bunker und setzen uns auf den flachen Grashügel, der das Dach bildet. Eine sanfte Brise streicht durch das hohe Gras um uns herum.

«Da ist sie also», sage ich und atme tief ein. «Die Freiheit. Da ist sie.»
«Noch nicht. Es sind nur Gerüchte. Wir sind noch nicht frei», mahnt Bubi.

«Aber wo sind die Wachleute? Und du? Bist du nicht hier bei uns im Lager? Das Tor ist offen. Sagt das nicht alles? Wir können uns frei bewegen. Bald werden die Amerikaner eintreffen und uns endgültig befreien. Und das hier ist doch der Anfang ...»

«Wer weiss. Wer weiss, was den Deutschen als nächstes einfällt. Vielleicht wird doch gekämpft. Noch sind die Amerikaner nicht da ...»

Aber ich kann nicht anders, als über die Zukunft zu reden. «Nach der Befreiung will ich eine Reise durch Deutschland machen und all unsere Verwandten in den verschiedenen Konzentrationslagern, in den verschiedenen Teilen des Reiches suchen. Vor allem natürlich in Auschwitz. Die meisten wurden nach Auschwitz gebracht. Wir haben keine Ahnung, wo Vati sein könnte. Er kam in ein Arbeitslager in Ungarn; wahrscheinlich wird er dort befreit werden. Wahrscheinlich ist er der Erste, der wieder zu Hause ist. Vielleicht gehen wir auch gleich nach Hause. Dort werden wir alle am ehesten treffen. Der Plan ist besser. Nach Hause gehen und keine Zeit damit verplempern, hier in Deutschland lang zu suchen. Es ist doch klar, dass alle heimgehen ...»

Bubi unterbricht mich. Seine Stimme ist kaum mehr als ein Murmeln.
«Und wen glaubst du zu finden?»

«Was meinst du? Alle natürlich. Vati, Tante Serena, Tante Celia, Onkel Márton, Imre, Onkel Samuel, Tante Regina, Grossmama, Suri, Hindi...»

Bubi hebt seine knochige Hand und legt sie langsam und zögernd auf meine. «Schau mich an, Elli.» Er lässt den Blick über mein Gesicht gleiten, und ich sehe unendliche Trauer in seinen blauen Augen. «Schau mich an, Elli.» Er streicht ganz zart über mein Gesicht, während er langsam, ganz langsam sagt: «Du wirst niemanden finden. Keiner hat die Vernichtungslager überlebt.» Seine sanfte und müde Stimme wird noch leiser, als er fortfährt. «Wir. Wir haben überlebt. Als einzige. Wir sind hier. Wir sind die Einzigen, die überlebt haben.» «Aber es gibt doch so viele andere Lager. Vielleicht sind sie dort. Vati, Tante Serena und die anderen ...»

«Vati ist ein Sonderfall. Er ist relativ jung, vielleicht hat er im Arbeitslager überlebt. Es kann sein, dass er noch am Leben ist. Er als Einziger hatte eine Chance. Er ist stark und durchtrainiert ... Aber die anderen? Glaub nicht, dass du jemand von ihnen wiedersehst.»

«Und Tante Serena? Aber sie wurde doch in ein Lager für alte Leute gebracht.»

«Es gibt kein Lager für alte Leute. Sie wurde in die Gaskammer geschickt.»

«Das ist eine Lüge! Eine Lüge, die sie uns schon in Plaszów erzählt haben. Du weißt, dass es eine Lüge ist!»

«Du weißt, dass es *keine* Lüge ist... Freunde von mir haben im Sonderkommando gearbeitet. Ich kenne alle Details.»

«Welche Details?»

«Das Sonderkommando war eine Spezialeinheit. Ihre Aufgabe war es, die Leichen aus den Gaskammern wegzuräumen. Alles, was irgendwie von Wert war, musste den Toten abgenommen werden, auch Gebisse und Einlagen aus Gold, sogar einzelne Zähne mit Goldkronen ... bevor sie in die Öfen gebracht wurden.» Bubis Stimme ist nurmehr ein Flüstern. «Manchmal haben sie die Toten wiedererkannt ... jüngere Geschwister, Eltern, nahe Verwandte ... Elli, alle Kinder und alle Erwachsenen älter als fünfundvierzig ... wurden vergast.»

«Der kleine Andy, Elisabeth, Onkel Samuel, Tante Regina, Grossmama ...?»

Er nickt. «Sie alle sind in die Gaskammern geschickt worden.» «Aber um Gottes willen! Das kann doch nicht wahr sein ... Tante Celia! Wir haben Tante Celia doch in Auschwitz getroffen. Und Hindi. Und Suri.» «Wenn ihr sie getroffen habt, dann heisst das, dass sie die erste Selektion überstanden haben. Vielleicht sind sie noch am Leben. Aber so viele sind seither gestorben. Hast du eine Ahnung, wie viele hier den Winter nicht überlebt haben? Und wie viele auch jetzt noch täglich draufgehen? Jeden Morgen beim Zählappell fehlen welche. Der Blockälteste gibt jeden Tag zweien von uns den Befehl, in den Bunker zu gehen und die herauszutragen, die die Nacht nicht überstanden haben. Die Leichen werden in die Reihen gelegt und beim Appell mitgezählt, bis der Tod offiziell der obersten Behörde mitgeteilt ist.»

Fassungslos sitze ich da. *Wir* sind die Überlebenden. Ausser uns vielleicht niemand. Nur wir drei.

Von den Gaskammern habe ich schon lange gewusst. Ihr Schatten hat uns auch dann noch verfolgt, als wir von Auschwitz schon längst weg waren. Und dennoch habe ich weiterhin den schönen Traum geträumt von einem Lager für die Kinder und die älteren Leute. Aber zumindest einige Kinder müssen doch überlebt haben!?

«Nein. Kein einziges ist davongekommen. Sie wurden alle vergast.»

«Und die Mütter? Sie waren doch bei ihren Kindern. Ich habe gesehen, dass die Mütter gemeinsam mit ihren Kindern abgesondert wurden. Was ist mit den Müttern?»

«Die Mütter wurden gemeinsam mit ihren Kindern vergast.» «Bubi, nein! Sag das nicht! Sag das nicht!»

Schweigend sitzen wir für lange Zeit auf der grünen Böschung, die den Bunker bedeckt. Das hohe Gras wiegt im kühlen Aprilwind hin und her. Die Freiheit. Die Amerikaner werden bald eintreffen und uns be-

freien. Wir werden frei sein – um was zu tun? Um in einer Welt zu leben, in der kleine Kinder gemeinsam mit ihren Müttern vergast wurden? Um in der Welt zu leben, in der so etwas möglich war? Mein Gott. Oh mein Gott. In diesem Moment hat man mir meine Freiheit endgültig geraubt.

Ein verlorenes Spiel

Im Zug, 23.-27. April 1945

Dienstag Morgen in der letzten Aprilwoche 1945. Beim Zählappell treffen offene LKWs auf dem Platz ein. Zügig werden wir verladen und vom Lager zum Bahnhof transportiert. Zum Bahnhof Mühldorf. Tausende gestreifter Männeruniformen und Tausende gestreifter Frauenuniformen strömen aus Hunderten von Lastwagen direkt in Hunderte von Güterwaggons. Einhundert in jeden Waggon. Ein ganzes Meer von Gefangenen wird der nahenden Befreiung entzogen.

Wo bringen sie uns hin? Gerüchte kreisen. Sie bringen uns in einen langen, dunklen Tunnel, wo wir in die Luft gesprengt werden. Die Deutschen wünschen keine Zeugen für ihre Gräueltaten. Deshalb werden wir in Zügen liquidiert.

Nur Gerüchte. Gar nicht darüber nachdenken. Bis jetzt haben wir überlebt, trotz aller Gerüchte. Die Amerikaner kommen, und die Deutschen trauen sich jetzt, wo das Ende so nah ist, nicht mehr, uns zu töten. Gott, mach, dass an den Gerüchten nichts dran ist. Wo Bubi nur sein mag? Ich wollte ihn nach dem Zählappell treffen – wie jeden Tag seit der Öffnung des Tores zwischen den Lagern. Wo ist er jetzt? Auch in diesem Meer aus blaugrauen Streifen und im Begriff, verladen zu werden? Bei Einbruch der Nacht ist der Zug beladen und rollt an.

Unser Waggon ist rammelvoll. In der Nähe des Winkels, in dem Mami und ich kauern, befindet sich ein kleines, mit Eisenstäben vergittertes Fenster, durch das ich die lieblichen Wälder betrachten kann, die wir jetzt verlassen. Ein kühler Wind dringt durch das Fenster, und wir trinken die frische Luft mit weit geöffneten Mündern. Der Zug fährt in eine Kurve, und ich kann bis zur Lokomotive nach vorne sehen. Unglaublich! Mindestens einhundert Waggons befinden sich zwischen uns und

der Maschine. In der anderen Richtung sehe ich sogar noch mehr. Mein Gott. Noch nie habe ich eine derart lange Reihe von Güterwaggons gesehen – über zweihundert! Wohin bringen sie die vielen, vielen Gefangenen, die hundert pro Waggon? Wo können sie so viele unterbringen? Sie evakuieren die Lager, um dem Feind zu entgehen, der von allen Seiten naherrückt. Der Kreis wird immer enger. Wo haben sie da noch Platz für uns? Gott schütze uns. Mach, dass an den Gerüchten nichts dran ist.

Der Zug fährt langsam, die ganze Nacht, den ganzen Tag. Und noch eine Nacht, und noch einen Tag. Kein Essen, kein Trinken. Wie könnten sie diese riesige Menschenmenge überhaupt versorgen? Zehntausende? Schon vor der Evakuierung gab es tagelang kaum etwas zu essen. Am Donnerstag stehen wir stundenlang auf einer Lichtung.

Von meiner Ecke aus beobachte ich drei Kampfbomber im Luftkampf. Eines der Flugzeuge wird getroffen und fängt an zu brennen, dann verschwindet es, einen Feuerschweif nachziehend, in weitem Bogen hinter den Bäumen. Dann hört man eine Reihe lauter Explosionen.

Jetzt fahren wir schnell durch dunkle Wälder, Hügelandschaften und lange Tunnel. Dann wieder langsam und vorbei an Feldern mit junger Saat, einladend ausgebreiteten Dörfern, kleinen Gasthöfen am Wegesrand und Städten in der Ferne. Wir fahren in Bahnhöfe ein und verlassen sie wieder. Manchmal stehen wir stundenlang, manchmal rasen wir einfach durch. Beständig sind nur nagender Hunger und Durst.

Freitag früh bin ich nicht mehr hungrig. Die brutalen Hungerattacken sind einem dumpfen und dauerhaften Ziehen gewichen. Es ist kein Wunder, dass mir schwindlig wird und ich in Apathie und Taubheit verfallte. Mami schläft ebenfalls immer wieder für längere Zeit ein. Der nagende Hunger scheint sich auch bei ihr gelegt zu haben. Strahlender Sonnenschein dringt durch die Ritzen des Waggons. Der Zug steht still. Offenbar steht er schon seit Längerem; nur entfernt erinnere ich mich

an das Gefühl, in Bewegung zu sein. Mühsam stütze ich mich mit den Ellbogen vom Boden ab. Meine Mitreisenden liegen betäubt über- und untereinander. Mami schläft tief und fest; ihr Kopf lehnt an meiner Schulter. Vorsichtig löse ich mich von ihr und stehe auf, um einen Blick durch das kleine Fenster zu werfen. Der Zug steht auf einem Bahndamm hoch über einem sanft geschwungenen Tal und breit ausgestreckten grünen Feldern. In einiger Entfernung sind Häuser zu sehen, ein kleines Dorf. Hügel zeichnen sich am Horizont ab, dunkel, wunderschön und unheimlich.

Im Vordergrund ist alles von hellem Sonnenlicht durchflutet; ein böiger Wind zerzaust die Stängel auf dem Feld. Ein herrlicher, unbeschwerter Frühlingstag zieht auf da draussen. Hier drinnen bei uns ist es dunkel und stickig, die Apathie lastet wie Blei. Ich lasse mich wieder zu Boden sinken und platziere Mamis Kopf auf meiner Schulter. Wie lange stehen wir hier noch?

Es muss um die Mittagszeit sein: Die Sonne steht hoch am Himmel. Freitag Mittag. Seit Dienstag früh sind wir in diesem Viehwaggon eingesperrt. Ohne Essen. Ohne Wasser. Der vierte Tag ohne Nahrung. Wie lange hält ein Mensch es ohne Nahrung aus? In der Schule habe ich darüber nichts gelernt. Wie lange müssen wir noch hier stehen? Weiss das jemand? Dieses Herumstehen ist kaum auszuhalten. Alles ist leichter, wenn wir fahren. In der Bewegung steckt Hoffnung. Sich bewegen heisst leben. Unerträglich ist, auf der Stelle zu stehen, ohne Ziel, ohne Ende ... eingesperrt zu sein, eng aneinandergedrängt, ohne Luft zum Atmen. Warum stehen wir hier so lange?

Meine Schulter wird müde. Ich bette Mamis Kopf auf meinen Unterarm. Das juckt. Ihr Haar ist sehr kurz, und die Stoppeln sind spitz und steif. Sie öffnet die Augen.

«Warum schläfst du nicht ein bisschen, Elli? Ruh dich doch aus. Ich setze mich, damit du deinen Kopf in meinen Schoss legen kannst ...»

Plötzlich werden die Verschlüsse des Waggons aufgerissen und kalte Luft strömt herein. Zwei Männer in gestreiften Uniformen springen in

die Tür und schreien: «Wir sind frei! Wir sind frei! Kommt heraus aus dem Waggon!»

Der kühle Luftschwall und der Lärm reißen uns alle aus dem lethargischen Dämmerzustand. «Was ist passiert? Was ist los? Was geschieht?» Alle rappeln sich auf und drängen zur weit geöffneten Waggon-türe. Wie betrunken von der frischen Luft torkeln wir die Eisenstufen hinunter. Innerhalb von Minuten ist der Waggon leer.

Draussen herrscht völliges Durcheinander: Tausende von Menschen drängen aus den Waggonen, springen auf den Bahndamm, schreien, johlen, heulen, jauchzen vor Begeisterung. Das ganze Tal wimmelt von gestreiften Lageruniformen. Der schmale Bahndamm ist übersät mit Männern und Frauen, die lachen, weinen, sich gegenseitig umarmen oder ziellos auf den Gleisen herumspazieren. «Wir sind frei! Wir sind frei!»

Die meisten meiner Schicksalsgenossen machen sich auf zum Feld und verschlingen die jungen Blätter. Und einige gehen in Richtung des Dorfes am Ende des Tals. Aber wo mögen denn die Amerikaner sein? Oder die Deutschen? Nur Häftlinge sind zu sehen, so weit das Auge reicht.

«Mami, lass uns auch zum Feld gehen! Oder wir gehen zum Dorf und suchen etwas zu essen. So wie die anderen alle.»

«Ich gehe nirgendwohin, bis wir Bubi gefunden haben. Er muss in diesem Transport sein. Wir müssen ihn finden.»

«Aber wie sollen wir ihn finden? Das ist unmöglich. Tausende und Abertausende Menschen schwirren hier in alle Richtungen. Vielleicht ist er zum Feld. Oder zum Dorf. Hier am Zug werden wir ihn nicht treffen.»

«Ich gehe nirgendwohin, bis wir ihn gefunden haben!» Mamis Verzweiflung verwandelt sich in Wut und Panik. «Ich gehe nirgendwohin!» Mit diesem Wutausbruch sind ihre letzten Energiereste aufgebraucht, und sie fährt mit leiser, müder Stimme fort: «Er ist mit Sicherheit nicht zum Feld. Und nicht einmal diese Böschung hinunter. Er hat nicht die Kraft, um überhaupt zu gehen ... er ist irgendwo in der Nähe

der Waggon. Oder noch in einem drin. Vielleicht war er sogar zu schwach zum Aussteigen und liegt jetzt hilflos und verlassen irgendwo im leeren Zug herum.»

Wir fangen an, die endlose Reihe der Waggon abzugehen und in jeden hineinzusehen. Die meisten sind gar nicht leer. Männer und Frauen liegen in der Dunkelheit der Wagen, und wir rufen ihnen zu und fragen nach Bubi. Nicht ein Mensch antwortet. Schlafen alle? Oder sind sie tot? Sollen wir auf jeden Waggon klettern und nachsehen, ob einer der Herumliegenden Bubi ist? Aber Mami gibt nicht auf, und so folge ich ihr. So wie wir gehen auch viele andere die Schienen entlang. Sie scheinen allerdings niemanden zu suchen und wandern benommen umher. Immer wieder sprechen wir diese Spaziergänger an und fragen nach Bubi, doch wir erhalten keine Antwort. Es ist, als ob sie uns gar nicht hören würden.

Viele lungern auf dem Boden, auf den Schienen, auf den Eisentreppen zu den Waggon. Sie scheinen überhaupt nicht mitzukriegen, was um sie herum vorgeht. Mami und ich eilen weiter, von einem Waggon zum nächsten, und suchen verzweifelt nach meinem Bruder. Es sind kaum noch Häftlinge auf dem Bahndamm. Das Tal hingegen ist vollkommen überflutet mit Lagerkleidungsstreifen.

«Mami, es ist zwecklos, hier weiterzusuchen. Der Zug nimmt kein Ende. In jeden Waggon können wir nicht hineinschauen. Lass uns lieber etwas zum Essen suchen ...»

«Ich rühre mich nicht von der Stelle, bis wir Bubi gefunden haben. Ich rühre mich nicht von der Stelle, bis wir Bubi gefunden haben. Ich rühre mich nicht von der Stelle, bis wir ... Bubi!!!» Er humpelt auf uns zu, langsam, sein ramponiertes, verletztes Bein schwerfällig nach sich ziehend.

«Bubi!!!» Ich kann meinen Augen nicht trauen. Wie ist das nur möglich? Inmitten all der Tausend und Abertausend stehen wir uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Auch er hat uns in der Nähe des Zuges gesucht.

Bubis Zustand ist erschreckend. Er atmet kaum noch. Seine Wunde ist aufgegangen, und Blut läuft ihm am Bein hinunter. Sein Gesicht ist vollkommen zerschrammt von einem brutalen Tritt, den er offenbar erhalten hat. Wer hat ihn getreten? Und wann? Er weiss es nicht mehr. Wir setzen uns zu dritt an die Böschung. Die Häftlinge um uns werden immer weniger. Wir sind fast allein.

Plötzlich hört man Maschinengewehrfeuer. Dann noch eine Salve, diesmal lauter. Rote Flecken mischen sich ins Grün des Tales. Schreie des Schmerzes und der Panik wechseln sich mit heftigem Schiessen ab. Häftlinge kippen wie Zinnsoldaten um, und die Körper türmen sich zu roten Haufen im grünen Feld auf.

«Zurück in die Waggons! Los! Los!» Befehle, mit überschnappenden Stimmen auf Deutsch geschrien, sind von unablässigem Gewehrfeuer begleitet, und die Gefangenen drängen in einer gewaltigen Flutwelle an die Böschung heran. Das Schiessen hört nicht auf, und der aberwitzige Sturm Lauf gerät immer wieder ins Stocken, weil mitten in der Menge Körper zu Boden gehen. «Zurück in die Waggons!»

Was ist geschehen? Wo sind die Amerikaner?

Binnen Kurzem ist die Böschung von den Häftlingen überrannt. Mit blutigen Köpfen, Schultern, Bäuchen, Gliedmassen hasten, humpeln, taumeln sie auf die Waggons zu.

Mami, Bubi und ich stehen auf, so schnell es geht, und bewegen uns hastig in Richtung des ersten Waggons in dem Teil des Zuges, der für die Frauen vorgesehen ist. Mami reisst ein Stück von ihrem Kleid ab und bindet es Bubi wie ein Taschentuch um den Kopf. «So. Du bist jetzt eine Frau. Niemand wird es bemerken. Ich will, dass du mit uns im Waggon bist. Ich werde für dich sorgen.»

In dem wilden Durcheinander gibt niemand mehr Acht auf irgendetwas, und noch bevor unser Waggon richtig voll ist, werden von aussen die Türen zugeworfen. Der Zug setzt sich sofort in Bewegung. Die Sonne geht unter. Durch das kleine, vergitterte Fenster hindurch blicke ich auf das grüne Tal, das mit roten Flecken und Hunderten von hinge-

streckten Körpern in gestreiften Uniformen übersät ist. Der Zug gewinnt an Fahrt und verlässt dieses Tal der Toten und der Sterbenden.

Wohin geht die Fahrt?

Was ist mit unserer Befreiung? Warum sind wir wieder in einem deutschen Gefangenentransport? Hat man uns wie Vieh zusammengetrieben, um uns jetzt zur Schlachtbank zu führen? Ist das ein Spiel? Ein unheimliches, grausames Abenteuer?

Lieber Gott, ist es denn unser Schicksal, Figuren in einem Spiel sein zu müssen? Wann ist es denn endlich aus?

Wir alle sind wieder Gefangene, sind hinter Gittern, sind immer noch hungrig, durstig, nicht bei Sinnen. Und alle sind sehr, sehr müde.

Nur die nicht, die tot im Feld liegen. Für sie hat das Spiel ein Ende. Ihr Einsatz wurde eingezogen, ihr Ruf nach Freiheit zum Schweigen gebracht, ganz plötzlich, ganz willkürlich. Haben sie das Spiel verloren? Oder eher wir?

Ein amerikanisches Flugzeug!

Im Zug, 28. April 1945

Der Zug rollt durch hohe Berge und dunkle Wälder. Mami und ich kuscheln uns eng aneinander, um uns gegenseitig zu wärmen und vor der bitteren Kälte im Waggon zu schützen. Bubi liegt reglos und mit geschlossenen Augen auf dem Rücken. Er ist noch am Leben. Sein Atem geht unregelmässig und stossartig, die Lippen sind halb geöffnet.

Niemand spricht. Es gibt keine Worte für das, was sich gestern ereignet hat – das Entzücken über das plötzliche Ende des Martyriums, die paar berausenden Momente der Freiheit, die schlagartige Wende, das Schiessen, die blutigen Leichen im Feld ... Und so rattert der Zug vor sich hin – halbvoll nur mit verwundeten, ausgehungerten, teilnahmslosen Häftlingen.

Das Licht der Morgendämmerung dringt schwach durch die Ritzen des Waggons. Die Köpfe der Daliegenden wackeln gleichmässig im Takt des ratternden Zuges hin und her. Nur manchmal unterbricht ein klägliches Gejammer oder ein unterdrücktes Gestöhne das apathische Schweigen und das rhythmische Geräusch des fahrenden Zuges.

Gegen Mittag fahren wir in einen Bahnhof ein, und der Zug hält. Mit der eintretenden Stille wachen die Passagiere auf. Einer nach dem anderen regt sich und setzt sich hin. Nur Bubi bleibt liegen. Mami kriecht zu ihm und streichelt sein Gesicht. «Bubi. Hörst du mich? Kannst du mich hören?»

Er öffnet die Augen. «Mir ist schwindlig», sagt er und macht die Augen wieder zu.

Draussen ertönen laute Rufe. Eines der Mädchen kriecht zum Fenster und späht hinaus.

«Ich sehe weisse Lastwagen mit grossen roten Kreuzen drauf ... viele deutsche Soldaten», berichtet sie krächzend.

Das Rote Kreuz. Die sind vielleicht da, um die Verwundeten abzuholen.

Das Rufen hört nicht auf. Es dauert eine Weile, bis wir verstehen, was da auf Deutsch gerufen wird: «Alle am Fenster aufstellen! Streckt die Schüsseln heraus! Das Rote Kreuz verteilt warme Suppe. Kommt einer nach dem anderen ans Fenster und streckt die Schüsseln heraus!»

Suppe! Warme Suppe! Es dauert nur eine Sekunde, und die mitgenommenen Häftlinge drängeln sich am Fenster. Ich binde meinen Napf von der Hüfte los und richte mich unter grösster Anstrengung auf. Der Waggon dreht sich um mich herum. Mami versucht, Bubi aufzuhelfen, doch er stolpert und fällt immer wieder hin. Sie zieht ihn hoch und will ihn stützen, doch beide sinken zu Boden. Mich an der Wand festhaltend, wanke ich auf die beiden zu. Ich schaffe es bis hin, und zu zweit ziehen wir Bubi hoch in eine aufrechte Position. Rechts und links untergehakt schleppen Mami und ich meinen Bruder Richtung Fenster.

Als wir dort ankommen, ist die Gruppe der Wartenden schon recht klein. Viele sitzen bereits wieder und schlürfen die dampfende gelbe Flüssigkeit. Der Duft der Suppe erfüllt den Waggon und bringt meinen Körper zum Beben. Jetzt sind wir dran. Mami hält Bubi mit beiden Händen fest, als er ans Fenster tritt und mit der rechten Hand seinen Napf hinaus streckt. Dabei stütze ich Mami von hinten.

Plötzlich Maschinengewehrfeuer. Bubi wird ruckartig nach hinten gegen Mami geworfen, und beide gehen zu Boden. Blut ist auf seiner Stirn. Blut auch auf dem Napf in seiner Hand. Rat-tat-tat-tat... Maschinengewehrfeuer aus allen Richtungen. Alle um mich herum gehen zu Boden. Blut quillt aus der Schulter des Mädchens neben mir. Das Mädchen auf der anderen Seite fällt aufs Gesicht und verschüttet die Suppe. Aus einem Loch in ihrem Hinterkopf spritzt Blut wie aus einem Springbrunnen. Ich liege flach auf dem Boden und sehe von allen Seiten Feuerstrahlen durch die Wände dringen und im Zickzack durch den Wag-

gon jagen. Einer dieser Blitze trifft meine Nachbarin mitten ins Gesicht, und ihr Auge spritzt auf die Schulter.

Ich bedecke meinen Kopf mit dem Blechnapf. Unter allen Umständen will ich überleben. Arme oder Beine sind mir egal. Ich muss den Kopf schützen, um zu überleben.

«Mami, tu den Napf auf deinen Kopf und leg dich flach hin!» Mami hört nicht. Maschinengewehrfeuer übertönt meine Stimme. Ich schreie mit aller Kraft: «Mami, zieh den Napf über den Kopf! Flach hinlegen!» Aber sie hört nicht. Sie hat Bubis blutigen Kopf im Schoss und verbindet ihn mit einem Stück Stoff, das sie von ihrem Anzug abgerissen hat. Hysterisch kreische ich: «Mami! Lass ihn! Er wurde am Kopf getroffen! Du kannst nichts mehr für ihn tun! Leg dich flach hin, sonst wirst auch du getötet ... Mami, bitte, bitte, stirb nicht auch noch!»

Ich weiss, das ist das Ende. Aber irgendwie – irgendwie! – muss ich überleben. Auch wenn um mich herum alle sterben, will ich am Leben bleiben. Und trotz der Panik, die mich vollkommen lähmt, oder gerade wegen ihr, bin ich von einem einzigen Gedanken erfüllt: Ich will leben. Leben!

Die Rotkreuzfahrzeuge waren eine Falle der Nazis: Sie wollten, dass die Essensausgabe uns ans Fenster lockt und wir uns aufstellen, damit sie uns besser abknallen können. Jetzt weiss ich, das ist das Ende. Sie werden weiterschliessen, bis niemand im Waggon mehr am Leben ist. Trotzdem: Irgendwie muss ich am Leben bleiben. Ich muss. Ich muss leben.

Mami wiegt Bubis Kopf hin und her, ohne auf das fortwährende Gewehrfeuer zu achten. Die drohende Gefahr nimmt sie genauso wenig wahr wie den Tod, von dem sie umgeben ist. Das Bein eines jungen Mädchens ist am Knie abgerissen, und sie sitzt da und hält den unteren Teil in der Hand. Sie lässt los, das Bein fällt zu Boden, und sie starrt ihr Knie an, diesen blutigen Stumpf, der jetzt das Ende ihres zerfetzten Oberschenkels bildet. Dann fängt sie an zu schreien.

Lilli heisst das hübsche, sechzehnjährige Mädchen. In Augsburg hat sie uns mit ihrem Gesang unterhalten. Ich habe zu ihr aufgeschaut, denn sie war so, wie ich gern sein wollte – zierlich, brünett, eine gute Sängerin. Ich packe ihr abgetrenntes Bein und presse es mit beiden Händen an den blutigen Stummel. Die beiden Teile sind durch die Haut noch an einigen Stellen verbunden.

«Fest drücken!», schreie ich Lilli zu und warte darauf, dass sie ihr Bein anfasst, damit ich loslassen kann. «Fest drücken!» Lilli hört auf zu weinen und folgt meiner aberwitzigen Regung in der Annahme, ein Zusammenpressen der Gliedmassen könne ein Zusammenwachsen bewirken. Sie hält ihr Bein, die Hände blutüberströmt.

Das Schiessen hat aufgehört. Auf einmal ist es totenstill. Wir sehen uns an. Hat das Schiessen wirklich aufgehört? Ist es jetzt vorbei? Und nicht alle sind tot. Nur acht. Viele sind verwundet. Manche sind überhaupt nicht getroffen. Mami und ich sind zwar voll mit Blut, aber getroffen wurden wir nicht. Bubi ist bewusstlos, aber er lebt. Er atmet, auch wenn der Stofffetzen, den Mami um seinen Kopf gewickelt hat, mit Blut durchtränkt ist. Auch am rechten Ellbogen blutet er.

Lilli sitzt in einer Blutlache und zittert am ganzen Körper, doch das Bein hält sie immer noch fest. Auf meine Frage, ob sie starke Schmerzen hat, antwortet sie nicht. Das Mädchen, das im Auge getroffen wurde, klagt über Kopfschmerzen. Sie scheint nicht bemerkt zu haben, dass ihr ein Auge fehlt.

Die jüngste der drei Stadler-Schwwestern, die aus einem Nachbardorf in der Tschechoslowakei stammen, blutet stark am Arm und klagt über heftige Schmerzen. Ihre ältere Schwester, ein hochgewachsenes Mädchen mit einem lahmen Bein, tröstet sie mit zärtlichen Worten. Keine der beiden scheint Interesse für den Zustand der ältesten Schwester zu haben. Sie liegt neben mir an der Wand, mit dem Gesicht nach unten, und aus ihrem Hinterkopf sickert dunkles Blut. Sie ist Lehrerin und hat in Somorja einmal anstelle unserer Lehrerin bei uns unterrichtet. Ich mochte sie viel mehr als unsere Lehrerin und habe ihr das in Augsburg

auch gesagt. Das hat sie sehr gefreut, und ab da hat sie mir immer zugelächelt, wenn wir uns begegnet sind. Ich beuge mich über sie. Ihr Atem ist nicht zu hören. Ich berühre ihren Arm. Er ist kalt.

Plötzlich gehen die Waggontüren auf. Deutsche Soldaten rufen von draussen herein, dass wir aussteigen sollen. Die feindlichen Flugzeuge werden erneut angreifen. Wir dürfen die Waggons verlassen und uns im Wald verstecken. Los!

Einige von uns beginnen, auf die Tür zuzukrabbeln. Aber die meisten sind unfähig, sich zu bewegen. «Los! Die Flieger kommen!» Das ist mit Sicherheit noch eine Falle. Andererseits sehe ich, wie deutsche Soldaten einen Abhang zum nahen Wald hinaufrennen.

«Elli, geh du. Ich kann mich nicht bewegen. Ich bleibe hier bei Bubi.»

«Du musst, Mami. Du schaffst es.»

«Und Bubi? Wir können ihn nicht hierlassen.»

Für Bubi kommt jede Hilfe zu spät. Seit einiger Zeit habe ich ihn nicht mehr atmen gehört. Aber ich will meine Mutter nicht zurücklassen.

«Nehmen wir ihn mit.» Ich krieche zu den beiden und packe Bubi bei den Schultern. Ohne Widerrede nimmt Mami seine Beine, und gemeinsam zerren wir ihn zur Tür. Auf einmal öffnet er die Augen. Ich krieche: «Mami, Bubi lebt!»

«Natürlich lebt er. Hast du das denn nicht gewusst?»

Nein, ich habe es nicht gewusst. Ich hatte ihn aufgegeben. Er lebt. Oh mein Gott. Ich fange an zu weinen, und während ich ihn an den Schultern hochhebe, rinnen mir die Tränen herab bis auf Bubis Gesicht.

«Wenn ihr mir helft, kann ich alleine heruntersteigen», murmelt Bubi. Ich helfe ihm, aus dem Waggon zu klettern, und er lehnt sich an meine Schulter, während ich Mami auf die Beine helfe. Vor uns sehen wir, wie die Menschen den Abhang zum Wald hinaufkriechen. Uns gegenseitig stützend, setzen wir an, den Kiesstreifen zu überqueren, der ent-

lang der Schienen läuft. Doch davor ist in etwa dreissig Zentimeter Höhe ein horizontaler Draht gezogen, über den Bubi und Mami nicht drüberkommen. Sie können ihre Beine nicht so hochheben. Ich bücke mich und will Bubis Fuss anheben, doch er verliert das Gleichgewicht, und alle drei fallen wir um.

Mami weint: «Es geht nicht. Ich kann nicht weiter. Elli, geh du. Lass uns hier.»

Das leise, stetige Brummen der herannahenden Flugzeuge ist zu hören. Da sind sie wieder.

«Unter den Zug mit uns!»

Auf allen Vieren krabbeln wir drei unter den Waggon. Auch andere Häftlinge sind da. Elisabeth Stadler und ihre verletzte Schwester liegen auf dem Bauch. Die Flugzeuge fliegen tief. Eines davon geht im Sturzflug auf eine Lichtung am Waldrand nieder und feuert einige hundert Meter vor uns Maschinengewehrsalven in eine Ansammlung von Häftlingen und deutschen Soldaten, die unter den Bäumen Schutz gesucht haben. Es ist ein amerikanisches Flugzeug!

Unglaublich! Ein amerikanisches Flugzeug! Dann ist es also wahr: ein ‚feindlicher‘ Angriff. Aber aus welchem Grund sollten amerikanische Flieger auf einen Transport von KZ-Häftlingen schießen? Sehen sie denn die gestreiften Lageruniformen nicht? Und aus welchem Grund sollten die Deutschen versuchen, uns zu retten?

Die Flugzeuge fliegen über uns, feuern Maschinengewehrsalven in alle Richtungen und entfernen sich. Nach wenigen Minuten kehren sie zurück und greifen im Tiefflug ein drittes Mal an.

Das laute Dröhnen der Flugzeugmotoren und das unablässige Gewehrfeuer tun in den Ohren weh. Bläuliche Feuerstrahlen schießen in alle Richtungen. Eines der Flugzeuge kommt im Tief-Aug direkt auf den Zug zu. Eva, die mit mir in Augsburg gearbeitet hat und jetzt neben mir liegt, wird getroffen und ist sofort tot. Elisabeth Stadler liegt auf ihrer Schwester und redet leise auf sie ein: «Keine Angst, Schwester-

chen. Ich passe auf, dass sie dich nicht noch einmal verletzen. Ich schütze dich mit meinem Körper. Wenn sie hierher schießen, bin ich es, die getroffen wird, und nicht du.» Ihre Schwester antwortet nicht. Sie ist tot. Am Hals getroffen. Elisabeth rastet völlig aus. Sie kriecht unter dem Waggon hervor und richtet sich im Freien auf. Sie blickt nach oben, winkt mit den Armen und schreit: «Gott! Siehst du mich? Ich bin hier! Töte mich! Töte mich! Du hast meine beiden Schwestern getötet. Meine schönen, begabten Schwestern. Mich, den Krüppel, hast du verschont. Warum hast du nicht sie verschont? Warum hast du nicht mich getötet? Töte mich jetzt! Ich will nicht leben. Was sage ich meinen Eltern? Was sage ich meiner Mutter? Oh Gott, was sage ich ihr nur?»

Die Flugzeuge sind über uns. Mami ruft: «Elisabeth, komm her. Sofort unter den Waggon.»

Vollkommen aufgelöst dreht sie sich um und krabbelt auf Mami zu. Dann kriecht sie unter dem Waggon zu ihrer Schwester, umarmt sie und fängt an zu weinen.

Die Flieger sind weg. Wir bleiben unter den Waggonen hocken und warten schweigend. Sie kommen nicht zurück. Das Schweigen wird von Elisabeths Schluchzen durchbrochen. «Was sage ich meinen Eltern? Der Krüppel lebt. Und meine zwei Schwestern, die Schönen, die Talentierten, sind tot!» Wir hocken schweigend und warten. Die Flugzeuge kehren nicht zurück. Der Angriff ist vorüber. Die deutschen Soldaten und die Häftlinge kommen nach und nach aus dem Wald. Wir kriechen unter den Waggonen hervor. Elisabeth schleppt ihre tote Schwester mit sich.

«Alle in die Waggonen!»

Elisabeth trägt ihre Schwester auf den Schultern in den Waggon. Mami, Bubi und ich helfen einander beim Erklimmen des Zuges. Elisabeth legt ihre jüngere Schwester neben die ältere, die mit dem Gesicht nach unten an der Wand liegt. Die Verwundeten liegen schweigend da. Viele atmen nicht mehr. Auch das Mädchen mit dem zer-schossenen Auge ist tot.

Der Boden des Waggons ist voller Blutlachen. Wir drei suchen uns eine trockene Ecke. Lilli ist in einen Starrkrampf verfallen und zittert heftig. Ihr kaputtes Bein hängt immer noch an einem Hautfetzen. Aber sie hält es nicht mehr fest.

Zwei Wachen treten in die Waggonöffnung. «Gibt es Leichen hier im Wagen?»

«Ja.»

«Wie viele?»

Wir zählen durch. «Zwölf.»

Zwei Männer in blutverschmierten, gestreiften Uniformen klettern herein, zerren die Toten nacheinander hinaus und legen sie auf den Kiesstreifen neben den Schienen. Ohne auf Elisabeths Flehen zu achten, bringen sie auch ihre beiden Schwestern hinaus und legen sie auf den Haufen aus Leichen vor unserer Waggontür.

Die Sonne geht unter, als der Zug schliesslich wieder losfährt. Die Verschlüsse bleiben geöffnet, und Elisabeth steht in der Tür und blickt zurück auf ihre toten Schwestern, während der Zug schneller wird und davonrattert.

«Merk dir, Elisabeth», sagt Mami, «deine Schwestern sind nach dem Jüdischen Kalender drei Tage vor Lag Ba-Omer gestorben. Ihre Jahrzeit ist also der dreissigste Tag des Omer.»

Verblüfft betrachte ich meine Mutter. Wie kann sie in einem Moment wie diesem klar und logisch denken? Nach allem, was wir gerade eben durchgemacht haben, fällt ihr der Jüdische Kalender ein! Wie kann sie sich jetzt Gedanken über Jahrzeiten machen?

Der Zug fährt immer schneller. Es wird dunkel. Der Schabbat geht zu Ende. Wir haben den 28. April 1945.

Endlich frei

Seeshaupt 30. April 1945

Unser Wachpersonal scheint sich nicht mehr darum zu kümmern, ob jemand flieht oder nicht. Die Türen der Waggons stehen weit offen. Drinnen ist es bitterkalt. Die meisten von uns sind verletzt, viele sogar schwer. Alle anderen sind zu schwach, um sich zu bewegen.

Wir rollen mit stetigem, lautem Geratter an hohen Bergen und dunklen Wäldern vorbei. Der Zug fährt den ganzen Tag. Und die ganze Nacht. Seit einer Woche sind wir hier im Waggon, ohne Nahrung, ohne Wasser. Die Nacht nimmt kein Ende. Und der Zug rattert weiter und weiter. Seen schimmern in grauem, unheimlichem Licht. Im Waggon ist es totenstill. Mein Bruder liegt reglos und mit geschlossenen Augen, den Kopf auf Mamis Schoss. Mami sitzt angelehnt in der Ecke, ihr Kopf hängt zur Seite, ihr Mund ist weit offen. Sie schläft.

Lilli ist jetzt still. Vor einiger Zeit hat sie aufgehört zu wimmern. Ich fasse sie an. Sie glüht.

Auch Elisabeth ist still. Aber sie schläft nicht. Sie lehnt aufrecht an der Wand und starrt vor sich hin. Ihre Augen sehen im Dunkel des Wagens riesengross aus.

Die beiden Schwestern aus dem kleinen Dorf in Ungarn liegen eng aneinandergedrängt und schlafen. Judy aus Budapest, das Mädchen mit der verletzten Schulter, sitzt auch aufrecht da und scheint hellwach zu sein. Ausser ihrem Atem, der schwer und pfeifend geht, ist an menschlichen Geräuschen im Waggon nichts zu hören. Ab und zu schnappt sie nach Luft, worauf Mami sich im Schlaf bewegt, den Kopf hebt und für einen Moment die Augen öffnet. Dann macht sie sie wieder zu und lässt den Kopf auf die Seite sinken. Judy hat wahrscheinlich einen Lungendurchschuss.

Deshalb fällt ihr das Atmen so schwer. Hoffentlich werden wir bald befreit. Sie muss dringend medizinisch versorgt werden.

Die beiden Kusinen Irene und Martha liegen dicht neben mir und schlafen. Irene ist im Gesicht verletzt worden und Martha hat sie mit ihrem geliebten Schal verbunden, den ihr Vater ihr in Dachau durch den Stacheldraht hindurch zugesteckt hat. Der Schal war seither Marthas Talisman, jetzt ist er ein blutdurchränkter Verband um den Kopf ihrer Kusine.

Plötzlich wird Irene unruhig. Sie hebt den Kopf und reisst sich den Schal herunter. Sie setzt sich abrupt auf und kreischt: «Martha! Ich kann nicht sehen! Ich sehe nichts mehr!»

Martha wacht auf. «Lass den Verband, wo er ist. Dein Gesicht blutet immer noch.»

«Aber ich kann nicht sehen! Der Verband ist weg, und ich sehe nichts! Ich bin blind! Martha, ich bin blind! Mein Gott, ich bin blind! Bin blind! Bin blind!»

Die Schreie wecken den ganzen Waggon auf. Tröstende Worte kommen aus allen Ecken. Es ist dunkel im Wagen – niemand sieht etwas. Deine Blindheit ist vielleicht nur zeitweilig, vielleicht hat der Feuerblitz vor deinen Augen dich geblendet. Du hast viel Blut verloren, und die mangelnde Sehkraft kommt durch die Schwäche. Dein Gesicht und die Augenlider sind angeschwollen und behindern die Sicht... Schliesslich beruhigt sich Irene ein wenig, und alle versinken wieder in lethargischem Schweigen.

Irene schweigt jedoch nicht. Mit leiser Stimme beginnt sie, jedes Detail des Beschusses zu beschreiben ... den Blitz, der sie zu Boden warf und gemacht hat, dass sie so stark blutet, den Schmerz, den Lärm, das Blut, das viele Blut... Sie wiederholt das wieder und wieder, und mit jedem Mal wird ihre Stimme rauer. Die Worte verschwimmen. Die Sätze lösen sich auf, verlieren den Zusammenhang, werden wirr. Aber sie redet weiter, unablässig, fieberhaft. Martha versucht, sie zum Schweigen zu bringen – vergeblich. Irene reagiert nicht. Ich fasse ihren Arm an, mit dem sie wild gestikuliert. Sie ist heiss.

Irene spricht jetzt nicht mehr über das Blutbad, das der Luftangriff angerichtet hat. Sie erzählt von ihrer Familie, ihrer Heimatstadt in der Tschechoslowakei, ihrer Mutter, ihrem Vater ... ihren Schwestern.

Schwaches Licht dringt in den Waggon. Ich werfe einen Blick auf Irenes Gesicht. Zwei leere Augenhöhlen starren mich an. Ich bedecke mein Gesicht mit beiden Händen. Gott! Oh Gott!

Irene packt mich am Arm. «Schau nur! Siehst du das? Was für wunderschöne Wiesen! So schön! Siehst du sie? Da! Da!»

Sie fuchtelte mit den Armen und deutet auf die dunkle Wand des Waggon. «Da! Wiesen ... Bäume, Vögel ... so wunderschön ...» Dann verstummt sie.

Jetzt fängt Lilli wieder an zu wimmern. «Hast du starke Schmerzen», frage ich, doch sie antwortet nicht. Ihre Lippen sind ausgetrocknet. Der Stummel ihres Beins hat aufgehört zu bluten. «Wasser ...», flüstert sie kaum hörbar.

Das Licht ist schon heller, und ich sehe, dass sie sehr bleich ist. Ich greife ihr an die Stirn. Sie ist kühl. Zärtlich streichle ich ihr über das Gesicht. Ich habe keine Kraft mehr zum Weinen. Ich habe keine Tränen mehr, keine einzige. Doch tief in mir drinnen ist ein Schluchzen. Nicht in der Seele. Meine Seele ist vollkommen leer. Im Bauch. Mit dem Schluchzen im Bauch streichle ich die kühle Stirn der lieben, kleinen Lilli. Direkt daneben ist das entstellte Gesicht der armen Irene.

«Mama», haucht Lilli. «Mama ...» Ihr Kopf sinkt mit einem dumpfen Schlag zu Boden. Sie ist tot.

In den Morgenstunden stirbt auch Irene.

Der Zug fährt weiter. Den ganzen Tag. Die ganze Nacht.

Das erste Licht der Morgendämmerung blinzelt in den Wagen herein, und ich merke, dass wir seit einiger Zeit stehen. Offenbar bin ich doch eingenicht. Alle hier im Viehwaggon schlafen – die Toten ebenso wie die, die noch ein bisschen am Leben sind.

Judys Atem pfeift nicht mehr, und sie schnappt auch nicht mehr nach Luft. Das Blut auf dem Boden ist längst getrocknet.

Wo sind wir? Ich will durch die Waggonbretter spähen, kann mich aber nicht bewegen. Meine Glieder sind wie eingefroren. So bleibe ich einfach liegen und warte. Warte darauf, dass der Zug weiterfährt. Warte auf das vertraute Rattern, auf den einzigen Rhythmus in meinem Leben, der mir geblieben ist.

Nach und nach öffnen sich um mich herum die Augen der anderen. Niemand bewegt sich. Niemand durchbricht die Starre. Wir liegen ruhig da und warten.

Es ist schon Vormittag, da hören wir Geräusche. Menschliche Stimmen.

Ein Schatten fällt in den Wagen. Dann noch einer. Die Stimmen sind jetzt ganz nah. Unter grosser Anstrengung hebe ich den Kopf ein wenig.

Zwei grosse Männer in mir unbekanntenen Uniformen stehen im Eingang. Interessiert betrachten sie uns. Einer der beiden schüttelt den Kopf und sagt etwas zu dem anderen. Was er sagt, kann ich nicht verstehen. Ich bin sehr müde. Kann mich nicht konzentrieren. Die beiden uniformierten Männer verlassen den Waggon wieder.

Wenige Minuten später erscheint ein kräftiger Offizier mit roten Backen. Mit lauter Stimme fragt er in seltsam klingendem Jiddisch: «Wer seid ihr? Seid ihr Juden?» Und noch einmal: «Wer seid ihr? Könnt ihr mich verstehen? Hört ihr mich? Könnt ihr Jiddisch sprechen? Wer von euch versteht, was ich sage?»

Wir starren ihn an, ohne zu antworten. Schliesslich flüstert Martha, die dem Eingang am nächsten ist: «Wer sind Sie?» «Wir sind Amerikaner. Aber wer seid ihr? Seid ihr Juden? Seid ihr Männer oder Frauen?» «Amerikaner?!?»

Schnell setzen sich alle auf. «Amerikaner!» Es ist soweit. Wir werden befreit. Es ist überstanden. Wir sind frei. Die Amerikaner sind jetzt da. Wir sind frei. Endlich sind sie da. Endlich.

«Sind Sie wirklich Amerikaner? Wo sind die Deutschen?» «Die Deutschen haben kapituliert. Eure Wachmannschaft ist festgenommen.

Aber wer seid ihr? Aus welchem Lager kommt ihr? Seid ihr Männer oder Frauen?»

«Wir sind jüdische Frauen aus dem Konzentrationslager Dachau. Wir können nicht gehen. Die meisten von uns sind schwer verwundet ... Maschinengewehrfeuer. Vor zwei Tagen wurde der Zug von amerikanischen Kampfflugzeugen beschossen. Viele hier sind tot.»

«Wir haben seit Tagen nichts gegessen. Seit vielen Tagen», kommt es über meine Lippen. Ich spreche deutsch. Der Amerikaner scheint zu verstehen. «Wir sind sehr durstig.»

«Ihr bekommt gleich etwas zu essen. Aber zuerst müssen wir euch aus dem Zug schaffen. Meinst du, das geht?»

Er reicht mir die Hand und hilft mir beim Aussteigen. Dann hilft er meiner Mutter. Zwei deutsche Zivilisten tragen meinen Bruder aus dem Waggon und legen ihn neben den Schienen auf den Boden. Die Toten – Lilli, Irene, Judy und all die anderen – werden aus dem Waggon geschleppt und neben die Schienen gelegt. Der ganze Bahnhof, jeder einzelne Bahnsteig, ist bedeckt mit Toten, Verwundeten und Halbtoten. Alles ist voller Blut. Ein riesiger, ausgebreiteter Teppich hingestreckter Körper.

Eine grosse Gruppe von Menschen steht neben dem Bahnhofsgebäude. Deutsche Zivilbevölkerung. Sie sind die einzigen, die aufrecht stehen. Und dann ist da der amerikanische Offizier. Er hält eine Ansprache an die «Bürger von Seeshaupt». Seeshaupt? Das ist ein Ferienort in Bayern, ein mondäner Badeort. «Haben Sie etwas derart Schreckliches schon einmal gesehen? Etwas derart Ungeheuerliches? Verstümmelte Gerippe ... Ihre Regierung ... Ihr Volk trägt die Verantwortung ...»

Da ist sie nun. Die Befreiung. Sie ist da. Mir ist kalt. Mein Magen flattert ... zu viel Luft ... es ist zu hell. Ich bin sehr müde.

Eine Deutsche mittleren Alters kommt auf mich zu. «Wir haben ja von nichts gewusst. Wir hatten doch keine Ahnung. Sie müssen mir das glauben. Haben Sie auch so hart arbeiten müssen?» «Ja», flüstere ich.

«In ihrem Alter war das sicherlich schwierig.»

In meinem Alter. Was meint sie damit? «Wir haben kaum etwas zu essen bekommen. Es war schwierig wegen des Hungers. Nicht wegen des Alters.»

«Ich meinte, es ist bestimmt besonders schwierig gewesen für ältere Menschen.»

Für ältere Menschen? «Was denken Sie, wie alt ich bin?»

Sie mustert mich zögernd. «Sechzig? Zweiundsechzig?» «Sechzig? Ich bin vierzehn. Vierzehn Jahre alt.»

Sie schreit auf und bekreuzigt sich. Entsetzt und ungläubig geht sie wieder weg und verschwindet in der Gruppe der Seeshaupter Bürger.

Da ist sie also, die Befreiung. Sie ist da.

Ich bin vierzehn Jahre alt, und tausend Jahre habe ich gelebt.

Ich bin betäubt. Die Kälte. Der Hunger. Der Tod und das Blut und das Rattern des Zuges, das endlose Rattern des Zuges ...

Frei. Endlich frei.

Warum fühle ich mich nicht so? Warum nur?

Heimkehr

Šamorín, Juni/Juli 1945

Die grossen Militärlaster werden von gut aussehenden jungen Amerikanern mit schwarz schimmernden Gesichtern und strahlend weissen Zähnen gefahren. Sie müssen gute Menschen sein, diese Soldaten – ihr Lächeln verrät das. Mitte Juni hat die «Repatriierung» begonnen. Hunderttausende warten darauf, aus den Flüchtlingslagern entlassen zu werden und nach Hause zurückzukehren. Die ersten Transporte gingen in verschiedene Teile Deutschlands und Österreichs. Und jetzt sind wir an der Reihe: Wir werden in der Tschechoslowakei «repatriiert». Die meisten unserer Freundinnen bleiben zurück. Sie müssen noch warten, bis die Transporte nach Ungarn und Rumänien abgehen.

Mami, Bubi und ich klettern auf den riesigen amerikanischen Militärtransporter und setzen uns auf eine der Metallbänke, die an den drei Seiten des offenen Fahrzeugs angebracht sind. Unsere neuen Sachen – ein Reisesack, zwei kleinere Stofftaschen und drei Armeedecken – werden auf den Gepäckstapel in der Mitte der Ladefläche gelegt.

Dann Motorengeheul, Fahrtwind, eifriges Winken zum Abschied – und zwölf dröhnende Riesenlastwagen machen sich auf den Weg. Wenig später verschwindet das Übergangslager in blauem Dunst und die Hügel nähern sich mit rasender Geschwindigkeit der kurvenreichen Strasse. Wir fahren schnell, über uns der Himmel, in der Ferne die Bayerischen Alpen. Weit ausgespannter Himmel. Starker Wind, der uns schutzlos antrifft. Die Freiheit: beglückend, berauschend und auch verunsichernd. Ich halte Bubis Arm mit festem Griff. Mit geschlossenen Augen, erhobenem Kinn und weit geöffneten Nasenflügeln trinkt Bubi alles wie ein Verdurstender in sich hinein.

«Ganz schön schnell, stimmt's?» Meine Stimme kämpft gegen den Fahrtwind an.

«Herrlich. Einfach herrlich. Diese schwarzen Amerikaner – Neger heissen sie – sind die besten Autofahrer der Welt!» «Woher weisst du das?»

«Ich habe es irgendwo gelesen.»

Mein Bruder Bubi weiss einfach alles. Die Strasse schlängelt sich in schmalen Windungen aufwärts. Ich habe keine Angst. Ich habe keine Angst.

Die LKWs rasen weiter durch die Nacht. Sterne leuchten am klaren Himmel. Die kalte Luft lässt mich auch unter der Armeedecke ganz taub werden. Mein Kiefer ist steif vor lauter Zittern. Halten die denn nie an? Müssen sie nicht einmal Pause machen? Seit gestern früh fahren sie ununterbrochen.

«Sie sind zu zweit und wechseln sich ab.»

Gegen Mittag des nächsten Tages halten die Armeefahrzeuge mit quietschenden Bremsen auf dem Marktplatz einer mittelalterlichen Stadt. Gott sei Dank. Hier können wir endlich unsere müden Knochen ausstrecken. Zumindest hoffe ich das.

Unsere Fahrer kommen zu uns nach hinten und begrüssen uns mit breitem Grinsen. Einer der beiden sagt etwas auf Englisch, dann fangen sie an, das Gepäck abzuladen. Mit den Armen fordern sie uns auf, vom Wagen abzusteigen. Wir gehorchen, ohne recht zu verstehen, warum. Sobald alles abgeladen ist, werden die Motoren wieder gestartet, und inmitten von Abgaswolken setzen sich die Laster in Bewegung.

Was soll das? Der verlorene Haufen müder Wanderer, der wir sind, steht einsam und verlassen im Niemandsland. Als ob irgendeine verstaubte Fracht amerikanischer Lastwagen routinemässig im Zentrum einer x-beliebigen Stadt abgeliefert worden wäre. Aber wo sind wir? Was geschieht mit uns?

Bald entdecken wir, dass wir in Pilsen sind. Pilsen gehört zur Tschechoslowakei. Wir sind daheim. Unsere Gruppe zerstreut sich in alle Richtungen. Mami, Bubi und ich müssen nach Bratislava, in die Slo-

wakei, also viel weiter nach Osten. Die einzige Möglichkeit, dorthin zu gelangen, ist mit dem Güterzug. Wir machen uns auf in Richtung Bahnhof.

Es wird warm. Unser Reisesack ist viel zu schwer. Bubi und ich schleppen ihn über holprige Strassen und schwitzen die amerikanischen Armeejacken durch, die wir im Durchgangslager bekommen haben. Mit der freien Hand helfen wir Mami beim Tragen der kleineren Bündel.

Im Güterbahnhof steht ein Zug, der am nächsten Morgen nach Bratislava fährt. Der Stationsvorsteher gestattet uns, schon jetzt einen der Waggons zu besteigen und die Nacht dort zu verbringen. Mami entdeckt einen Kehrwisch aus Weidenruten und fegt den Waggon aus. Bald füllen mehr und mehr Menschen den Waggon, und eine erwartungsvolle Stimmung macht sich breit. Was wird morgen sein?

Es ist schon fast Mittag, als sich die Räder in Bewegung setzen und der Zug abfährt. Endlich geht es los.

Die Berge gehen in geschwungene Hügel und dann in flaches, offenes Gelände voll grüner Wiesen über. Wir fahren ostwärts auf die Niederungen des Donautals zu. Die Landschaft wird heimisch.

Der Zug fährt mit wenigen Unterbrechungen durch, und am vierten Tag erreichen wir die Aussenbezirke von Bratislava. Der Zug hält für ein paar Minuten, gerade lange genug, dass wir drei abspringen und unsere sperrige Habe herunterzerren können. Unsere Mitreisenden winken uns aus dem Waggon heraus eifrig nach, als der Zug wieder anfährt und rasch ins blendende Sonnenlicht eintaucht.

Mami, Bubi und ich bleiben einige Tage in Bratislava, dann finden wir einen Bauern, der nach Osten fährt und uns auf seinem Wagen mit in unsere Heimatstadt nimmt. Die heisst jetzt Šamorín.

Als ich Šamorín das erste Mal sehe, ist es von einer sommerlich heissen Dunstglocke überzogen, und der vom Pferd aufgewirbelte Staub behindert die Sicht. Das dumpfe Ziehen in meinem Bauch verwandelt sich in ein scharfes Stechen. Der Karren biegt um die Ecke. Und da,

auf der kleinen Anhöhe des Platzes, ist unser Haus, etwas vergilbt mittlerweile und mit grossen grauen Flecken. Ein demoliertes Schild hängt über dem Eingang des stillgelegten Geschäfts: FRIEDMANN – GEMISCHTWAREN. Kein Licht in den Fenstern. Die Tür steht halb offen.

«Hier ist es», sagt Mami. «Halten Sie bitte hier. Und herzlichen Dank auch.»

Auf dem Platz ist keine Menschenseele zu sehen. Die Räume innen sind vollkommen leer. Der Boden ist mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Und mit noch etwas. In der Mitte jeden Raumes finden wir ein Häufchen menschlicher Exkremente.

Wo ist alles hin? Die Möbel, die Wäsche, die Teppiche, die Vorhänge, das ganze Geschirr? Sogar die Pumpe am Wasserbehälter fehlt. Wie sollen wir Wasser schöpfen?

Und wo ist Vati?

«Vati hat sich vielleicht woanders einquartiert. Bis zu unserer Rückkehr. Er wollte wohl nicht so allein sein in dem grossen Haus. Wir werden das bald erfahren.»

Bubi humpelt ins Städtchen, um etwas herauszukriegen. Ich laufe zu unseren Nachbarn hinüber, um einen Besen zu leihen. Frau Plutzer erstartet zur Salzsäule. «Elli! Jesus Maria, bist du das? Du bist wieder da! Gott ist gnädig. Du lebst!»

Die Plutzers bringen uns einen Krug mit Milch, ein paar Eier und einen Strohhallen für ein Bett. Wir sind zu Hause.

Zweiunddreissig Männer und Frauen sind bereits zurückgekehrt. Mit uns sind es jetzt fünfunddreissig. Aber Vati ist noch nicht da. Etwa zwei Wochen nach uns kehrt auch Misi Lunger heim, und er hat Neuigkeiten, meinen Vater betreffend. Auf seinem Weg nach Hause hat er Vati gesehen, und zwar in Gesellschaft eines gewissen Herrn Weiss aus Nagymagyar. Warum sich Vatis Ankunft wohl verzögert?

Dann hören wir, dass Herr Weiss in seinem Dorf eingetroffen ist, woraufhin Bubi sofort beschliesst, nach Nagymagyar zu fahren. Ein Viehhändler aus Samorm, der einige Dörfer in der Umgebung besuchen

muss, ist bereit, Bubi am nächsten Morgen mit seinem Wagen mitzunehmen.

Es ist noch dunkel, als Bubi in der Früh aufsteht und sich zum Haus des Viehhändlers aufmacht. Schade, dass Mami mich nicht mit meinem Bruder fahren lässt. Für ein Mädchen ist es aber zu gefährlich: Russische Soldaten durchstreifen die Gegend.

Gegen zehn Uhr ist Bubi zurück – mit aschfahlem Gesicht kommt er in die Küche. «Bubi, du bist schon da?»

«Ich bin gar nicht erst weg.»

«Ist der Viehhändler doch nicht gefahren?»

«Doch. Aber ich nicht.»

Ich spüre, wie Kälte in mir aufsteigt und mein Herz zum Stillstand bringt. Mami sieht Bubi kerzengerade in die Augen. Leise, ganz leise fragt sie: «Bubi, was ist geschehen?»

«Es hat ziemlich gedauert, bis er fertig zur Abfahrt war. Als ich dann neben ihn auf den Fahrersitz steigen wollte, sagte er: ‚Hör zu, Junge. Es wäre schlimm, wenn du diese lange Reise ganz umsonst machen würdest. Man hat dir gesagt, du sollst nach Nagymagyar fahren, weil niemand dir reinen Wein einschenken wollte. Ich sage dir jetzt die Wahrheit über deinen Vater. Er kommt nicht heim. Er ist in Bergen-Belsen gestorben, zwei Wochen vor der Befreiung. Lunger und Weiss haben ihn eigenhändig begraben/ Deshalb bin ich nicht gefahren.»

Mutter wird stocksteif. Ich schreie auf und laufe auf den Platz hinaus. Bubi folgt mir.

«Komm herein, Elli. Es gibt Vorschriften. Ich muss eine Träne in dein Gewand vergiessen. Und dann müssen wir Schiwu sitzen.» Mami sitzt in der Küche auf dem Boden und starrt ins Leere.

«Wenn die Familie die Todesnachricht erst nach Ablauf der Sch'lojschim, der dreissigtägigen Trauerzeit, erhält, sitzt man Schiwu nicht eine Woche, sondern nur eine Stunde», erläutert Bubi mit sanfter Stimme. «Vater ist im April gestorben, und jetzt haben wir schon Juli.» Bubi greift an meinen Kragen und benetzt ihn mit einer Träne.

Ich heule auf wie ein verwundetes Tier. Vorsichtig drückt er mich zu Boden, und ich sitze Schiwu für meinen Vater.

Es gibt nichts, was uns noch hier hält. Die, die noch fehlen, werden nicht mehr heimkehren. Täglich hören wir von weiteren Familienmitgliedern und Freunden, die ins Gas geschickt wurden oder auf andere Art umgekommen sind – in diesem oder jenem Lager, auf den deutschen Autobahnen bei Todesmärschen. Etliche sind auch erst nach der Befreiung gestorben, auf dem Weg nach Hause.

Jede dieser Nachrichten verstärkt unser intensives Gefühl der Isolation. Es ist so, wie Bubi im Waldlager gesagt hat: Wir drei sind die einzigen Überlebenden. Jüdische Kinder und ältere Leute gibt es hier keine mehr. Die Kinder, die ich in Auschwitz in Richtung des Rauchs gehen sah, der Junge mit dem gelben Kasper, sie waren die letzten. Wenn ich jetzt ein Kind auf der Strasse sehe, muss ich immer an diese Kinder denken, an diese und an Tommi, Susie und Frumet aus dem Viehwagon nach Auschwitz. Und der Schmerz eines unermesslichen Verlustes betäubt mein Inneres.

Ich möchte nach Palästina, ins Land der Juden, und unter Menschen leben, die meine innere Leere teilen. Ich möchte den Widerhall dieser Leere in den Stimmen der Menschen wahrnehmen, die mit mir zur Schule gehen, neben mir einkaufen, neben mir auf der Strasse gehen. Wenn ich im Kaufhaus ein Stück Seife aus dem Regal nehme und meine Finger sich verkrampfen, weil sie eine Seife zu spüren glauben, die aus «echtem Judenfett» hergestellt ist, dann will ich den Horror im Auge des Kunden neben mir sehen, der auch eine Seife angreift. Wird diese Leere jemals wieder gefüllt werden?

Vielleicht kann sie zumindest geteilt werden. Vielleicht im Gelobten Land der Juden.

Es gibt aber ein Problem. Bubi ist an einer New Yorker Schule angenommen worden und fährt bald nach Amerika. Wir drei haben uns geschworen, nie mehr auseinander zu gehen. Das heisst also, dass wir Bubi so schnell wie möglich folgen müssen.

Wie ist es in Amerika? Gibt es dort Menschen, die Verständnis haben? Dafür, dass die Leere gefüllt werden muss? Für die Suche, das Verlangen? Für das Gefühl der Sinnlosigkeit? Für die unwiderrufliche Aussage, die Auschwitz darstellt? Für den Verlust jeglicher Perspektive? Für den vollständigen, nicht wieder gut zu machenden Verlust?

Gibt es Menschen, die den Schmerz der Entwurzelten mitfühlen können? Dies hier war einmal meine Heimat, meine Stadt, mein Land. Auf den Wiesen hinter unserem Haus habe ich als Kind gespielt. Der schmale Fusspfad zur Donau war *mein* Pfad. Ich kann die Schritte meines Vaters hören, der auf dem Weg zum Baden leichtfüssig neben mir durch das Gras geht. Ich höre das Geschnatter meiner Mama und das leise Singen meiner Tante Serena hinter uns. Ich sehe Bubi und seine Freunde vor mir, mit Angelausrüstung und halb verdeckt vom hohen Gras. In der Ferne wiegen sich die Pappeln im Wind, und dahinter dämert der schattige Wald. Ich rieche die Luft, die vom Wasser aufsteigt und sich mit dem Geruch von feuchtem Moos vermischt. Ich höre, wie die Glocken schlagen und der Klang in den umliegenden Hügeln widerhallt. Alles ist fester Bestandteil meines Daseins – die Donau, die Wiese, die Kleinen Karpaten, das Städtchen. Ohne das bin ich kein ganzer Mensch. Aber es gehört mir nicht mehr. Ich bin hier nicht mehr zu Hause.

Amerika, wirst du mir zur Heimat werden?

Šamorin, Herbst 1945

Ein wolkenloser Tag im Herbst. Der Sommer ist vorbei, doch etwas von ihm hängt noch in der Luft und malt sonnige Flecken auf die rostbraunen Felder.

Ich gehe wieder zur Schule. Ich laufe die Strasse hinunter, inhaliere tief diese Schönheit und berausche mich am Gefühl der Freiheit. Woher nehme ich eigentlich den Mut, so schnell zu laufen, wie ich will? Woher den Mut, in diesem Glück zu baden ohne Furcht? Erlaube ich mir wirklich den Luxus, meine Hefte unter dem Arm zu tragen, gerade so wie früher? Sitze ich wirklich so wie früher im Klassenzimmer mit meinen Kameradinnen? Traue ich mich wirklich, ein Backfisch zu sein – mal albern, mal sprunghaft, mal schwärmerisch, mal kritisch, mal eigensinnig, mal wehmütig – genau wie meine Altersgenossinnen?

Erlaube ich mir wirklich den Luxus, ein Mädchen zu sein? Eine Frisur zu haben? Kleider und Unterwäsche zu tragen? Und richtige Schuhe, Damenschuhe? Ein Stück Seife zu besitzen und eine Zahnbürste? Und von Jungs wahrgenommen zu werden?

Im Laufen begegnen mir zwei russische Soldaten, die mit den Zungen schnalzen. Einer versucht mich aufzuhalten, aber ich weiche aus, ohne mich aus der Fassung bringen zu lassen, und trotte weiter über den Platz.

Ein knallroter Stern prangt über dem Eingang zum Schulgebäude. Auf dem breiten Treppenaufgang ist kein einziger Schüler zu sehen. Der Unterricht scheint schon begonnen zu haben. Ich habe keine Uhr; keine Ahnung, wie spät es ist. Das Acht-Uhr-Läuten gibt es nicht mehr. Warum eigentlich?

Der Fussboden meines Klassenzimmers riecht nach wie vor nach altem Wachs und die Tafel hat dieselben kaputten Stellen wie immer. Wenn die Kreide über die frisch geputzte Tafel quietscht, läuft es mir kalt den

Rücken hinunter – genau wie früher. Und wie früher schrecke ich jedesmal auf, wenn am Schluss der Stunde die Pausenglocke schellt.

Aber alles andere hat sich verändert. Meine ursprüngliche Klasse hat während meiner Abwesenheit den Abschluss gemacht. Die Jugendlichen, die jetzt hier sind, kenne ich nicht. Sie sind Kinder der Slowaken, die von der Regierung im Zuge einer gross angelegten «Umsiedlung» aus Ungarn, also von jenseits der Donau, hier «repatriiert» wurden. Unsere Stadt und die gesamte Region sind, während ich weg war, wieder der Tschechoslowakei zugesprochen worden. Die ungarischen Lehrer, die ich vorher hatte und sehr geliebt habe, sind durch tschechische und slowakische ersetzt worden, und die Sprache, in der jetzt unterrichtet wird, ist Slowakisch. In der Schule ist kein einziges bekanntes Gesicht mehr zu sehen. Wie sehr habe ich mich auf Frau Kertész gefreut, unsere Klassenlehrerin. Während der Zeit in den Lagern habe ich in Gedanken und manchmal in meinen Träumen lange, ausgefeilte Briefe an sie verfasst, in denen ich festhielt, was mir alles widerfahren ist. Ich habe mir vorgestellt, wie ich eines Tages wieder zur Schule gehe und ihr die Briefe überreiche, als ob sie Kapitel eines Buches wären. Ich habe mir ausgemalt, wie sie ihren Kommentar abgibt, Korrekturen anbringt, wie sie lächelt und mich lobt. Aber sie ist nicht mehr da, und keiner in der Klasse hat je von ihr gehört.

Ich bin die Einzige in der Klasse, die hier geboren ist, hier in der Stadt. Und dennoch bin *ich* die Aussenseiterin. Ich gehöre keiner Gruppe an. Die anderen haben Landsleute aus ihrer alten Heimat. Sie sind gesammelt aus ihren Geburtsorten hierhergekommen. Die Kinder, mit denen ich aufgewachsen bin, sind nicht mehr da. Meine nichtjüdischen Schulkameraden wurden mit ihren Familien nach Ungarn umgesiedelt. Und meine jüdischen Schulkameraden? Bis auf wenige Ausnahmen sind sie nicht aus Auschwitz zurückgekehrt.

Sechsenddreissig sind heimgekommen. Zweiunddreissig Mädchen und Jungen sowie vier Erwachsene aus den einhundert jüdischen Familien sind übriggeblieben. Sechsenddreissig von über fünfhundert

Personen – von Eltern, Geschwistern, Grosseltern, Onkel, Tanten, Vettern, Kusinen, Freunden, Nachbarn, Ladenbesitzern, Lehrern, Kleinkindern und Jugendlichen.

Jeden Tag treffen wir sechshunddreissig uns in der kommunalen Speiseeinrichtung, die «Tattersall» genannt wird. Ein Tattersall ist bei den Deutschen eine Rennbahn. Mir ist völlig unklar, wer dem verlassenen Gebäude, das die Behörden uns zur Verfügung gestellt haben, diesen eigenartigen Namen gegeben hat. Aber wir haben ihn übernommen, und der Tattersall ist zum Sinnbild unserer ‚Exklusivität‘ geworden. Er besteht aus einem kleinen Vorraum, einer geräumigen Küche und zwei kargen Räumen mit Tischen und Stühlen. Der Tattersall ist unser Kokon. Hier essen wir zusammen und führen endlose Diskussionen. Die Vergangenheit haftet viel zu sehr an uns und tut zu sehr weh. Wir sprechen nicht über sie. Auch über die Gegenwart sprechen wir nicht: Die ist einfach nicht vorhanden. Das Einzige, was im Tattersall existiert, ist die Zukunft. Sie allein ist der Gegenstand unserer Diskussionen.

Und die Zukunft liegt weit entfernt von unserem Geburtsort, unserem Heimatland, das uns auf grausame Art und Weise von seinem Busen weggestossen hat. Jeder Einzelne von uns träumt einen verwegenen Traum von einem fernen Land. Für die meisten ist dieses Land Palästina, Erez-Jis'rael. Sie zittern dem Tag entgegen, an dem ihr Name nicht mehr bloss bei der Jewish Agency registriert ist, sondern auf diesen Namen das Dokument für die Einwanderung nach Palästina ausgestellt wird und der Transport beginnen kann. Für diesen Tag, für diese Stunde, leben sie.

Manche haben Verwandte jenseits des Atlantiks – in den Vereinigten Staaten, in Kanada oder Südamerika – und leben in angespannter Erwartung ihrer Reisedokumente. Sie träumen von den Dokumenten, reden von den Dokumenten – Einladungsschreiben von Verwandten, Einreisevisa vom Konsulat, Ausreisebewilligungen. Auch wir, Mutter, mein Bruder und ich, leben in Erwartung unserer Abreise. Vor ein paar Wochen kam ein Brief von Vatis jüngerem Bruder an, der in Amerika

lebt. Der Brief hat unser Leben verändert. Er war an Vati adressiert. «Lieber Bruder», stand darin, «ich habe deinen Namen in einer Auflistung von Überlebenden entdeckt, die in einer jüdischen Zeitung in New York veröffentlicht wurde, und ich beeile mich, dir zu schreiben und dir meine grosse Freude über diese frohe Nachricht auszudrücken. Bitte antworte mir, sobald du diesen Brief erhältst, und berichte mir vom Rest der Familie. Ich möchte euch helfen, hierher nach Amerika zu kommen. Sobald dein Brief bei mir eintrifft, fange ich an, mich um die notwendigen Formalitäten zu kümmern. Dein dich liebender Bruder.»

Mutter hatte die unangenehme Aufgabe, meinen Onkel über den tragischen Irrtum der New Yorker Zeitung aufzuklären. In seinem Antwortschreiben erbot sich Vatis Bruder, uns dabei zu helfen, in New York, wo er lebte, eine neue Heimat zu finden.

Welche Ironie des Schicksals. Vaters unerfüllter Traum sollte nun für uns zur Wirklichkeit werden. Stets hatte er auf die gigantischen Wolkenkratzer auf den Postkarten von seinem Bruder gezeigt und gesagt: «Sieh nur. Über hundert Stockwerke. Kannst du dir das vorstellen? Ein Haus mit über hundert Stockwerken?» Und lächelnd kündigte er an: «Hier ist der Broadway. Wenn wir einmal dorthin fahren, kaufe ich dir das schönste aller Kleider.» Oh Vater. Ich sehe immer noch vor mir, wie deine grosse, schlanke Silhouette im Zwielflicht verschwindet. Werde ich jemals am Fuss eines Wolkenkratzers stehen? Werde ich je den Broadway hinunterspazieren und mir ein schönes Kleid kaufen, wie du es gesagt hast? Wird die Zukunft dein Versprechen einlösen, obwohl du selbst für immer vom Nebel der Vergangenheit verschluckt bist? Vati, wir haben den kleinen Beutel mit unserem Schmuck dort wiedergefunden, wo du ihn im dunklen, modrigen Kellerboden vergraben hast. Wir haben fünfundzwanzig Zentimeter tief gegraben, so wie du uns gesagt hast, und sind auf den angeschimmelten Baumwollsack gestossen. Der Schmuck ist noch da, Vati. Aber du nicht.

Ein paar Schmuckstücke hat Mami an die russischen Soldaten verkauft, um Bubis Aufenthalt in Bratislava bezahlen zu können. Seit Beginn des Schuljahres lebt Bubi in der slowakischen Hauptstadt, die etwa zwanzig Kilometer entfernt ist. Dort macht er einen Vorbereitungskurs für das Abitur, der speziell für Schüler eingerichtet wurde, die wegen des Krieges die Schule nicht besuchen konnten. Bubi hat etwas zugenommen und seine Wunde am Bein ist verheilt. Mami konnte ihn dazu bewegen, wieder zur Schule zu gehen. In seine ehemalige Schule in Budapest kann er nicht: Die ungarische Hauptstadt befindet sich jetzt außerhalb unserer Reichweite, auf der anderen Seite einer recht unfreundlichen Grenze.

Mami näht eifrig Kleider für russische Soldatinnen, die uns dafür Eier, Mehl, lebende Hühner und sogar Glühbirnen geben. Die meisten Geschäfte sind immer noch geschlossen, und die, die offen sind, sind leer. Und selbst, wenn es irgendetwas zu kaufen gäbe, könnten wir nichts erstehen, weil wir kein Geld haben. Es ist ein Segen, dass Mami Kleider nähen kann. Wie würden wir sonst überleben?

In der russischen Armee herrscht kein Mangel an Dingen. Die jungen Soldatinnen bringen herrliche Stoffe an und sind ganz aus dem Häuschen wegen der verzierten Blusen, farbenfrohen Röcke und raffinierten Kleider, die Mami daraus macht. Stets ist unser Haus voller *Barischnas* und *Towarischtschs*, ihren männlichen Genossen; auf eine Soldatin kommen fünf Soldaten. Die *Towarischtschs* bringen Balalaikas und Ziehharmonikas sowie gute Stimmen und gute Laune mit. Ich unterhalte mich mit ihnen und übe mich so im Russischen, das ich jetzt in der Schule lerne. Das gefällt ihnen. Ich bin Mamis Übersetzerin, wenn es darum geht, Aufträge für neue Kleider entgegenzunehmen oder den Preis auszuhandeln. Das macht Spass.

Ich mag die Russen. Sie haben gegen die Deutschen gekämpft und mit dazu beigetragen, dass wir noch am Leben sind. Deshalb mag ich auch ihre Sprache. Unsere Nachbarn, egal ob Slowaken oder Ungarn, hassen

die Russen. Sie betrachten sie als Feinde. Für sie sind sie brutale und primitive Besatzer. Aber für mich sind sie Helden.

Vor drei Wochen haben Bubi und ich geholfen, die Synagoge aufzuräumen, und dabei in den Trümmern Lehrbücher für Hebräisch und Englisch entdeckt. Nun habe ich begonnen, mir Hebräisch und Englisch beizubringen. Englisch fällt mir leicht, weil es dem Deutschen so ähnelt. Hebräisch ist schwieriger, weil die Schrift ganz anders ist. Die Schriftzeichen kannte ich schon aus dem Siddur, dem Gebetbuch, aber als geschriebener Text sind sie ganz neu für mich. Und die Sprache an sich, also Wortschatz und Grammatik, sind komplett anders als die jeder anderen mir bekannten Sprache.

Ich muss oft an meine Gedichte denken. Manchmal wünsche ich mir sehr, sie wieder zu sehen, sie wieder zu lesen. Ob Pista Szivös, der junge ungarische Wachsoldat im Ghetto, immer noch mein Schreibheft aufbewahrt und – wie versprochen – wartet, bis ich komme? Das Dorf in Ungarn, in dem er lebt, ist nicht weit entfernt. Vom Fluss sind es nur sechzig Kilometer dorthin. Immer wieder male ich mir aus, wie ich mit dem Boot meine geliebte Donau überquere und mir das Heft wiederhole, das meine innersten Geheimnisse birgt. Doch ich habe nicht das Recht, so egoistisch zu sein. Meine Freunde, meine Familie, all die, die mir so nah waren und mir alles bedeutet haben, sind als Rauch zum Himmel gestiegen und verschwunden. Wie komme ich also dazu, immer noch so leidenschaftlich meinem Besitz nachhängen? Meiner Selbstzufriedenheit? Wie kann ich es wagen, die Totenruhe von Auschwitz zu verletzen?

Ich habe Mami mittlerweile das Geheimnis meines Schreibheftes erzählt, und sie macht mir Mut: «Du wirst sehen. Eines Tages tritt der junge Mann in deine Tür und gibt dir die Gedichte zurück.» Aber ich habe beschlossen, die Gedichte Gedichte sein zu lassen und den Gedanken aufzugeben, Pista in seinem ungarischen Dorf jenseits des Flusses zu suchen. Umgekehrt hat er auch nicht versucht, *mich* zu fin-

den. Ich frage mich: Ist er überhaupt aus dem Krieg heimgekehrt? Oder ist auch er gefallen?

Das Verhältnis zu meiner Mutter hat sich verändert. Dadurch, dass wir als Gefangene nach ihrem Unfall gezwungen waren, die Rollen zu tauschen, ist ihre Haltung mir gegenüber jetzt anders. Zwar ist sie wieder ganz die Alte – stark, freundlich, aber bestimmt, mit den Zügeln in der Hand –, doch es gibt einen Unterschied zu vorher. Sie behandelt mich mit grösster Hochachtung und lobt mich häufig über die Masse. So froh es mich macht, so unangenehm ist mir gleichzeitig auch, wie sehr sie mich lobt.

Gerade jetzt habe ich Mamis Verständnis und Respekt nötiger denn je. Gestern hat mir ein Junge von geheimen Transporten nach Palästina erzählt, und mich überkam ein unstillbares Verlangen, mich ihnen anzuschliessen. Auf einmal wurde mir klar, dass ich gar nicht nach Amerika will.

Wie kann ich meiner Mutter und meinem Bruder verständlich machen, dass ich nicht nach Amerika will? Den beiden Menschen, die ich über alles liebe – wie soll ich ihnen sagen, dass ich mich für etwas anderes entschieden habe? Wie soll ich ihnen sagen, dass der Wunsch, nach Amerika zu gehen, sich in Nichts aufgelöst hat?

Gerade hat sich Mami an den Küchentisch gesetzt, um einen Brief an meinen Onkel in Amerika zu schreiben. Das ist die Gelegenheit, endlich mein Schweigen zu brechen.

«Mami, ich muss mit dir reden.»

Sie hebt den Kopf, doch ich merke, dass sie in Gedanken immer noch am Anfangssatz des Briefes herumformuliert. «Wolltest du etwas sagen?»

«Nicht nur etwas sagen, Mami. Ich muss mit dir reden.» «Jetzt? Jetzt sofort? Ich habe gerade begonnen, einen Brief zu schreiben.»

«Jetzt.»

Sie legt den Füller hin, und ich sehe ihr direkt in die Augen. «Mami, ich fahre nicht mit nach Amerika.»

Ihre Augen werden gross, und die Kinnlade fällt ihr herunter.

«Ich möchte nach Palästina.»

«Palästina ...? Warum Palästina?»

«Palästina, Erez-Jis'rael, ist ein Teil von uns. Wir gehören dorthin. Mami, verstehst du das? Oder nicht?»

Sie vergisst, den Mund zu schliessen. Ihre Augen werden so blau wie nie zuvor. Aufmerksam versuche ich, in ihnen so etwas wie Trauer oder Wut zu entdecken, aber nichts dergleichen ist zu sehen. Nur allergrösste Verwirrung.

«Mami, die einzige Heimat, die wir haben, ist Erez-Jis'rael. In New York wird es uns mit Sicherheit gutgehen, aber unsere Heimat wird es nie werden. Niemals. Wir werden dort immer Fremde sein ...» Mami betrachtet mich, als ob sie mich zum ersten Mal sähe. Sie nimmt das Blatt Papier vor sich und lässt es in die leicht geöffnete Schublade des Tisches gleiten. «Essen wir einen Teller Kartoffelsuppe.»

Sie steht auf und setzt den Topf auf die Herdplatte. Ich schichte im Ofen Späne auf und zünde das zerknüllte Stück Zeitungspapier darunter an. Das Knistern des Feuers vermengt sich mit dem Kratzen des Löffels, mit dem Mami die Suppe umrührt. Schweigend schöpft sie die Flüssigkeit in zwei Tonschüsseln.

Die heisse Suppe bewirkt, dass meine Seelenqual von mir weicht. Keine von uns beiden spricht. Wir wissen, dass die Karten auf dem Tisch liegen. Wir wissen ausserdem, dass alles möglich ist. Nur eines nicht: Dass wir drei uns jemals trennen. Und so bleibt nichts zu tun, als auf Bubi zu warten, der am Wochenende heimkommt, und zu dritt eine Entscheidung zu treffen.

Als Bubi dann da ist, besprechen wir die Angelegenheit. Besprechen hin und her. Mit neu erwachter Leidenschaft trage ich mein Anliegen vor. Nüchterne Gedanken überwiegen. Sachliche Gründe überwiegen. Wir machen, was die Mehrheit will. Und als das Wochenende sich dem Ende neigt, ist die Entscheidung getroffen: Wir gehen nach Amerika. Amerika, wirst du mir zur Heimat werden?

Die Freiheitsstatue New York, 7. April 1951

Am Morgen des 7. April 1951 stehen Mutter und ich an Deck der «General Stewart», die kurz davor ist, in den New Yorker Hafen einzulaufen. Am Horizont zeichnet sich im Dunst eine Statue ab.

«Schau nur, Mami, die Freiheitsstatue!»

Ich packe Mutter am Arm und zeige voller Begeisterung hin. «Da. Da! Siehst du sie, Mami?»

«Ich sehe sie. Sehr gut sogar», sagt Mutter mit brüchiger Stimme. Sie streckt ihre Hand in Richtung der Statue aus, die sich immer deutlicher aus dem Morgennebel löst. «Da ist sie ...»

Ich muss schlucken. Die Passagiere, die rings um mich her an der Reling stehen, schreien Hurra und freuen sich.

«Kann jemand die amerikanische Nationalhymne singen?», rufe ich laut. «Wer kennt die amerikanische Hymne?»

Niemand scheint die Nationalhymne unserer neuen Heimat zu kennen. In meinem Inneren formen sich plötzlich die Worte der israelischen Hymne, und ich fange an, auf Hebräisch zu singen: «Od lo avda Tikvateynu ... Nicht verloren ist unsere Hoffnung, ein freies Volk zu sein, in unserem Land, im Lande Zion und in Jerusalem.»

Etliche Männer reißen sich die Mützen vom Kopf und singen ebenfalls. Auch Frauen und Kinder fallen ein. Unterschiedliche Hymnen. In unterschiedlichen Sprachen. Ein wildes Durcheinander von Gesängen erfüllt die neblige Dämmerung.

Mein Herz ist übergelb. Ich blicke um mich herum. Das ganze Deck des Flüchtlingsschiffes ist jetzt voll mit Menschen. In jedem der unzähligen Gesichter stehen Anspannung und Vorfreude geschrieben, und alle Augen sind auf die Freiheitsstatue gerichtet, während das

Schiff langsam daran vorbeizieht. Die Grande Dame unserer Träume zeichnet sich jetzt mächtig gegen die aufgehende Sonne ab.
Mutter dreht sich zu mir um und sagt: «Gehen wir unsere Sachen holen, Elli. Besser, wir sind nicht die Letzten, die an Land gehen.»
Ich nicke. «Lass uns unter den Ersten sein.»

ANHANG

Unsere Familie während des Holocaust: Chronologie der Ereignisse

September 1938

Ungarische Truppen besetzen Samorm, meine Heimatstadt in der Tschechoslowakei, und geben ihr den neuen Namen Somorja.

November 1938

Ungarische Behörden ordnen die Schliessung unseres Geschäfts an.

Mai 1940

Ungarische Behörden konfiszieren die Waren aus unserem Geschäft.

August 1943

Mein Bruder geht von Somorja weg, um das Jüdische Lehrerseminar in Budapest zu besuchen.

Oktober 1943-Mai 1944

Die ungarische Militärpolizei macht bei uns «Hausdurchsuchungen». Mein Vater wird verhaftet und «verhört», spricht: gefoltert.

19. März 1944

Deutsche Truppen besetzen Budapest, die Hauptstadt Ungarns. Der Rest des Landes wird davon nicht in Kenntnis gesetzt. Mein Bruder kommt nach Hause, doch meine Eltern schicken ihn wieder nach Budapest zurück.

21. März 1944

Die Nachricht von der Besetzung Budapests versetzt das Land in Aufregung. Juden werden in Budapest auf offener Strasse festgenommen und in Züge verfrachtet, die sie in deutsche Konzentrationslager bringen. Mein Bruder kehrt ein zweites Mal heim.

25. *März 1944*

Die Schulen werden geschlossen. Unsere Klassenlehrerin entlässt uns ohne Angabe von Gründen.

27. *März 1944*

Juden haben all ihre Wertgegenstände, Radios und Fortbewegungsmittel den ungarischen Behörden zu übergeben. Ich muss mich von meinem brandneuen Fahrrad trennen. Mein Vater führt mich in den Keller und zeigt mir die Stelle, an der er unseren Schmuck vergraben hat.

28. *März 1944*

Juden haben ab jetzt einen gelben Stern an der Kleidung zu tragen und müssen einen gelben Stern an ihre Häuser malen.

3. *April 1944*

An den Schulen werden die Zeugnisse ausgegeben. Ich erhalte die Ehrenurkunde der Klassenbesten.

5. *April 1944*

Juden ist es ab jetzt untersagt, mit ihren nichtjüdischen Nachbarn zu kommunizieren.

18. *April 1944*

Die Juden Somorjas werden in ein Ghetto in Nagymagyar deportiert.

14. *Mai 1944*

Mein Vater wird in ein ungarisches Arbeitslager gebracht.

17. *Mai 1944*

Sämtliche Bücher, persönlichen Dokumente und heiligen Schriftrollen werden verbrannt. Es gelingt mir, mein Heft mit meinen Gedichten zu retten.

18. *Mai 1944*

Die Bärte werden abrasiert.

21. *Mai 1944*

Das Ghetto Nagymagyar wird geräumt. Wir werden ins Ghetto Dunaszerdahely gebracht. Ich gebe mein Gedichtheft einem jungen ungarischen Soldaten zur Aufbewahrung.

27. *Mai 1944*

Das Ghetto Dunaszerdahely wird geräumt. Wir werden in Viehwagons verladen.

31. *Mai 1944*

Wir kommen in Auschwitz an. Mein Bruder, Tante Serena und ich werden getrennt. Tante Serena stirbt in der Gaskammer.

10. *Juni 1944*

Wir werden ins Lager Plaszów gebracht.

5. *August 1944*

Das Lager Plaszów wird evakuiert. Wir werden in Züge verfrachtet und nach Auschwitz gebracht.

8. *August 1944*

Wir kommen erneut in Auschwitz an. Eine Nummer wird auf unseren linken Arm tätowiert. Meine Mutter verletzt sich und wird Invalidin.

9. *August 1944*

Meine Mutter kommt in die Krankenstation.

30. *August 1944*

Gemeinsam mit Freundinnen gelingt es mir, meine Mutter aus der Krankenstation zu schmuggeln.

1. *September 1944*

Wir stellen uns an für die Selektion. Ich werde einem Transport zugewiesen, der in die Gaskammern geht. Es gelingt mir zu entkommen, und ich schliesse mich dem Transport an, dem meine Mutter angehört und der nach Augsburg geht.

3. *September 1944*

Fünfhundert Frauen, darunter Mutter und ich, erreichen Augsburg.

4. *-4. April 1945*

Man bringt uns nach Mühldorf und von dort schickt man Mutter und mich ins Waldlager. Im Waldlager treffen wir auf meinen Bruder, der sich auf der anderen Seite des Stacheldrahtzauns befindet.

24. April 1945

Mühdorf/Waldlager wird evakuiert. Wir werden in Züge verladen.

27. April 1945

Wir werden irrtümlicherweise freigelassen und kurz darauf wieder überwältigt. Mutter und ich treffen ausserhalb des Zuges auf meinen Bruder. Man zwingt uns, den Zug wieder zu besteigen. Wir drei bleiben zusammen.

28. April 1945

Der Gefangenentransport wird in der Nähe von Pocking von der amerikanischen Luftwaffe angegriffen.

30. April 1945

Die US-Armee befreit uns im bayerischen Seeshaupt aus dem Zug.

7. Mai 1945

Deutschland kapituliert. Die Kirchenglocken läuten.

Mitte Mai 1945

Man bringt uns in das «Flak-Kaserne» genannte Übergangslager in der Nähe von München.

Mitte Juni 1945

Wir kommen in meiner Heimatstadt Somorja an, mittlerweile wieder Šamorín genannt.

Juli 1945

Wir erfahren vom Tod meines Vaters.

September 1945

Ich besuche wieder meine alte Schule. Meine Mutter, mein Bruder und ich bereiten uns darauf vor, in die USA zu emigrieren.

8. April 1951

Wir erreichen New York an Bord des Flüchtlingsschiffes «General Stewart».

Die wichtigsten Daten und Ereignisse des Holocaust

30. *Januar 1933*

Adolf Hitler wird zum deutschen Reichskanzler ernannt.

15. *September 1935*

Auf dem Reichsparteitag in Nürnberg werden das «Reichsbürgergesetz» und das «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» erlassen (die so genannten «Nürnberger Gesetze»).

13. *März 1938*

Österreich wird dem Deutschen Reich angegliedert.

8. – 10. *November 1938*

«Reichskristallnacht»: Im ganzen Reich werden von den Nazis in einem Massenspogrom Synagogen in Brand gesetzt und jüdische Häuser und Geschäfte demoliert. An die 30 000 deutsche und österreichische Juden werden in Konzentrationslager verschleppt. Viele jüdische Frauen werden verhaftet.

15. *März 1939*

Deutsche Truppen marschieren in der Tschechoslowakei ein.

1. *September 1939*

Deutschland greift Polen an. Der Zweite Weltkrieg beginnt.

22. *Juni 1941*

Die Deutsche Wehrmacht greift die Sowjetunion an. Frei bewegliche Todeskommandos, die so genannten «Einsatzgruppen», beginnen mit dem Massenmord an den Juden, Sinti und Roma (damals Zigeuner genannt) sowie Kommunisten.

7. *Dezember 1941*

Japan bombardiert Pearl Harbor.

11. *Dezember 1941*

Deutschland erklärt den Vereinigten Staaten den Krieg.

20. *Januar 1942*

«Wannseekonferenz»: Spitzenvertreter oberster Reichs- und Parteidienststellen diskutieren in Berlin-Wannsee den Plan zur Massenermordung der Juden, die so genannte «Endlösung der Judenfrage».

1942

In den Gaskammern der im besetzten Polen errichteten Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau, Treblinka, Belzéc und Lublin-Majdanek beginnt der Massenmord an den Juden.

19. *April – 16. Mai 1943*

Aufstand der Juden im Warschauer Ghetto.

20. *März 1944*

Deutsche Truppen besetzen Ungarn.

15. *Mai – 9. Juli 1944*

Über 430'000 ungarische Juden werden nach Auschwitz-Birkenau verschleppt, wo die meisten von ihnen in den Gaskammern umgebracht werden.

6. *Juni 1944*

«D-Day»: Alliierte Streitkräfte beginnen mit der Invasion Westeuropas.

21. *Juli 1944*

Der Versuch deutscher Offiziere, Hitler zu töten, schlägt fehl.

17. *Januar 1945*

Todesmärsche: Die Nazis evakuieren Auschwitz und treiben die Gefangenen zu Fuss Richtung Westen. Eine grosse Anzahl stirbt unterwegs.

27. *Januar 1945*

Sowjetische Truppen treffen in Auschwitz ein.

29. *April – 5. Mai 1945*

Britische Truppen befreien Bergen-Belsen; Dachau, Buchenwald, Mauthausen und andere Konzentrationslager werden von der US-Armee befreit.

30. *April 1945*

Hitler begeht Selbstmord.

7. Mai 1945

Das Deutsche Reich kapituliert bedingungslos. Der Krieg in Europa ist vorbei.

November 1945 – Oktober 1946

Nürnberger Prozesse: Ein Internationaler Militärgerichtshof verhandelt über deutsche Kriegsverbrechen sowie Verbrechen gegen den Frieden und die Menschlichkeit.

Glossar

Auschwitz Konzentrationslager im heutigen Os'wieçim in Polen

Chanukka achttägiges Lichterfest im November/Dezember.

Beginnend mit einem, wird jeden Tag jeweils ein Licht mehr angezündet

Chassid (pl. *Chassidim*) Angehöriger einer frommen jüdischen Sekte

Dunajska Streda Stadt in der damaligen Slowakei, heute Slowakien

Dunaszerdahely ungarische Bezeichnung für Dunajska Streda *Ellike* Verkleinerungs- und Koseform des Namens Elli; *Ellikém* = meine kleine Elli (ungarisch)

Erez-Jis'rael «Land Israels», Palästina

Horthy, Miklos 1920-1944 ungarischer «Reichsverweser» mit beschränkten königlichen Rechten

Jahrzeit Jubiläum, Gedenktag (jiddisch)

Jeschiv a Talmudschule, theologische Hochschule

Jewish Agency for Palestine «Jüdisches Büro», jüdische Institution, die bis zur Gründung des Staates Israel (1948) die Interessen der in Palästina lebenden Juden vertrat und auch mit Fragen der Einwanderung befasst war

Kiddusch Segensspruch, der am Schabbat und an anderen Feiertagen über einem Becher Wein gesprochen wird

Lag Ba-Omer Der 33. Tag des Omer, ein Freudentag, an dem als einzigem in der Zeit geheiratet bzw. gefeiert werden durfte

Liquidierung Auflösung; umgangssprachlich für Auslöschung, Vernichtung

Łódź Stadt in Polen

Mengele, Josef 1943-1945 Chefarzt von Auschwitz, zuständig für Selektionen und medizinische Experimente an Häftlingen

Omer Zeitraum von 49 Tagen zwischen Pessach und Schawuot

Peies Schläfenlocken der orthodoxen Ostjuden

Pessach achttägiges Fest Ende März/Anfang April, in Erinnerung an die Befreiung des Volkes Israel aus der ägyptischen Knechtschaft. Das Brot wird in der Zeit ungesäuert gegessen

Pfeilkreuzler Faschistische Gruppierungen in Ungarn 1935-1945

Plaszów Konzentrationslager in der Nähe von Krakau, Polen

Purim das ausgelassenste Fest im jüdischen Jahr (Ende Februar/Anfang März) erinnert an die Errettung der persischen Juden durch Königin Esther

Šamorín Stadt in der südlichen Slowakei, in damals von Ungarn besetztem Gebiet

Sch'lojschim die «dreissig» Tage der Trauer nach dem Tod eines nahen Verwandten

Schabbat der siebte Wochentag, der nur der Erholung und der Ruhe gewidmet werden soll, beginnt am Freitagabend und endet am Samstagabend

Schaharit Morgengebet

Schawuot Wochenfest, sieben Wochen nach Pessach; Fest der göttlichen Offenbarung am Sinai und gleichzeitig der Erstlingsfrüchte

Schiwu sieben Trauertage, die nach dem Tod eines nahen Verwandten sitzend verbracht werden *Schul* eine Synagoge (jiddisch)

Schutzstaffel Militärisch organisierte Elite- und Sonderorganisation der Nazis

Somorja ungarische Bezeichnung für Šamorín

SS Schutzstaffel

Synagoge Zentrum des religiösen und gesellschaftlichen jüdischen Lebens

Talmud Das Hauptwerk des rabbinischen Judentums, aus mündlicher Überlieferung entstanden und autoritative Quelle der Religionslehre

Tattersall Londoner Pferdemarkt, dessen Name auf den britischen Stallmeister Richard Tattersall zurückgeht

Tefillin lederne Gebetsriemen (mit zwei Kapseln), die der erwachsene Jude an Werktagen anlegt. Die Kapseln enthalten, auf Pergament geschrieben, Passagen des Alten Testaments

Tora die «Lehre», die Heilige Schrift, im engen Sinn die «Fünf Bücher Moses», also die ersten fünf Bücher der Bibel; für den Gottesdienst auf Rollen geschrieben

Zaddik ein «Gerechter», also eine Persönlichkeit, die eine Mittlerrolle zwischen Gott und den gläubigen Chassidim einnimmt